

140 Jahre Baustoffproduktion

140 Jahre



HEIDELBERGCEMENT

Die Geschichte von HeidelbergCement

Der Weg des süddeutschen Unternehmens zum internationalen Konzern



HEIDELBERGCEMENT

Der Heidelberger Portländer

Beiträge zur Unternehmensgeschichte und Unternehmenskultur, Heft 8

In der vorliegenden Kurzgeschichte zum 140-jährigen Bestehen von HeidelbergCement hat der Autor versucht, den zahlreichen Wurzeln des Unternehmens nachzugehen. Den Lesern sollen die historischen Situationen und Voraussetzungen, die zu den jeweiligen Entwicklungen führten – seien es Fusionen oder Übernahmen, aber auch Stilllegungen – vermittelt werden. Im gebotenen Rahmen ist es allerdings nicht möglich, komplette Werksgeschichten aufzuzeigen. Vielmehr wird der Schwerpunkt auf die jeweilige Gründungsgeschichte und die spätere Rolle des Werks oder der Firma im Konzern gelegt. Für die deutschen Standorte liegen, wie in den Anmerkungen genannt, bereits zahlreiche Einzeldarstellungen vor. Um den Lesern einen vollständigen Überblick zu bieten, reicht die Darstellung bis in die Gegenwart.

Die Geschichte von HeidelbergCement

Der Weg des süddeutschen Unternehmens zum internationalen Konzern

[hrsg. von: HeidelbergCement AG]

Dietmar Cramer

Copyright ©2013 HeidelbergCement AG

Berliner Straße 6, 69120 Heidelberg

Titelfoto: Umgebaute Bergheimer Mühle, 1875.

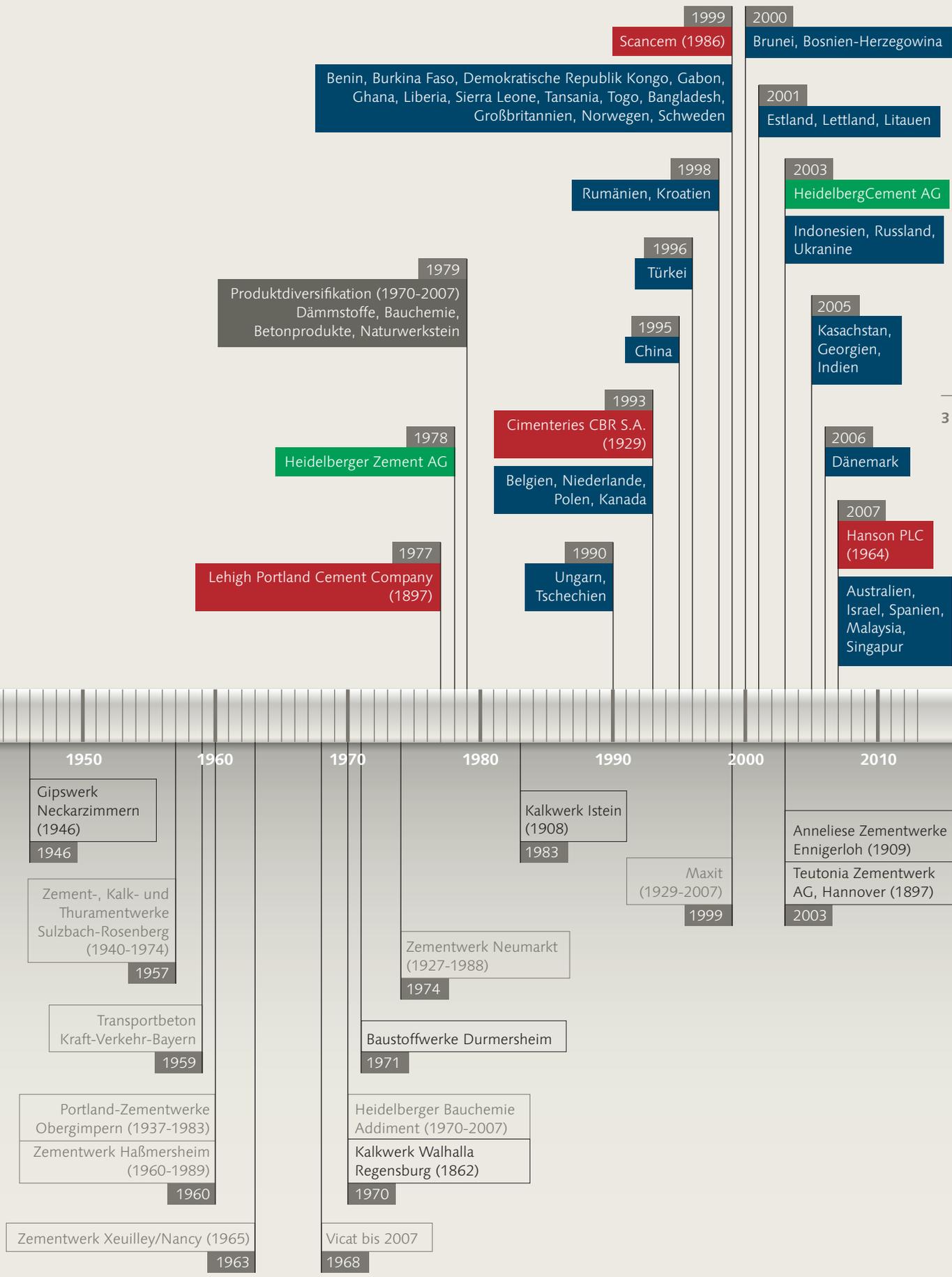
Entwurf und Realisation: ServiceDesign Werbeagentur GmbH, Heidelberg

Inhalt

Die Geschichte von HeidelbergCement

Der Weg des süddeutschen Unternehmens zum internationalen Konzern

5	Vorwort		
6	Pionierzeit		
6	Vom Opus Caementitium zum Portlandzement		
10	Die Mannheimer Portland-Cement-Fabrik		
14	Die Portland-Cement-Fabrik Chr. Lothary Ww. & Co.		
17	Unternehmensgründung		
17	Der Bierbrauer Johann Philipp Schifferdecker		
20	Gründung des Portland-Cement-Werks Heidelberg		
24	Löwe im Achteck		
26	Wandel zur Aktiengesellschaft		
26	Ausbau des Werks		
29	Gründung der Aktiengesellschaft und Brandkatastrophe		
31	Großbrand in Heidelberg		
34	Stammwerk Leimen		
34	Neuaufbau und Anfangsjahre in Leimen		
37	Fusion der Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim		
40	Portland-Cement-Werk Heidelberg in Leimen		
43	Alles aus einer Hand		
46	Gründung der Süddeutschen Cement-Verkaufsstelle		
49	Stammwerk als Kaderschmiede		
50	Vom Sturzbetrieb zum Rollochabbau		
52	Steintransport per Straßenbahn		
54	Soziale Fürsorge		
54	Fremde, Unfrieden sähende Einflüsse fern halten		
56	... in die Klasse der Besitzenden heben		
57	... für brave und verdiente Arbeiter		
58	Gemeinde „Cementwerk Leimen“		
59	Wohlfahrtseinrichtungen		
62	Expansion nach Süden		
62	Konzernwerke vor dem Ersten Weltkrieg		
65	Portland-Cementfabrik Blaubeuren, Gebrüder Spohn		
66	Stromabnehmer in Burglengenfeld gesucht		
68	Erster Weltkrieg		
68	Der Erste Weltkrieg		
71	Frauen an der Heimatfront		
72	Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG		
73	Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft		
73	Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft		
74	Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren		
75	Fusion mit Leube		
77	Stuttgarter Cementfabrik in Schelklingen		
79	Zwanziger Jahre		
79	Arbeitsbedingungen und Verdienst		
81	Soziale Frage und Arbeiterunruhen		
83	„Goldene Zwanziger Jahre“ und Weltwirtschaftskrise		
86	Zukäufe in Deutschland		
86	Portland-Cement-Werke „Wetterau“ Lengfurt a. M.		
88	Bayerisches Portland-Cementwerk Kiefersfelden		
90	Nationalsozialismus und Kriegswirtschaft		
90	Gleichschaltung im Nationalsozialismus		
96	Kriegswirtschaft und Interessensgemeinschaften		
102	Wiederaufbau und Krisenjahre		
102	Die „Stunde Null“ und der Wiederaufbau		
106	Neue Geschäftsbereiche und Ausbau von Beteiligungen		
109	Von der Hochkonjunktur in die tiefe Depression		
111	Diversifikation und internationale Expansion		
111	Geschichte der Lehigh Portland Cement Company		
114	Übernahme der Lehigh Portland Cement Company		
118	Energieeinsparung und Produktdiversifikation		
120	Offene Grenzen und Aufstieg zum Global Player		
130	Quellennachweis		



140 Jahre HeidelbergCement Von der „Bergheimer Mühle“ zum Weltkonzern



HAUPTVERWALTUNG in Heidelberg.



Die lange und erfolgreiche Geschichte von HeidelbergCement begann im Jahr 1873 mit dem Umbau der „Bergheimer Mühle“ in Heidelberg zu einer Zementfabrik. Durch Zukäufe und Firmenübernahmen wurde das Unternehmen schnell zum Marktführer in Süddeutschland. Auch nach dem Beginn des Ersten Weltkriegs im August 1914 setzte sich die Expansion fort. Mit der Machtübernahme durch die Nationalsozialisten wurde die Zementproduktion in Deutschland bis zum Zweiten Weltkrieg massiv ausgebaut, musste aber dann aufgrund von Kriegsschäden in den Werken gestoppt werden.

Die anschließende Zeit des Wiederaufbaus in den 1950er-Jahren brachte eine stürmische Aufwärtsentwicklung für die gesamte Branche, denn Zement wurde dringend zur Schaffung von Infrastruktur und Wohnraum im zerstörten Deutschland gebraucht. Neue Produkte wie Putze und Mörtel ergänzten schon bald die Produktpalette von HeidelbergCement. Der Einstieg in die noch junge Transportbetonbranche erfolgte im Jahr 1960 und entwickelte sich in den 1970er-Jahren so erfolgreich, dass hieraus eine eigene Unternehmenssparte entstand.

Noch bis zum Ende der 1960er-Jahre war HeidelbergCement ausschließlich im süddeutschen Raum präsent. Das änderte sich, als 1977 die „Lehigh Portland Cement Company“ in den USA übernommen wurde und damit die Internationalisierung des Unternehmens begann.

Nach dem Fall der Mauer boten Ende der 1980er-Jahre die politischen Veränderungen in den Ländern Zentral- und Osteuropas neue Chancen und HeidelbergCement wurde zum größten Investor in der Baustoffindustrie dieser Region. In den 1990er-Jahren beschleunigte sich die internationale Expansion. Die bis dahin größten Schritte waren die Übernahme der belgischen CBR und des skandinavischen Konzerns Scancem, durch die die Unternehmensregionen West- und Nordeuropa sowie Afrika hinzukamen. Die internationale Marktpräsenz wurde mit diesen Übernahmen beträchtlich erweitert. Seit dem Jahr 1995 expandiert HeidelbergCement durch den Kauf von Unternehmen und Beteiligungen in Wachstumsländern in Asien und Afrika südlich der Sahara.

Die vorläufig letzte und größte Übernahme war die des britischen Baustoffunternehmens Hanson PLC im Jahr 2007, einem der weltweit größten Hersteller von Zuschlagstoffen. Mit dem Kauf kamen nicht nur neue Marktgebiete wie Australien oder Malaysia hinzu, HeidelbergCement wurde auch Weltmarktführer bei Sand, Kies und Hartgestein.

Die vergangenen 140 Jahre Firmengeschichte zeigen eindrucksvoll die Entstehung eines Weltkonzerns, der einerseits nach wie vor fest in seiner Heimat verwurzelt, andererseits weltweit erfolgreich tätig ist und zu den global führenden Unternehmen seiner Branche zählt. Heute sind 52.000 Mitarbeiter an 2.500 Standorten in 40 Ländern für HeidelbergCement tätig. Langfristig angelegte Investitionen und nachhaltiges Wachstum waren von Beginn an Teil unseres Geschäftsmodells. Beides wird auch in Zukunft der Maßstab für unser unternehmerisches Handeln sein.

Mit einem herzlichen Glückauf, Ihr

Bernd Scheifele

Dr. Bernd Scheifele
Vorstandsvorsitzender HeidelbergCement

Vom opus caementitium zum Portlandzement

Der Baustoff Beton ist für uns im Alltag überall gegenwärtig. Moderne Infrastruktur und kühne Hochbauten sind Ausdruck eines Baustoffes mit fast unendlicher Formbarkeit. Er besteht im Wesentlichen aus den Zuschlagstoffen Sand und Kies und dem Bindemittel Zement.

Mörtel aus gebranntem Kalk oder Gips und Sand waren bei den meisten frühen Kulturvölkern bekannt.¹ Die Verwendung von Kalkmörtel ist um 7000 v. Chr. in Anatolien, um 6000 v. Chr. im heutigen Syrien und um 1400 v. Chr. im Sinai und in Ägypten nachgewiesen.² Eine wesentliche Erweiterung der Anwendungsmöglichkeiten brachte die Erfindung des hydraulischen Mörtels beim Bau einer Zisterne in Jerusalem 1000 v. Chr. durch die Phönizier. Hydraulisch bedeutet in diesem Zusammenhang, dass das Bindemittel durch Reaktion mit Wasser sowohl an der Luft als auch unter Wasser erhärtet. Im Gegensatz dazu erhärten nicht hydraulische Bindemittel (auch Luftbindemittel genannt), wie Luftkalk, Gips oder Lehm nur an der Luft, sind aber im erhärteten Zustand nicht wasserbeständig.

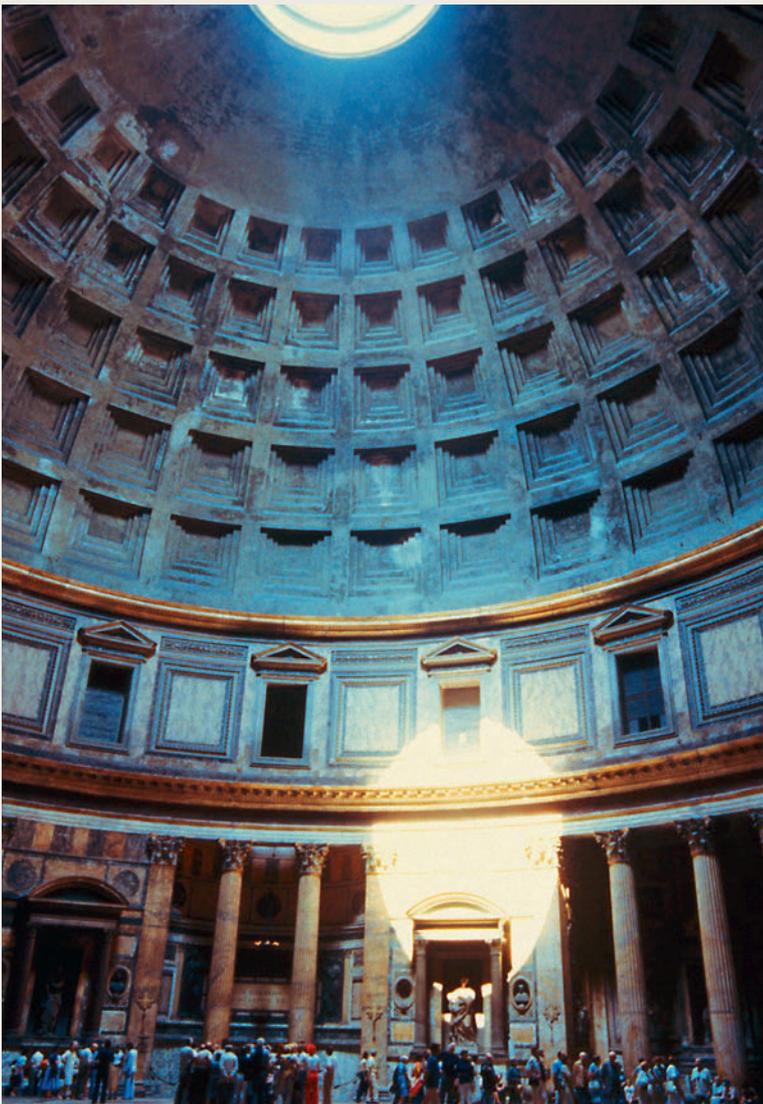
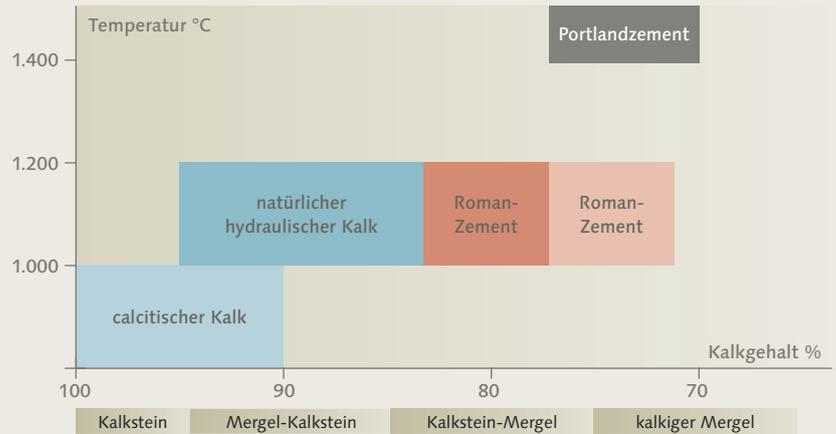
Großen Anteil an der Verbreitung der Steinbauweise hatten die Römer. Seit dem 2. Jahrhundert v. Chr. setzte sich in Rom die Steinbauweise gegen den bisher vorherrschenden Holzbau durch. Die Römer übernahmen die von den Griechen entwickelte Technik des Gussmauerwerks (Emplekton) und perfektionierten diese.³ So war es den Römern schon vor 2.000 Jahren gelungen, einen betonähnlichen Baustoff zu entwickeln. Sie nannten ihn opus caementitium, eine Mischung aus gebranntem Kalk, Ziegelsplitt, Bruchsteinen und vulkanischen Aschen (Puzzolanen). Zumeist wurde das Gussmauerwerk mit verlorener Schalung ausgeführt, d.h. der Mörtel wurde zwischen in einer Schalung aufgeschichteten Bruchsteinen mit Ziegeldurchschuss eingestampft. Bis heute sind uns herausragende Bauwerke aus opus caementitium,

wie z.B. das um 120 n. Chr. errichtete Pantheon, erhalten geblieben. Dieses erreichte mit einem Kuppeldurchmesser von 43 m eine erst im 18. Jahrhundert wieder erreichte Spannweite.

Mit dem allmählichen Niedergang des Römischen Reiches ging auch die Steinbauweise zu Gunsten des Holz- und Lehmbaus zurück. Damit verloren die Zemente an Bedeutung. Erst mit dem allmählichen Aufschwung des Bauwesens in den Städten im Spätmittelalter und in der frühen Neuzeit, getragen durch ein aufstrebendes Bürgertum, stieg die Nachfrage nach Mörteln wieder. Ausgelöst wurde diese im 16. Jahrhundert zumeist durch Erlasse zum Feuerschutz, die ein Ziegeldach und die Ausführung des Untergeschosses und teilweise auch der Giebelwände in Steinbauweise vorschrieben. Das Gussmauerwerk als solches fand aber kaum mehr Anwendung.⁴

Erst Ende des 18. Jahrhunderts im Zuge der Industrialisierung gewannen auch hydraulische Kalk wieder an Bedeutung. Noch herrschte jedoch keine Klarheit über die Ursache der hydraulischen Wirkung und die Funktion der Zusatzstoffe Ziegelsplitt und Puzzolane. Bei der wissenschaftlichen Erforschung der Bindeprozesse des Kalksteins übernahmen die Engländer anfangs eine Vorreiterrolle. 1791 veröffentlichte John Smeaton seine Untersuchungen über den Zusammenhang von Tongehalt des Kalksteins und Eignung des daraus hergestellten Zements für den Wasserbau.⁵ Auf der Grundlage dieser Entdeckung stellte fünf Jahre später James Parker einen Zement aus gebrannten und gemahlener Mergelnieren her, die Ton und Kalk im richtigen Verhältnis enthielten. In Anlehnung an die Qualitäten des römischen opus caementitium nannte er sein Produkt „Romanzement“.⁶ Da der neue Zement nicht gelöscht zu werden brauchte, gut wasserbeständig war und schnell erhärtete, erfreute er sich bald großer Beliebtheit.⁷

Zusammensetzung und Brenntemperatur der Kalke und Zemente



PANTHEON IM ROM. Die Mauern sind großenteils aus mit Ziegeln ummauertem **OPUS CAEMENTITIUM** gebaut und ruhen auf einem 7,50 m breiten und 4,60 m tiefen Ring aus Gussmauerwerk als Fundament. Für die Kuppel wurde der Beton mit leichtem vulkanischen Tuff- und Bimsstein vermischt. Zur weiteren Gewicht-ersparnis wurde sie durch fünf konzentrische Ringe aus je 28 Kassetten gegliedert, wobei die Kassetten der einzelnen Ringe nach oben hin immer kleiner werden. Am Scheitelpunkt der Kuppel befindet sich eine kreisrunde Öffnung von neun Metern Durchmesser, das Opaion, das neben dem Eingangsportale die einzige Lichtquelle des Innenraums darstellt. Um das hierdurch eindringende Regenwasser abzuleiten, ist der Boden des Kuppelsaals leicht zum Zentrum hin aufgewölbt.

Erste Patente für künstliche Mörtelstoffe wurden Anfang des 19. Jahrhunderts erteilt. Das wichtigste Patent Nr. 5022 „An improvement in the modes of producing an artificial stone“⁸, ließ sich 1824 der Maurer Joseph Aspdin (1778–1855) aus Leeds eintragen. Darin beschrieb er ein Verfahren zur Herstellung eines künstlichen Romanzements, den er Portland-Cement nannte. Mit der Namensgebung sollte verdeutlicht werden, dass der neue Zement ähnliche Eigenschaften aufwies, wie der damals begehrte Werkstein der südenglischen Halbinsel Portland.⁹ Aspdin stellte eine Mischung aus gebranntem Kalk und Ton zusammen und brannte diese noch einmal. Das Produkt des Brennvorgangs wurde gemahlen, aber nicht abgelöscht. Es handelte sich also um einen „künstlichen“ Romanzement und noch nicht um den uns heute bekannten, bis zur Sinterung (Erhitzung bis unterhalb des Schmelzpunkts) gebrannten Portlandzement. Dennoch erfreute sich das dem „natürlichen“ Romanzement überlegene Produkt ab den 1840er-Jahren in England großer Beliebtheit, was aber zu einem nicht unerheblichen Teil auf seinen geschickt gewählten Namen zurückzuführen war.¹⁰

Um die höheren Brenntemperaturen für das Brennen von Portlandzement zu erreichen, musste man die herkömmlichen Brennstoffe Holz und Torf durch solche mit höherem Brennwert (z.B. Kohle oder Koks) ersetzen. Außerdem bedurfte Portlandzement einer besonderen Zusammensetzung des Rohmaterials, die man im Allgemeinen nur durch eine gezielte Mischung von Kalk oder Kreide mit Ton erreichen konnte. Um eine möglichst hohe Qualität des Zements zu garantieren, musste diese Mischung zudem möglichst gleichmäßig und fein erfolgen, was einen nicht unerheblichen Aufwand an entsprechenden Zerkleinerungs-, Mahl-, und Mischanlagen erforderte.



Aquarell der PORTLAND-CEMENT-FABRIK INGELHEIM, ca. 1900.

Verfahrenstechnisch standen dazu das Trocken- und das Nassmischverfahren (Schlemmverfahren) zur Verfügung. Das auf diese Weise gewonnene Kalk-Ton-Gemisch musste vor dem Brennen auf Ziegelpressen noch zu sogenannten „Rohlingen“ gepresst, anschließend getrocknet und in Öfen eingesetzt werden. Wegen der klinkerähnlichen Form wurden sie als „Zementklinker“ bezeichnet. Nach dem Brennen und Auskühlen musste dieser Klinker in Stampf- und Walzwerken sowie Mahlgängen noch zu einem feinen Pulver zerkleinert werden, ehe der fertige Portlandzement in Fässern gefüllt und in den Versand gebracht werden konnte.¹¹ Wem erstmals die Herstellung des Portlandzements durch Sinterung bei 1.450 °C gelang, ist nicht abschließend geklärt. Außer Aspdins Sohn, William, bemühten sich auch andere Hersteller in England um eine Verbesserung ihres Zements. Zu ihnen gehörte Isaac Charles Johnson (1811–1911) von der Firma White & Sons, der 1844 - möglicherweise als Erster - einen planmäßigen gesinterten Zement aus einer einheitlichen Rohmischung brannte. Wenn auch die Qualität des Aspdin'schen Zements mangels gleichmäßiger Rohstoff-

mischung schwankte, so erreichte niemand zu dieser Zeit Aspdins Festigkeiten.¹²

Ab Mitte der 1840er-Jahre waren in England neben den verschiedenen Romanzementen auch Portlandzemente am Markt. Beide Zementarten wurden von England aus auch ins Ausland exportiert, wo insbesondere der Portlandzement auf Grund seiner vorteilhaften Eigenschaften sehr hohe Preise erzielte. In den anderen europäischen Ländern wurden daher alle Anstrengungen unternommen, um ein dem englischen Zement vergleichbares Produkt zu produzieren. Da man zu dieser Zeit noch davon ausging, dass nur der in England verwendete Septarienton aus der Kreideformation verwendet werden könne, nahmen in den Jahren 1850/1851 auch zwei kleine Werke in Buxtehude und Uetersen, neben der Herstellung von Romanzement das Brennen von künstlichem Portlandzement aus englischen Mergelnieren und Kohlen auf. Allerdings hatten diese keinen dauerhaften wirtschaftlichen Erfolg.¹³

Erst Bergwerksbesitzer und Chemiker Dr. Hermann Bleibtreu (1824–1881)¹⁴ gelang 1855 in der Portland-Cement-Fabrik Lossius & Delbrück in Züllchow bei Stettin in bescheidenem

ROMANZEMENTFÄSSER von einer im 19. Jahrhundert auf dem Inn gesunkenen Zementplatte (Lastkahn). Erhärteter Romanzement mit dazugehörigem, mit Weidenriemen gebundenen Fass, ausgestellt im Inn-Museum Rosenheim.



Fassaufkleber
PORTLAND-CEMENT-FABRIK
KREBS in Ingelheim.

Umfang eine fabrikmäßige Herstellung von Portlandzement. Bleibtreu hatte zuvor eine Englandreise unternommen, um mehr über die bis dahin geheim gehaltene Rezeptur zu erfahren. Nach englischem Vorbild hatte er ebenfalls den Septarienton verwendet, wie er auch auf den der Oder vorgelagerten Inseln vorkam. Die Tagesleistung seiner einzigen deutschen Portlandzementfabrik war mit 50 bis 100 Fass (8,5 bis 17 t) sehr gering. Dennoch war das Produkt von guter Qualität und wurde auf der Pariser-Weltausstellung 1855 sogar prämiert.¹⁵ Bleibtreu selbst ging 1856 nach Obercassel bei Bonn, wo der Aufsichtsrat der von seinem Vater gegründeten Alaunhütten des Bonner Bergwerks- und Hütten-Vereins beschloss, die Portlandzementfabrikation aufzunehmen.¹⁶ Nach dem Vorbild von Züllchow entstanden bald in ganz Deutschland Portlandzementfabriken. Bis zur Gründung des Deutschen Reiches am 18. Januar 1871 waren insgesamt 14 Portlandzementfabriken entstanden. Besondere Bedeutung für die HeidelbergCement AG hatte die 1862 gegründete Mannheimer Portland-Cement-Fabrik sowie deren 1864 gegründetes, späteres Zweigwerk in Mainz-Weisenau.

Eine weitere Fabrik, die in dieser Pionierphase entstand, war die 1863 gegründete Portland-Cement-Fabrik Krebs in Ingelheim, die 1907 von den Heidelberger Werken übernommen wurde.¹⁷ Damit reichen die Wurzeln des heutigen Heidelberger Unternehmens bis in die frühesten Anfänge der deutschen Portlandzementherstellung zurück, auch wenn die heute verbindliche Lesart die Gründung auf das Jahr 1873 in Heidelberg festlegt. In einer Festschrift zum „50-jährigen Jubiläum“ hatte man sich im Jahr 1910 noch auf die Gründung der Mannheimer Portland-Cement-Fabrik, mit der man 1902 fusionierte, bezogen.

Die Mannheimer Portland-Cement-Fabrik

10

In England waren Ende der 1850er-Jahre bereits etwa zehn Portlandzementfabriken in Betrieb.¹⁸ In Deutschland war die Menge des produzierten Portlandzements allerdings nach wie vor gering, die Konkurrenz des englischen Portlandzements übermächtig sowie die Preise dafür extrem hoch. Portlandzement wurde damals in Baden noch im Materialwarenladen pfundweise in Papiertüten verkauft. Ein einzelnes Fass, dem englischen Gewicht von 400 Pfund nachgeahmt mit 180 kg brutto und 170 kg netto, kostete neun Gulden (über 90 Mark/t).¹⁹



Fassaufkleber der
MANNHEIMER
PORTLAND-CEMENT-FABRIK.

Dies brachte Geschäftsleute, wie den aus Frankfurt stammenden Kaufmann Carl Dietzsch (*27.05.1834), auf die Idee, in diesen aufstrebenden Industriezweig zu investieren. Am 31. August 1858 war er in Mannheim als Bürger aufgenommen worden. Verheiratet war er mit Ernestine²⁰, der Tochter des bekannten Stadtrats Hoff. Dietzsch betrieb in Mannheim zunächst einen Großhandel mit Eisenwaren, bis er im September 1860 einen Antrag „Zu Bau und Errichtung eines Stampf- und Mühlenwerkes“ einreichte.

Nachdem das Großherzoglich Badische Stadtamt am 24. September 1860 die Genehmigung unter Abweisung aller Einsprüche erteilt hatte, kaufte er am 3. Oktober 1860 die zuvor ausgesuchten Grundstücke im sogenannten Jungbusch am Hummelsgraben zwischen dem späteren Verbindungskanal und dem Rhein.²¹

Noch war Dietzsch nicht bekannt, welche Rohstoffe für die Herstellung von Portlandzement geeignet waren. In Baden gab es keine Kreidegesteine und so experimentierte er mit verschiedenen Sorten von Kalksteinen. Am 8. Dezember 1860 begannen die Untersuchungen mit Proben von Schieferkalk aus Langenbrücken, Kalktuff und Kalkmergel aus der Nähe von Diedesheim und Haßmersheim. Nach einigen Monaten hatten aber die Versuche, Bauten und Einrichtungen der neuen Fabrik größere Mittel verschlungen als Dietzsch aufbringen konnte.²²

Zu Hilfe kam ihm der vermögende Mannheimer Bürger Julius Friedrich Espenschied. Auf diesen war Dietzsch durch dessen Kaufinteresse an der Schalkschen Weichgummifabrik 1859 aufmerksam geworden.²³ Vermutlich konnte Dietzsch Espenschieds Interesse auf die Zementherstellung lenken. Espenschied kannte auch den Wert des Portlandzements, denn er hatte bei dem Bau seiner Kartoffelmehl-Fabriken in Neuwied, Mühlburg, Gernsheim und Oppenheim für englischen Zement einen hohen Preis bezahlt. Auch Dietzsch hatte ihn noch Anfang 1861 mit zwölf Fass beliefert und dafür 100 Gulden (84 Mark/t) berechnet. Zum 1. März 1861 übernahm Espenschied die Fabrik und Dietzsch konnte seine Versuche fortsetzen. Den Durchbruch brachte ein Probebrand im September 1861:²⁴

„Nach Dietzschs Aufzeichnungen begann der Einsatz mit 500 Pfund Koksklein und 2.000 Pfund Backsteinen. Am 13. September 1861



CARL DIETZSCH.



JULIUS FRIEDRICH
ESPENSCHIED.

war der Brand bis zur Gicht gelangt und am Tage darauf wurden die ersten Probestücke gezogen.“²⁵

Das Ergebnis der Brände konnte damals noch nicht sicher beurteilt werden. Da man sich über den Vorgang des Abbindens nicht klar war, betrachtete man es als ein Zeichen besonderer Güte, wenn eine aus dem Zement mit Wasser geformte Kugel nach einer Stunde Härtezeit unter Wasser nicht zerfiel. Nach heutigen Erkenntnissen müssen derartige Versuche als ungenügend angesehen werden. Dietzsch hingegen berichtete am 14. September triumphierend in seinem Berichtsheft:

„Nr. 1 gestossen und gesiebt lag 1 Stunde mit Wasser angemacht an der Luft, zog ziemlich stark an und zerfiel in der ersten Stunde im Wasser nicht.“²⁶

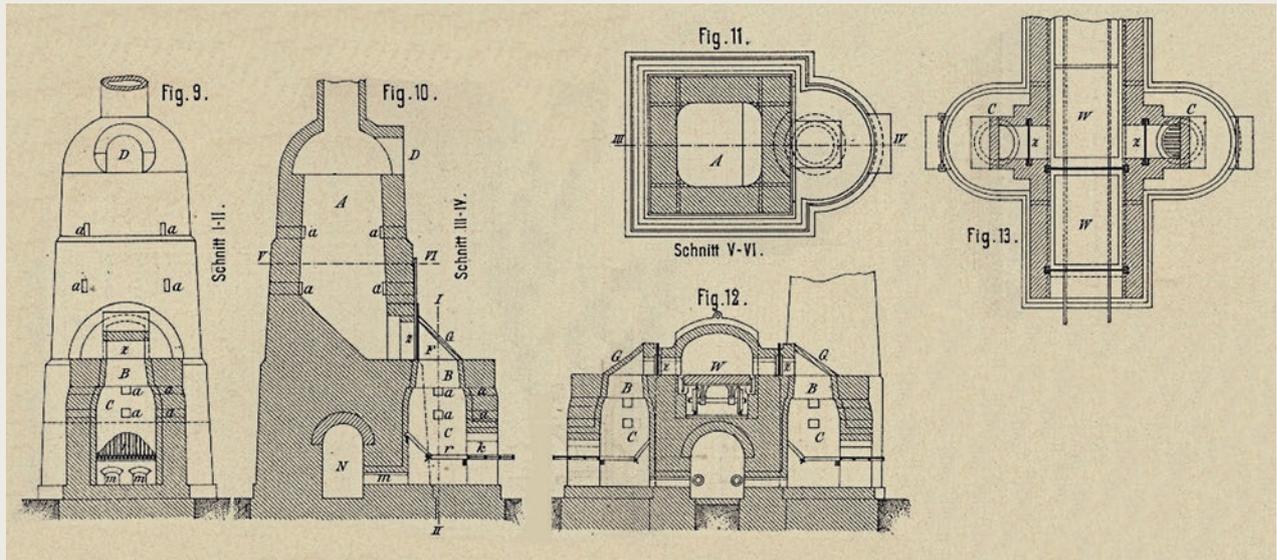
Im Jahr 1862 setzte daraufhin der Verkauf ein, wenn auch in bescheidenen Mengen. Bei aller Unvollkommenheit der Fabrikanlagen, bekam der Portlandzement gute Zeugnisse namhafter Baufachleute jener Zeit. Die Mannheimer Fabrik bestand aus einer kleinen Dampfmaschine von drei PS, einem leichten Pochwerk und einem Schachtofen von einem Meter Durchmesser. Damit wurde der harte Muschelkalk vom Hühnerberg bei Haßmersheim, der durch Neckarschiffe herangeschafft werden musste, verarbeitet.²⁷

Auch nach dem Verkauf des Unternehmens blieb Dietzsch noch drei Jahre dessen kaufmännischer Leiter, bis er im Jahre 1866 seine Erfahrungen in die neu gegründete Portland-Cementfabrik Böcking & Dietzsch in Malstatt bei Saarbrücken einbrachte. Dort kam auch sein ab 1883 so bekannt gewordener Schachtofen zuerst zur Ausführung und machte ihn in kurzer Zeit zum wohlhabenden Manne.²⁸

11
Espenschied setzte nach Übernahme der Fabrik seinen Vetter, Dr. Richard Espenschied, einen tüchtigen Chemiker ein, der auch bald die chemische Zusammensetzung der Rohstoffe sicherstellte. Durch Anschaffung von Steinbrechern und Walzwerken konnten zwar die aufzuarbeitenden Mengen bewältigt werden, der Brennbetrieb blieb aber trotz größerer Schachtofen aufgrund des unterbrochenen Betriebs unwirtschaftlich. Ein neu gebauter Mendheimischer Ringofen²⁹ erwies sich als zu klein. Die Anlagen verschlangen Unsummen und der Erfolg war nicht abzusehen. Auch am Markt schienen die Schwierigkeiten unüberwindlich. So klagt die Fabrik im Jahre 1864 in einem Rundschreiben:

„Wie leider in so manchen Dingen bestand und besteht in Deutschland ein Vorurteil gegen bei uns fabrizierten Portland-Cement zu Gunsten des fremdländischen (englischen) Fabrikats, natürlich nur zum Schaden unserer Konsumenten, unserer Industrie und unseres Landes.“³⁰

Zu dieser Zeit beschränkte sich der Zementverbrauch hauptsächlich auf Romanzement, der in zahlreichen über das ganze Land verteilten Fabriken mit einfachen Maschineneinrichtungen hergestellt werden konnte. Das Rohmaterial musste nicht gemahlen werden und die Brenntemperatur lag bei etwa 1.200 °C. Die hydraulischen Eigenschaften des Produkts, das auch Schwarzkalk genannt wurde, schwankten je nach lokalem Vorkommen erheblich.³¹ Der teure Portlandzement fand im Wesentlichen bei Unterwasserbauten Verwendung. Demgemäß war auch die Erzeugung von Portlandzement in den ersten zehn Jahren des Bestehens der Mannheimer Fabrik verschwindend klein.³² Erst mit der Gründung des Deutschen Reichs 1871, nach dem gewonnenen Deutsch-Französischen Krieg, änderte sich die Situation.



„DIETZSCH'S CEMENTBENNOFEN MIT VORWÄRMER“, nach Tafeln aus Dingers Polytechnischem Journal, Band 250, 1883, S. 520. Carl Dietzsch teilte den Schachtofen in drei Zonen auf, nämlich die Vorwärm- (A), die eigentliche Brenn- (B) und die Abkühlungszone (C). Die in den Abkühlungsraum eingeblasene Kaltluft strömt als vorgewärmte Verbrennungsluft in die Brennzone und gibt schließlich ihre Energie im Vorwärmer an den Kalkstein ab. Ist eine Charge im Schmelzraums (B) so weit durchgebrannt, so wird der Abkühlungsraum (C) so tief geleert, dass der Schmelzraum neues Material aus dem Vorwärmer aufnehmen kann. Dann wird der Schieber (Z) geschlossen und die Tür G geöffnet. Sinkt die glühende Masse des Schmelzraumes nicht nach unten, so wird durch Stampfen, mit Stecheisen oder durch Belastung nachgeholfen. Den großen Vorteilen, durch die dieser Ofen in der Portlandzementindustrie große Verbreitung erlangte, stand sein großes Gefährdungspersonal für die Arbeiter entgegen. Beim Einschütten von Brennmaterial durch die Schüröffnungen (G) zogen die entweichenden Kohlgase nur zum Teil durch den Vorwärmer ab und die glühende Masse, die hier ihre höchste Temperatur erreicht hatte, musste durch die Arbeiter bewegt werden.

Durch französische Reparationszahlungen beflügelt, kam es zu einem Gründerboom, der insbesondere der Bauwirtschaft eine Hochkonjunktur bescherte. Espenschied nutzte 1873 die Gelegenheit, eine seit 1867 brachliegende Ziegelei³³ in Friedrichsfeld zu übernehmen und eine Portland-Cement- und Tonwarenfabrik einzurichten. Dort ließ er Röhren, Tröge und Wannen aus Beton und Ton herstellen und schuf so auch einen Absatzmarkt für seinen Portlandzement.

Um die für den laufenden Umbau der Fabrik benötigten Geldmittel beschaffen zu können, wandelte Espenschied das Unternehmen 1876 in eine Aktiengesellschaft mit einer Million Mark Grundkapital um. Der Kaufmann Christoph Riehm und der Chemiker Georg Zweifelhoffer wurden Vorstände, Espenschied übernahm den Vorsitz im Aufsichtsrat. Im Oktober 1878 trat er vom Aufsichtsratsvorsitz zurück und ging in den Ruhestand. Am 12. Januar 1881 übernahm Ingenieur Wilhelm Merz die technische Leitung an Stelle Zweifelhoffers.³⁴

Unter seiner Leitung sollte die Zementfabrik in Mannheim bald eine neue Blütezeit erleben. Insbesondere waren die vorwiegend aus der Getreidemüllerei übernommenen Mahlgänge und die 13 im intermittierenden Betrieb

laufenden Schachtofen mit hohen Unkosten verbunden. Gerade einmal 100.000 Fass (17.000 t) Portlandzement waren jährlich erzeugt worden. Bis 1884 war es nicht möglich, den Aktionären eine Dividende zu zahlen. 1885 wurden die alten Schachtofen stillgelegt und Dietzsch-Etagenöfen gebaut. Merz setzte – um die Herstellungskosten zu vermindern – beim Aufsichtsrat den Bau eines Hoffmannschen Ringofens³⁵ durch. Die Situation in Mannheim blieb aber trotzdem durch räumliche Enge der Fabrikanlagen angespannt. Dazu trugen auch die hohen Bezugskosten für die Rohstoffe Kalk und Ton, die mit Schiff und Eisenbahn von Haßmersheim, Eschelbronn, Mauer und Langenbrücken herangeschafft werden mussten, bei.³⁶

In der Mitte der 1880er-Jahre stieg die Nachfrage nach Portlandzement schnell an. Grund dafür waren bedeutende Festungsbauten in Elsass-Lothringen und der Bau neuer Eisenbahnlinien und Rheinbrücken. Die Mannheimer Fabrik konnte der hohen Nachfrage bald nicht mehr nachkommen und musste nach einem Ausweg suchen.



▲ **SCHIFFSVERLADUNG** von Zementfässern am Neckar.



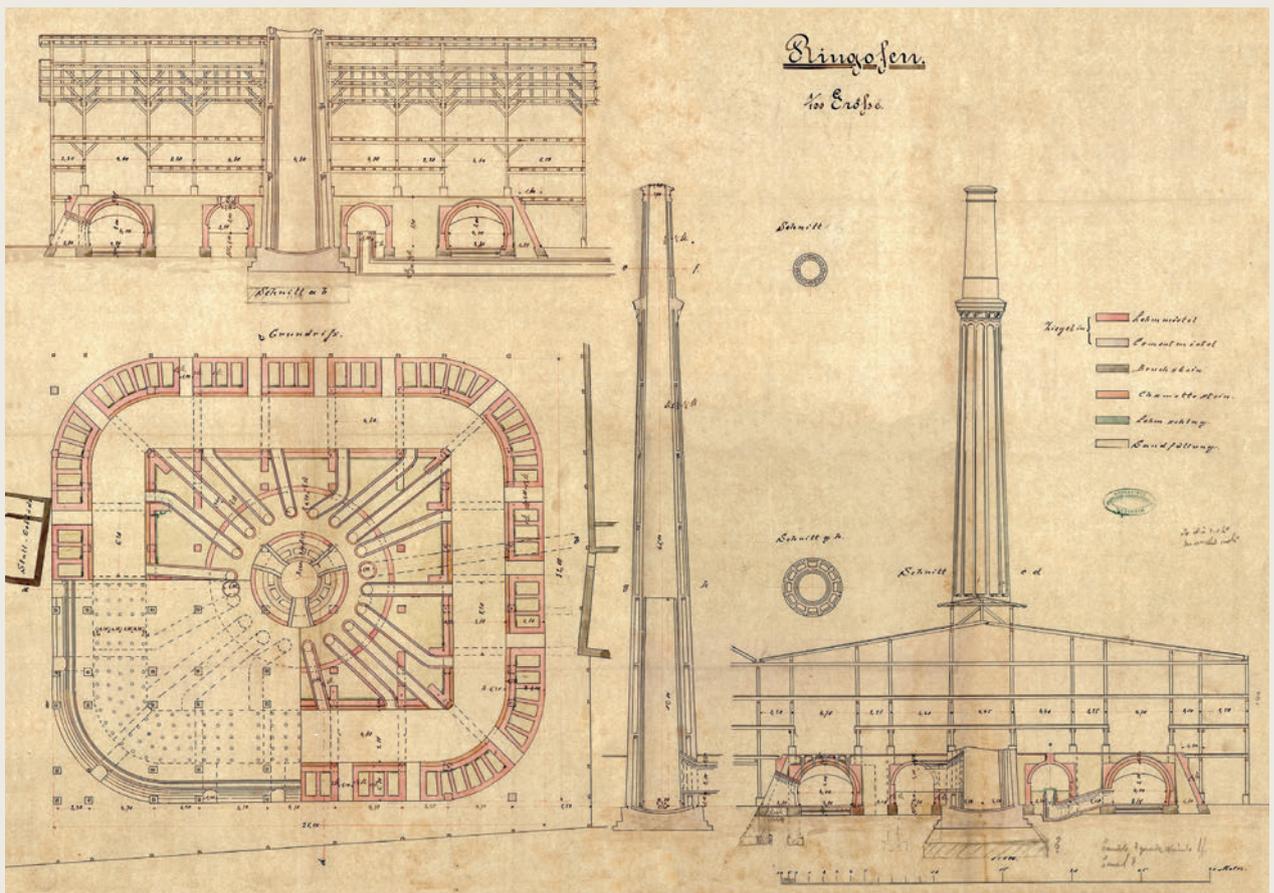
▲ Mannheimer Portland-Cement-Fabrik am **HUMMELSGRABEN IM JUNGBUSCH**, 1880. Im Juli 1887 wurden im Kohlehafen Bauplätze parzelliert und im Oktober des gleichen Jahres der Hummelsgraben zugeschüttet.

13



◀ **MANNHEIMER PORTLAND-CEMENT-FABRIK** nach dem Mannheimer Werksumbau und des neuen Zweigwerks in Weisenau bei Mainz, 1890.

▼ **HOFFMANSCHER RINGOFEN**, 1885.



Die Portland-Cement-Fabrik Chr. Lothary Ww. & Co.

In Weisenau bei Mainz hatte der Bauunternehmer Christian Lothary seit 1852 links der Eisenbahnlinie Worms-Mainz einen Steinbruch mit Kalkbrennerei betrieben. Ebenso stellte er in einer kleinen chemischen Fabrik blausaures Kali (Kaliumsalz der Blausäure), Berliner Blau (Eisencyanblau) und Neublau (Wäscheblau) her. Durch Ankauf des rechts der Eisenbahn tiefer gelegenen und oft vom Rhein überfluteten Grundstücks hatte Lothary 1867 die Möglichkeit zur Anlage einer Ziegelei, die ihm das Material für sein umfangreiches Baugeschäft lieferte. Anschüttungen mit dem Abraum des Steinbruchs machten auch die benachbarten Grundstücke nutzbar.

Am 22. Juli 1864 suchte er beim Kreisamt in Oppenheim um die Erlaubnis zum Bau einer Portland-Cement-Fabrik nach. Auf dem aufgeschütteten Gelände errichtete er eine Fabrik, bestehend aus zwei Schachtöfen, mehreren Schuppen und eine Lokomobile. Schon im nächsten Jahr wurde diese um eine feststehende Dampfmaschine, zwei weitere Schachtöfen, Trockenschuppen, Werkstätten sowie Ladevorrichtungen am Rheinufer erweitert.³⁷

Das aufstrebende Unternehmen hatte jedoch sehr unter Arbeitermangel zu leiden. Deshalb wurden im Jahre 1868 billige Schlaf- und Unterkunftsräume im Steinbruch erbaut. Zahlreiche Steinbrecher aus Südtirol und Oberitalien wurden als Gastarbeiter im Steinbruch angeworben. Da Kinderarbeit zu dieser Zeit auch noch nicht verboten war, arbeiteten schulpflichtige Kinder im Alter von 12 bis 14 Jahren in der Ziegelei. Lediglich etwa 2.700 bis 3.300 Fass (460 bis 560 t) wurden im Monat von 180 bis 200 Arbeitern produziert. In der Winterzeit, von Ende November bis Mitte Februar, ruhte der Betrieb ganz, nur die Zementmahlung und der Versand wurden aufrecht erhalten. Unerwartet starb am 8. Dezember 1868 der Gründer

Christian Lothary im Alter von 54 Jahren. Bis dahin wurde die Zementfabrik als Nebenbetrieb geführt und fand nur geringere Beachtung. Catharina Rosina Lothary, geb. Jung, und ihr Sohn Christian übernahmen die Leitung des Unternehmens. Die Töchter Margarete Marie und Susanne waren Kommanditistinnen. Kaum bestand die neue Kommanditgesellschaft, als Christian Lothary jun. im Alter von 33 Jahren am 6. Juli 1881 verstarb. Die Geschwister übernahmen dessen Anteil und bestellten den Kaufmann Jakob Junker zum Direktor und Prokuristen.³⁸

In den ersten zwei Jahrzehnten vergrößerte sich das Werk um das Fünffache. 1882 wurde ein großer Ringofen mit 36 Kammern und einem 50 m hohen Schornstein erbaut. Nachdem im Jahr 1887 die Hessische Ludwigs-Eisenbahn auf dem Grund und Boden der Firma Lothary die Güterstation Weisenau errichtet hatte, eröffneten sich der Fabrik durch das ersehnte Anschlussgleis neue Absatzmöglichkeiten. Jetzt war die Gelegenheit zur Expansion für die Mannheimer Portland-Cement-Fabrik gekommen. Am 15. November 1887 übernahm sie das 72 ha große Gelände, von dem 19 ha überbaut waren.³⁹

Der Entscheidung zum Ankauf des Werks Weisenau war eine abermalige Erhöhung des Grundkapitals der Mannheimer Gesellschaft auf 1,5 Mio. Mark am 5. November 1887 vorausgegangen. Das Kapital sollte insbesondere in die erhebliche Erweiterung der Anlagen fließen. Wilhelm Merz ging auch hier daran, die Betriebsanlagen zu verbessern und erheblich zu erweitern. Der Umbau begann mit der Errichtung einer Trockenanlage im Steinbruch, es folgte eine neue Sulzer-Dampfmaschine mit 600 PS, eine Zementmühle mit drei Kollergängen und drei Kugelmühlen sowie ein zweites Lagerhaus für Zement. Ein wesentlicher Schritt war die Änderung des Produktionsverfahrens im Jahr 1892.



CHRISTIAN LOTHARY.



CATHARINA ROSINA LOTHARY und Sohn CHRISTIAN.

Das bisher angewandte Trockenverfahren wurde zugunsten des Halbnassverfahrens eingestellt. Die Kalksteine wurden weiterhin trocken vermahlen, der Ton dagegen geschlemmt und als dünnflüssiger Brei dem Kalksteinmehl zugesetzt. Der Ton wurde aus einer sieben Kilometer entfernten Grube an der Preußisch-Hessischen Eisenbahn gewonnen. Gegenüber dem bisherigen Verfahren brachte das Halbnassverfahren einen erhöhten Energieaufwand, der mit dem Verdunsten des Wassers verbunden war, mit sich. Allerdings wurde dieser Schritt damals häufig gewählt, um im Zuge besserer Homogenisierung der Rohmaterialien, die Qualität des Portlandzements zu verbessern.

Dennoch wirkte sich die Verbesserung der Betriebseinrichtungen, für die sich Merz zielstrebig einsetzte, dauerhaft auf die Senkung der Herstellungskosten aus und steigerten die Produktionskapazität. Auch die Qualität des Portlandzements aus Mannheim und Weisenau entsprach nun den höchsten Anforderungen.⁴⁰

Merz führte auch in Weisenau die Dietzsch-Etagenöfen ein, 1894 waren es bereits acht. Mit dem Kauf des Weisenauer Werks konnten jetzt größere Lieferungen übernommen und sogar die überseeische Ausfuhr mit dem Schiff aufgenommen und stetig gesteigert werden. In etwas mehr als einem Jahrzehnt gelang es ihm, die Produktion von 171.721 Fass (29.000 t) im

BLICK IN DEN STEINBRUCH von der Eisenbahnüberführung. Die Brückenüberführung wurde von der Nürnberger Maschinenbau-Gesellschaft Klatt & Co., Zweigstelle Gustavsburg (MAN), errichtet. Links Werkshäuser, im Hintergrund ein rauchender Kalkofen für die Kalksandsteinproduktion, ca. 1890.





Werk
Weisenau bei Mainz.

Portland - Cementwerke Heidelberg und Mannheim A.G.



Ansicht des **WEISENAUER ZEMENTWERKS**, 1914.



KANTINE, 1893.



HANDBAU im Steinbruch und Verladung auf offene
Waggons mittels Verladerrampen, 1893.

Jahr 1887 auf 648.775 Fass (110.000 t) im Jahr 1900 zu steigern. Auch in der Mannheimer Fabrik stieg der Absatz von 100.000 Fass (17.000 t) im Jahr 1881 auf 153.500 Fass (26.100 t) im Jahr 1886.⁴¹

Bis Ende der 1880er-Jahre hatte sich die Portlandzementindustrie stetig entwickelt, danach wuchs aber die Produktion schneller als der Bedarf. Aus den Krisenerfahrungen der Jahre 1889 bis 1893 hatten sich die meisten Hersteller im Verband der süddeutschen Portland-Cement-Fabriken zusammengeschlossen. Durch Versandkontingente und Preiskonventionen versuchten sie, dem ruinösen Wettbewerb zu entgehen. Die Syndikatswerke unternahmen alle Anstrengungen, syndikatsfreie Neugründungen zu

bekämpfen. Auch die Mannheimer Firmenleitung musste am 12. September 1898 durch Ankauf der sogenannten Jungenfelder Aue, in der Weisenauer Nachbarschaft, einen Konkurrenten verhindern.⁴² Doch trotz aller Versuche gelang es nicht, die Überproduktion, die von den zahlreichen Neugründungen herrührte, zu verhindern und die Zementpreise zu stabilisieren. Auch die Mannheimer Portland-Cement-Fabrik setzte auf weitere Expansion. Zum dritten Mal wurde das Grundkapital erhöht, auf nunmehr 2,5 Mio. Mark. Einen Rückschlag erhielt der Ausbau, als am 18. August 1899 ein Brand den Ringofen mit Trocknerei vollständig sowie die Ziegelei, Schlammerei und Mischerei teilweise einäscherte.⁴³

Der Bierbrauer Johann Philipp Schifferdecker

Wie geschildert, gehörten Carl Dietzsch und Julius Friedrich Espenschied in Mannheim sowie Christian Lothary in Weisenau zu den Pionieren der neuen Portlandzementindustrie. Deren Produktionsmengen waren bislang gering gewesen, da der Absatz aufgrund des hohen Preises stagnierte. Das änderte sich mit der Gründung des Deutschen Reichs 1871 schlagartig. Waren bis dahin insgesamt 14 Portlandzementwerke entstanden, so setzte jetzt ein neuer Gründungsboom ein. Noch immer war der Chemismus des Portlandzements nur in groben Zügen bekannt und seine Herstellung zog nach wie vor zahlreiche Branchenfremde in seinen Bann. So auch den Brauereibesitzer Johann Philipp Schifferdecker (*31.05.1811 Mosbach †01.10.1887 Königsberg) in Königsberg. Er hatte 1867 den Entschluss gefasst, seine gut laufende Brauerei in Königsberg zu verkaufen, da keines seiner drei Kinder die Brauerei übernehmen wollte.⁴⁴

Überliefert ist ein Schreiben von Johann Philipp Schifferdecker im Alter von 56 Jahren, in dem er seinen Entschluss zum Verkauf der Brauerei begründete:

„Wenn ich mich nun auch über jedes weitere Eingehen auf die Gründe, die mir einen Verkauf wünschenswert machen, hinwegsetze, so thue ich ein Übriges, wenn ich sage, dass ich früher auf das Eintreten meiner Kinder in das Geschäft und das Verbleiben derselben in der Familie gerechnet habe, dies aber hat sich durch äußere Umstände geändert, wie auch mein vorge-rücktes Alter nach so vielen Mühen, Streben und Schaffen endlich mehr Ruhe verlangt.“⁴⁵

Sein Sohn Johann Philipp Paul (*14.01.1846 Königsberg †24.07.1889 Heidelberg) hatte ein Chemiestudium in Karlsruhe begonnen und es 1866 in Heidelberg fortge-



JOHANN PHILIPP SCHIFFERDECKER.

setzt, wo er auch dauerhaft bleiben wollte.⁴⁶ Seine jüngere, erst 15-jährige Tochter Friederice Antonia Helen (*28.02.1852) und deren Ehemann Rechtsanwalt Rudolf Heubach (*1838 †23.01.1895) zeigten kein Interesse am familiären Fortbestand der Brauerei. Auch die älteste Tochter Marie Olga Louise (*26.01.1848) verfolgte andere Ziele. Sie heiratete später den Königsberger Kaufmann Gustav Schmidt und führte ein großbürgerliches Leben.⁴⁷

Johann Philipps jüngster Bruder Eduard führte den technischen Betrieb der Brauerei Ponarth. Ihn beauftragte Johann Philipp daher, Käufer für die Brauerei zu suchen.



REPRODUKTION EINER DAGUERREOTYPIE von Johann Philipp Schifferdecker mit Ehefrau Friderice Louise Antonie, geborene Reinicke, links davor Sohn Paul, rechts Maria Olga Luise, stehend jüngster Bruder von Johann Philipp, Eduard Georg, ca. 1854.



RUDOLF HEUBACH, Staatsanwalt in Bromberg.

Am 2. Juli 1869 führten schließlich Eduards Bemühungen, die Brauerei zu verkaufen, zum Erfolg. An der neuen Gesellschaft hatten neben Eduard mehrere Königsberger Kaufleute Anteil, sie firmierte unter „Kommanditgesellschaft Brauerei Ponarth E. Schifferdecker & Co.“ Johann Philipp ließ sich aus dem Verkauf lediglich einen Anteil von 100.000 Taler (256.500 Mark)⁴⁸ zusichern. Als stiller Teilhaber verfolgte er das weitere stetige Wachstum der Firma aber weiter.⁴⁹

Es ist anzunehmen, dass Johann Philipp, der aus Mosbach am Neckar stammte, gelegentlich mit der Bahn in seine badische Heimat und nach Heidelberg zu seinem Sohn reiste. Auf einer dieser Zugfahrten von Königsberg nach Heidelberg soll sich dann jenes viel zitierte Gespräch mit einem Mitreisenden ergeben haben. In diesem soll Johann Philipp den Hinweis zur Investition seines Vermögens in eine Portland-Cement-Fabrik bekommen haben.⁵⁰ Was Legende und was Tatsache ist, lässt sich heute nicht mehr belegen. Es dürfte aber einem umsichtigen Unternehmer wie Johann Philipp Schifferdecker auch ohne äußere Anregungen

nicht entgangen sein, dass ein neuer Gründungsboom von Portland-Cement-Fabriken eingesetzt hatte. Dass sich dabei gutes Geld verdienen ließ, schienen ältere, bereits bestehende Zementwerke von J. F. Espenschied in Mannheim, Chr. Lothary in Weisenau (Mainz) und Dyckerhoff & Söhne in Biebrich (Wiesbaden) zu zeigen.

Was Johann Philipp Schifferdecker letztendlich bewog, in Heidelberg einen Standort für ein Portlandzementwerk zu suchen, ist unbekannt. Seinem oben geäußerten Wunsch nach mehr Ruhe, hätte es entsprochen, dem Sohn eine neue Existenz aufzubauen und auch die Töchter entsprechend zu beteiligen. Doch trotz seines fortgeschrittenen Alters von 72 Jahren, sah er sich jetzt noch in der Lage, tatkräftig am Aufbau mitzuwirken. Auch die Aussicht, die badische Heimat wieder zu sehen, war sicher ein Grund für seine Entscheidung. Darüber hinaus wusste er die Brauerei bei seinem Bruder Eduard in guten Händen.



JOHANN PHILIPP SCHIFFERDECKER

Johann Philipp kam am 31. Mai 1811 als ältestes Kind der Familie des Mosbacher Bierbrauers Johann Georg Schifferdecker (1784-1842) und dessen Sinsheimer Ehefrau Eva Maria, geborene Ritzhaupt (1796-1835), zur Welt. Die Mosbacher Linie Schifferdecker reicht bis ins Jahr 1580 zurück. In protestantischer Familientradition übten die Schifferdeckers das Küfer- und Biersiederhandwerk aus und waren als Ratsherren oder Bürgermeister einflussreich. Seine Mutter war bei seiner Geburt erst 15 Jahre, sein Vater 27 Jahre alt. Auch sein Lebensweg war vorgezeichnet. In der renommierten Mosbacher Klosterbrauerei lernte er wie seine Vorfahren das Brauereihandwerk. Später arbeitete er in der dem Deutschen Hof angeschlossenen Brauerei des Vaters. 1835 starb seine Mutter entkräftet im Alter von nur 39 Jahren, nachdem sie 24 Kinder zur Welt gebracht hatte.⁵¹

Johann Philipp wurde in eine Zeit extremen Bevölkerungswachstums hineingeboren. Im Großherzogtum Baden stieg die Bevölkerungszahl zwischen 1810 und 1834 um 25 % an. Agrarkrisen, Naturkatastrophen und Missernten verschärften die Situation. Das Jahr 1816 ist als „Jahr ohne Sonne“ in die Geschichte eingegangen. Ein Großteil der Jugend suchte sein Glück in der Fremde. Bis zur Jahrhundertmitte geriet die Auswanderungswelle zu einem regelrechten Massenexodus. Trotz hoher Geburtenraten sank die Bevölkerungszahl.⁵²

Als ihm 1838 ein Bruder der Mutter eine eigene Brauerei in Königsberg in Aussicht stellte, bot sich Johann Philipp die einmalige Chance, der heimatlichen Enge und Perspektivlosigkeit zu entfliehen. Sein Onkel Ritzhaupt war seit 1816 Mitinhaber der Weinhandlung Koch & Richter, die den Ausschank und die Weinkellerei im „Blutgericht“ des Königsberger Schlosses betrieb. Ritzhaupt hatte eine Brauerei und mehrere Gebäude in der Tuchmacherstraße in unmittelbarer Nähe des Königsberger Schlosses erworben. Johann Philipp begann unmittelbar nach seiner Ankunft in Königsberg, die erworbene Brauerei für seine Zwecke einzurichten. Bereits zwei Monate später folgte der erste Fassanstich. Im Gegensatz zu seinen Konkurrenten braute Schifferdecker untergäriges bayerisches Bier. Ein Wagnis angesichts des dahindümpelnden Königsberger Brauereiwesens. Seine handwerklichen Kenntnisse sowie die gesellschaftlichen und wirtschaftlichen Beziehungen des Onkels verhalfen ihm innerhalb kurzer Zeit zum Erfolg. Die Abnehmer waren von dem neuen Bier begeistert, Johann Philipps Risikobereitschaft hatte sich ausgezahlt. Schon drei Jahre nach der Firmengründung konnten geräumige Kellerranlagen unter der Schlosskirche angemietet werden. Um den Bierabsatz zu fördern, richtete er selbst einen Spezialausschank in der nahe gelegenen Gambriushalle ein. Schließlich stieg die Verbreitung und Nachfrage so stark, dass Lieferverzögerungen eintraten.⁵³

In den in Danzig erschienenen „Königsberger Skizzen“ schrieb der Inhaber des Kant'schen Lehrstuhls für Philosophie, Karl Rosenkranz: „... zu dem porterartigen Altheimischen Löbenichtschen Bier ist in der Schifferdeckerschen Brauerei das Bayrische Bier als Rivale getreten und genießt eine sehr große Consumtion.“⁵⁴

Auf dem Weg zum Erfolg heiratete Schifferdecker am 8. März 1842 Fridrice Louise Antonie Reinicke (*13.08.1821 Königsberg †28.04.1909 Königsberg) aus Königsberg. Die glücklichen Ereignisse wurden aber vom Tod des Vaters überschattet. Da er sich seinem erst zehnjährigen jüngsten Bruder Eduard Georg verpflichtet fühlte, holte er diesen zur Erziehung und Ausbildung nach Königsberg. Eduard folgte gern dem Vorbild des 22 Jahre älteren Bruders und erlernte ebenfalls das Bierbrauerhandwerk.⁵⁵

Bis zum Ende der 1840er-Jahre expandierte die Brauerei derart, dass weitere Grundstücke erworben werden mussten. Die in den Jahren gewachsenen Produktionsanlagen in der Königsberger Tuchmacherstraße ließen sich nicht ohne grundsätzliche Umbauten und Rationalisierungsmaßnahmen vergrößern. Außerdem hätten diese eine zeitweise Betriebstilllegung erforderlich gemacht. Schifferdecker suchte daher nach Möglichkeiten, die Produktion zu verlagern. Am 2. August 1849 erwarb er im Dörfchen Ponarth in der Nähe von Königsberg ein kleines Gut mit Bauernhof und Gasthaus. Nach mehr als zehnjähriger erfolgreicher Unternehmertätigkeit hatte Johann Philipp genügend Erfahrungen und Kapital gesammelt, um eine neue Brauerei planen zu können. Es entstand ein Großbetrieb, der 1860 einen Bierausstoß von 20.000 t erreichte und 1869 bereits 34.000 t produzierte.⁵⁶

Gründung des Portland-Cement-Werks Heidelberg

Während Johann Philipp Schifferdecker noch den Gedanken in sich trug, eine Portlandzementfabrik in der Umgebung von Heidelberg zu errichten, eröffnete sich plötzlich durch die zum Verkauf stehende Bergheimer Mühle am Neckar eine Möglichkeit dazu. Johann Martin Konrad Reiffel hatte am 23. November 1864 die Mühle von seinen Eltern übernommen. Durch gezielte Verhandlungsmaßnahmen im Bereich des linken Flußufers oberhalb der Bergheimer Mühle hatte die Stadt Heidelberg Anfang der 1860er-Jahre versucht, Land zu gewinnen. Das aufgeschüttete Material wurde aber teilweise abgeschwemmt und setzte bis Januar 1866 allmählich den Mühlkanal der Bergheimer Mühle zu. Reiffel vermochte es nicht, diesen Anlandungen wirkungsvoll zu begegnen und verklagte am 23. Januar 1869 die Stadt auf Schadensersatz und Reinigung des Mühlkanals. Im Laufe der Verhandlungen vor dem Badischen Hofgericht Mannheim, das in zwei Instanzen die Stadt zu Schadensersatz verurteilte, geriet Reiffel in Konkurs.⁵⁷

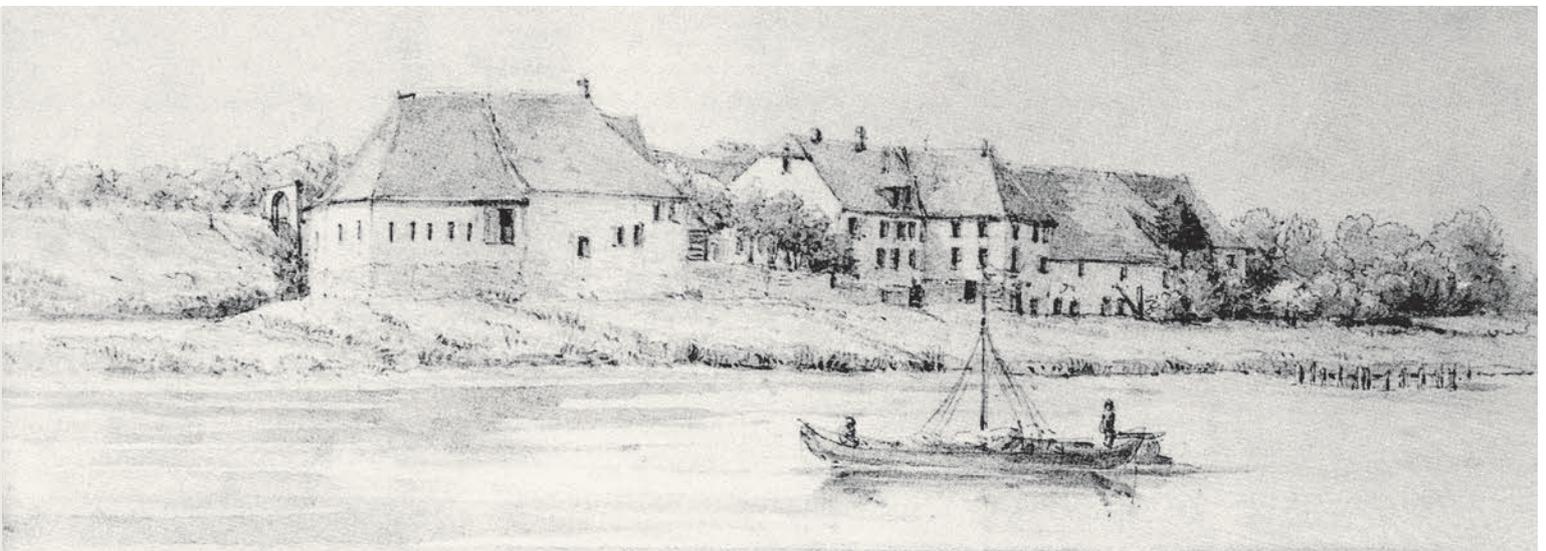
Als schließlich die Bergheimer Mühle im Konkursverfahren zu erwerben war, kaufte Schifferdecker diese am 10. Januar 1873 für 152.000 Gulden (260.000 Mark).⁵⁸ Der Kauf schien zunächst ein Glücksfall zu sein. Denn schon kurz darauf, am 24. Januar 1873, meldete die Karlsruher Zeitung zum Ankauf der Liegenschaft:

„Heidelberg, 22. Jan[uar]. Als Beweis, wie rasch sich oft der Werth von Liegenschaften erhöht, sei Ihnen mitgeteilt, dass Hr. Schifferdecker, welcher vor kaum 14 Tagen die hiesige Bergheimer Mühle für 150.000 fl. ersteigerte, schon jetzt von einem Dritten 25.000 fl. mehr dafür geboten wurden, natürlich ohne Erfolg, da die darin in großem Style anzulegende Cementfabrik noch höheren Gewinn verspricht.“⁵⁹

Der Standort Bergheimer Mühle bot eine Wasserkraft von 90 PS (66 kW) und die Möglichkeit des Schiffstransports. Die Entfernung zur Eisenbahn war gering. Den Kalkstein hatte man im nahe gelegenen Rohrbach ausfindig gemacht. Die grundsätzliche Eignung des Materials schien gewährleistet, da bereits eine Romanzementfabrik am Ort ansässig war. Diese Annahme erwies sich allerdings als folgenschwerer Irrtum. Schon nach relativ kurzer Zeit ging diese Romanzementfabrik in Folge des „Treibens“ des Produkts durch den zu hohen Magnesiumgehalt im Gestein ein.

Die Umbauarbeiten an der Bergheimer Mühle liefen erst allmählich an. Bis zur Einreichung des ersten Baugesuchs im Juli 1873 zur Errichtung der provisorischen Schachtöfen war ein halbes Jahr vergangen, ohne dass das Projekt nennenswert vorangekommen wäre. Dies lag nicht zuletzt in der anhaltenden Weigerung der Stadt begründet, sich an den Kosten für die Mühlkanalräumung zu beteiligen, obwohl sie dazu zwei Mal verurteilt worden war. Um seine Ansprüche durchzusetzen, zog Schifferdecker vor das Großherzoglich Badische Oberhofgericht Karlsruhe, das am 2. Oktober 1873 ein Urteil zu seinen Gunsten fällte.⁶⁰

Nach der Errichtung der intermittierenden Schachtöfen begann eine Phase des Experimentierens. Da sowohl Johann Philipp als auch sein Sohn kaum Kenntnisse im Brennen von Portlandzement hatten, zogen sich die Versuche über ein Jahr hin. Das Brennen im Schachtofen war vergleichsweise unkompliziert. Nach dem Anzünden vollzogen sich die Befüllungs- und Entleerungsvorgänge in weitgehend gleichbleibender Weise. Zu Beginn des ersten Brandes musste die Menge des Brennmaterials ermittelt und das Verfahren des Setzens einmal ausprobiert werden. Problematisch war dagegen die Rohmaterialgewinnung.⁶¹



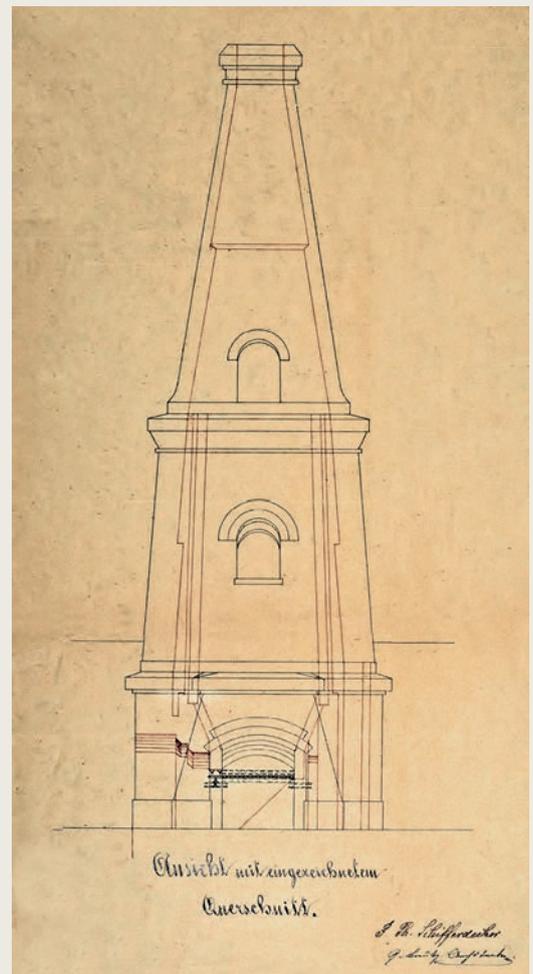
Zeichnung der **BERGHEIMER MÜHLE** um 1870 von Philibert von Graimberg (*09.07.1832 †28.10.1895).

Schon der Kalksteinabbau erfolgte weitgehend unkontrolliert in Rohrbach an der Gemarkungsgrenze zu Leimen durch Bauern der Umgebung. Diese brachen auf ihren Äckern die Steine und transportierten sie mit Fuhrwerken ins sechs Kilometer entfernte Heidelberg. Bereits diese Gewinnungsmethode macht deutlich, dass dem wichtigen Bereich der Rohmaterialgewinnung nicht die nötige Ernsthaftigkeit entgegengebracht wurde. Dennoch schien man sich Mitte des Jahres 1874 sicher zu sein, die Herstellung von Portlandzement meistern zu können. Am 5. Juni 1874 erfolgte daraufhin die Eintragung als offene Handelsgesellschaft beim Amtsgericht Heidelberg. Die Gesellschaft verfügte über ein Stammkapital von 1.200.000 Mark und wurde von den drei Teilhabern Dr. Paul Schifferdecker, Johann Philipp Schifferdecker und Schwiegersohn Rudolf Heubach, bisher Staatsanwalt in Bromberg, gleichberechtigt vertreten.⁶²

Gegen Jahresende 1874 konnte die Zementproduktion im kleinen Maßstab aufgenommen werden. Der hohe Magnesiumgehalt im Rohmaterial beeinträchtigte jedoch die Produktqualität stark. Versuchsweise bezog man, wie auch die Portlandzementfabrik Mannheim, sehr harten Kalkstein aus dem neckaraufwärts gelegenen Haßmersheim zu hohen Frachtkosten. Ton orderte man per Eisenbahn aus Langenbrücken.⁶³

Der Jahresabschluss wies ein Defizit von 150.000 Mark aus. Schifferdeckers Hoffnungen ruhten bislang auf seinem Sohn Paul. Obgleich dieser in Chemie promoviert hatte, fehlten ihm aber offensichtlich elementare praktische Kenntnisse im Bereich der Rohmaterialaufbereitung. Das Unternehmen schien ernsthaft gefährdet, weiteres Experimentieren beim Rohmaterial hätte ein unabsehbares Risiko bedeutet.

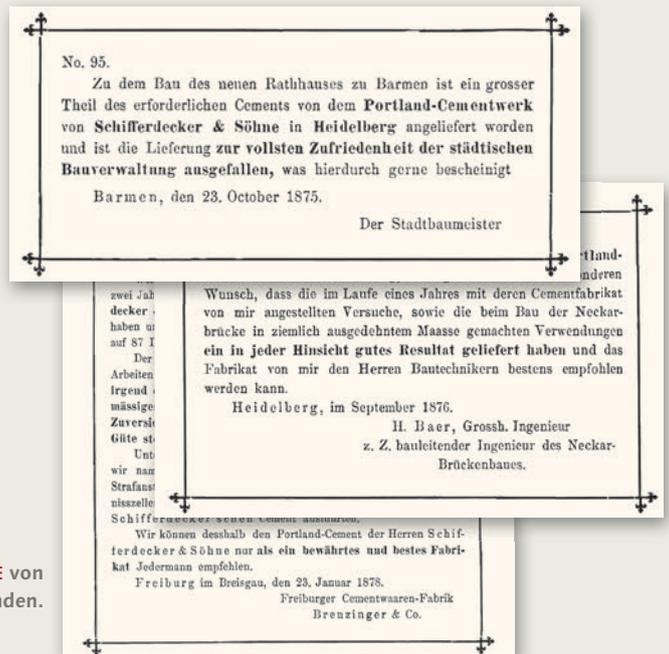
Nur eine wissenschaftlich fundierte Vorgehensweise bei der Rohstoffgewinnung konnte das Unternehmen retten. Ungefähr zehn Jahre zuvor hatte J. F. Espenschied in Mannheim mit ähnlichen Schwierigkeiten gekämpft und die Rohmaterialschwierigkeiten schließlich mit Hilfe eines erfahrenen Chemikers, seinem Vetter Dr. Richard Espenschied, lösen können.⁶⁴



ERSTER SCHACHTOFEN mit Unterschrift von Johann Philipp Schifferdecker, Juli 1873.



FAMILIE VON FRIEDRICH SCHOTT in Seesen, Friedrich mit seiner Jugendfreundin, hintere Reihe, dritter von rechts, ca. 1875.



ZEUGNISSE von Zementkunden.

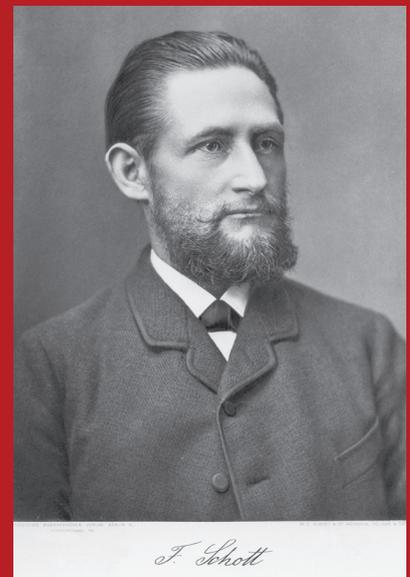


FRIEDRICH SCHOTT

Geboren wurde Friedrich Schott am 27. Dezember 1850 in Gandersheim im Harz als ältestes von 19 Kindern. Seine Mutter Luise, geborene Darnedde, schilderte in Aufzeichnungen aus ihrem Leben den ältesten Sohn Friedrich als zierliches und kleines, aber recht gesundes Kind. Der Vater von Friedrich stand als Förster in Fürstlich Braunschweigischen Diensten. Berufliche Veränderungen des Vaters führten schon 1851 dazu, dass die Eltern in das benachbarte Seesen übersiedelten. Friedrich blieb bei Verwandten in Gandersheim. Zusammen mit seinem jüngeren Bruder Hermann besuchte er die Bürgerschule in Gandersheim, die er in der Obersekunda mit guten Noten verließ.⁶⁵

Mit 17 Jahren hörte er Vorlesungen der technischen Chemie an der Technischen Hochschule Braunschweig. Der Direktor der Abteilung für chemische Technologie, Geheime Hofrat Prof. Dr. Friedrich Knapp, förderte Friedrich Schott und interessierte ihn für die Zementherstellung. Auch Schotts Vater hatte den Sohn schon mit der Zementherstellung in Verbindung gebracht, als er versucht hatte, nach einer englischen Beschreibung Portlandzement herzustellen. Unter Knapps Betreuung untersuchte Schott die Eigenschaften des Scottschen Zements.⁶⁶ Auf Vermittlung seines Lehrers Prof. Knapp erhielt er eine Anstellung als Laborleiter in den im Aufbau befindlichen Vorwohler Zementwerken. Hier konnte er tatkräftig beim Bau und der Inbetriebsetzung der Zementfabriken Vorwohle und Miesburg mitwirken. Auch während des Aufbaus der maschinellen Anlagen konnte er seine praktischen Kenntnisse wesentlich erweitern. Bei seinen wissenschaftlichen Forschungen knüpfte er an seine früheren Arbeiten an, indem er die hydraulischen Eigenschaften geglähten Gipses untersuchte.⁶⁷

Seine weiteren Studien und Forschungsarbeiten beschäftigten sich nunmehr ausschließlich mit dem Portlandzement. Wiederum waren es die Erhärtungsvorgänge, die Friedrich Schott zu ergründen suchte. Er kam zu dem Schluss, dass sich die gesamten Erhärtungsvorgänge je nach Prozessbedingungen unter Bildung verschiedener Silikate abspielen. Neben seinen wissenschaftlichen Arbeiten schien ihm allerdings die Arbeit in der Portlandzementfabrik Vorwohle keine Befriedigung zu bieten. Er kündigte, um bei seinem Vater, der aus dem Braunschweigischen Staatsdienst ausgeschieden war und inzwischen eine Ziegelei und Kalkbrennerei in Kreiensen erworben hatte, tätig zu werden. Der Eintritt in den väterlichen Betrieb geschah wohl mehr aus Pflichtbewusstsein, denn auch hier ließen sich wissenschaftliche Arbeit und Betriebserfordernisse kaum vereinen.⁶⁸



FRIEDRICH SCHOTT.



Johann Philipp Schifferdecker kannte in geschäftlichen Dingen keine Eitelkeiten und inserierte konsequent in den „Fliegenden Blättern“⁶⁹ nach einem fachkundigen Betriebsleiter. Eher zufällig hatte der Chemiker Friedrich Schott das Stellenangebot gelesen. Seit einiger Zeit war ihm die Enge in der vom Vater geführten Kalk- und Ziegelbrennerei zur Last geworden. Gegen den Wunsch des Vaters bewarb er sich auf die offerierte Stelle und seine Bewerbung war erfolgreich.

Die anderen Teilhaber, Paul Schifferdecker und Rudolf Heubach, schienen mit der Wahl Schotts ebenfalls von Anfang an einverstanden. Auch später zeigte sich immer wieder, dass ein gutes Vertrauensverhältnis zwischen der Familie Schifferdecker und Friedrich Schott bestand. Am 1. Juli 1875 trat Friedrich Schott in das Portland-Cement-Werk Heidelberg, Schifferdecker & Söhne OHG ein. Das Rohrbacher Vorkommen gehörte zu den scharf abgegrenzten magnesiumhaltigen Schichten der Muschelkalkformation. Es gelang ihm daher schon Anfang 1876, geeignetes Rohmaterial fast frei von Magnesia in der Nähe der bisherigen Abbaustellen an der Gemarkungsgrenze Rohrbach-Leimen zu erschließen.⁷⁰

Der berufliche Erfolg gab Friedrich Schott die Sicherheit, auch sein Privatleben neu zu gestalten. Weihnachten 1875 verlobte er sich mit einer Jugendfreundin aus Seesen und heiratete sie am 21. Mai 1876. Ein Jahr später errichtete er sich auf eigenem Grund in der benachbarten Mühlenstraße eine geräumige Villa mit Garten. Am 6. Mai 1877 wurde sein erster Sohn Otto geboren; am 31. Juli 1879 kam sein zweiter Sohn Ehrhart zur Welt.⁷¹

Für Schifferdecker schien mit der Konsolidierung der Firma nun auch die langersehnte Ruhe und die Rückkehr nach Königsberg gekommen zu sein. Dieses Bild vermitteln jedenfalls die noch vorhandenen Quellen. In den Heidelberger Adressbüchern ist er in der Zeit von November 1873 bis November 1875 nachweisbar.⁷² Dennoch ist Johann Philipp Schifferdecker bis zu seinem Tod auch in Königsberg ein ruheloser Geist geblieben. Als die Brauerei in Ponarth 1885 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde, saß er im Aufsichtsrat derselben.⁷³

Löwe im Achteck



Als im Jahr 1876 die Kehrtwende geschafft war, gab man sich selbstbewusst: „*Stehts das Beste lautete der Wahlspruch*“. Bisher hatte man lediglich einen ovalen Stempel mit der Firmierung zur Signierung amtlicher Dokumente verwendet. Die Identifikation mit Heidelberg sollte auch im Firmenzeichen verdeutlicht werden. So setzte Schifferdecker den damals gängigen barocken Wappenlöwen Heidelbergs an die zentrale Stelle in das Firmenemblem ein. Obwohl sich das Markenzeichen in den Anfangsjahren häufig änderte, blieb die barocke Darstellung des Löwen bis in die jüngste Zeit eine fast unveränderte Konstante. Eine der ältesten Darstellungen finden wir in einer Annonce vom Mai 1876. Bemerkenswerterweise

Auch auf BRIEFBÖGEN DER 1880ER-JAHRE findet sich unverändert der Löwe inmitten der in heraldischer Stiltradition angeordneten Auszeichnungen.

ist das Löwenmotiv bereits in ein angedeutetes Oktogon eingepasst. Letzteres wird aber erst später zu einem starken und bestimmenden Element im Heidelberger Emblem.

Das Emblem der Firma Schifferdecker & Söhne wurde höchst wahrscheinlich 1876 geschützt. Nachweisen lässt sich lediglich die Erneuerung am 14.12.1886, die gewöhnlich nach zehn Jahren anstand. Dort finden wir folgende Beschreibung: „*Waarenzeichen, einen doppelgeschwänzten Löwen mit Krone darstellend, welcher dazu bestimmt ist, beim Verkauf von Waaren/Cement auf diesselbigen Fässer aufgeklebt zu werden.*“⁷⁴

Wer sich jetzt fragt, warum es ein doppelgeschweifiger Löwe sein musste, erhält eine verblüffende wie einfache Antwort. Das Heidelberger Stadtwappen enthält den Wittelsbacher Löwen der pfälzischen Kurfürsten. „*In Schwarz auf grünem Dreieck ein rotgekrönter, rotbewehrter goldener Löwe*“ lautet die heraldische Beschreibung. Die formale Ausgestaltung des Wappeninhalts variierte im Laufe der Zeit aber erheblich. Insbesondere dem Barock ließ sich der Löwe gut unterwerfen. Auch das 19. Jahrhundert versuchte sich in allerlei Stilformen am Wappentier. Da kaum ein Stempelschneider und Wappenzeichner früherer Jahrhunderte einen lebenden Löwen gesehen hatte, lag es nahe, ihn nach der Phantasie mit allerlei Beiwerk auszustatten um den Wappenschild gut auszufüllen. Mit allerlei Beiformen, wie flatternder Mähne, ziselierter Krone und doppeltem Schweif ausgestattet, gab es bald ein Dutzend Ausprägungen des Stadtwappens. Somit bleibt die Deutung der Doppelschweifigkeit ein Geheimnis der launigen Künstler.⁷⁵



25

Zum zehnjährigen Bestehen der Firma Portland-Cement-Werk Heidelberg, Schifferdecker & Söhne im Jahr 1883 entstand ein Plakat, das als Fabrikmarke den bekannten DOPPELSCHWEIFIGEN LÖWEN zeigt. Es war die Zeit, in der das Ausstellungswesen in Form von Gewerbe- und Weltausstellungen Triumphe feierte. Entsprechend schmückten sich die Firmen mit den dort erhaltenen Auszeichnungen.

Portland-Cementwerk Heidelberg.



gerne ertheilen wird.

Heidelberg, im Mai 1876.

Schifferdecker & Söhne.

Zur Bequemlichkeit unserer geehrten Abnehmer in der Stadt und Umgegend haben wir bei **Herrn Fritz Werner** hier ein Lager unseres Fabrikats errichtet und denselben in die Lage gesetzt, unsern **Portland-Cement** in stets frischer Waare zu **Fabrikpreisen** zu verkaufen.

Bestellungen auf größere Lieferungen können hieselbst abgegeben werden, sowie Herr **Werner** auch jede Auskunft über Betonirungsarbeiten und deren Preise (109)6

INSERAT VOM MAI 1876 vermutlich in der Beilage der Fliegenden Blätter. Darin wird die 1870 in der Hauptstraße 76 in Heidelberg durch Fritz Werner gegründete Drogerie als Verkaufsstelle angegeben. Mit weitgefächerten Warenangeboten nach französischem Vorbild verkaufte diese auch Portlandzement in Kilomengen.

Ausbau des Werks

26

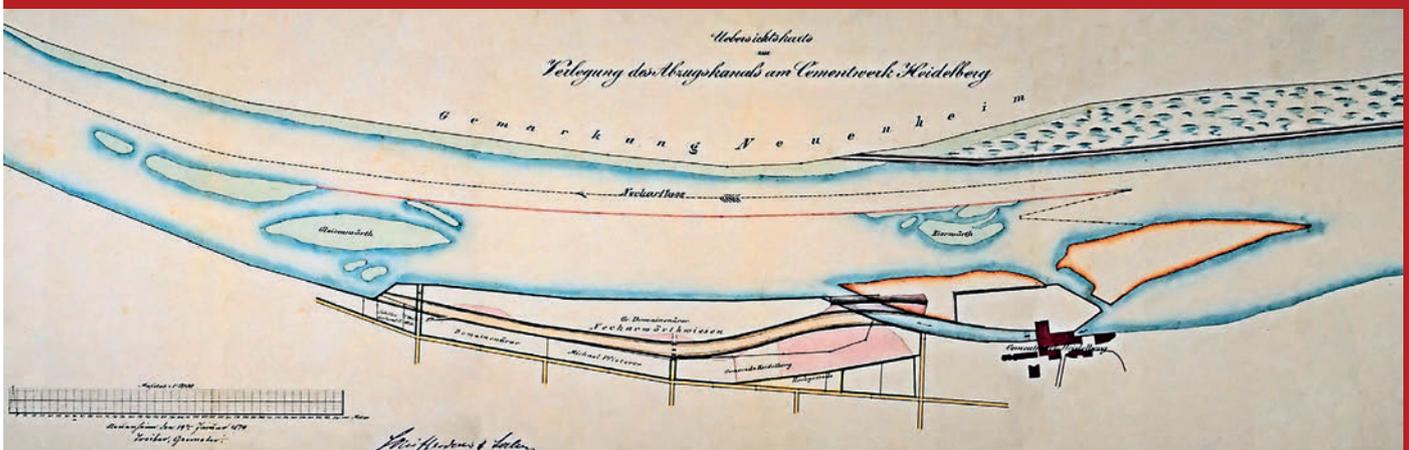
Durch die sich erst langsam verbessernde Ertragslage des Unternehmens war der Spielraum für Investitionen anfangs sehr beschränkt gewesen. Allmählich aber konnten die Anlagen verbessert werden. Nach vier Jahren war es schließlich gelungen, das Werk rentabel zu machen. Von 1879 an nahm die Fabrik einen raschen Aufschwung. Das Rohmaterial, das bisher im Lohndienst, hauptsächlich durch Bauern, angeliefert worden war, konnte durch Erwerb von Grundstücken und Steinbrüchen auf eigene Rechnung beschafft werden. Der Unterkanal der Wasserkraft wurde um 800 m verlängert und vertieft, wodurch die Leistung annähernd verdoppelt werden konnte. Der ständig steigende Kraftbedarf der wachsenden Fabrik war damit aber nur kurzfristig gedeckt. Es zeigte sich, dass entgegen der Einschätzung Schifferdeckers, die Wasserkraft an Bedeutung verloren hatte. Sie beruhte im Wesentlichen auf der Tatsache, dass Baden keine eigenen Kohlevorkommen hatte und Kohle teuer einführen musste. Mit dem Aufbau des Eisenbahnnetzes und der Schifffahrtswege Rhein und Neckar zeichnete sich jedoch eine Verbesserung der Situation ab. Einen neuen Aufschwung brachte die 1878 begonnene Neckar-Kettenschleppschifffahrt,

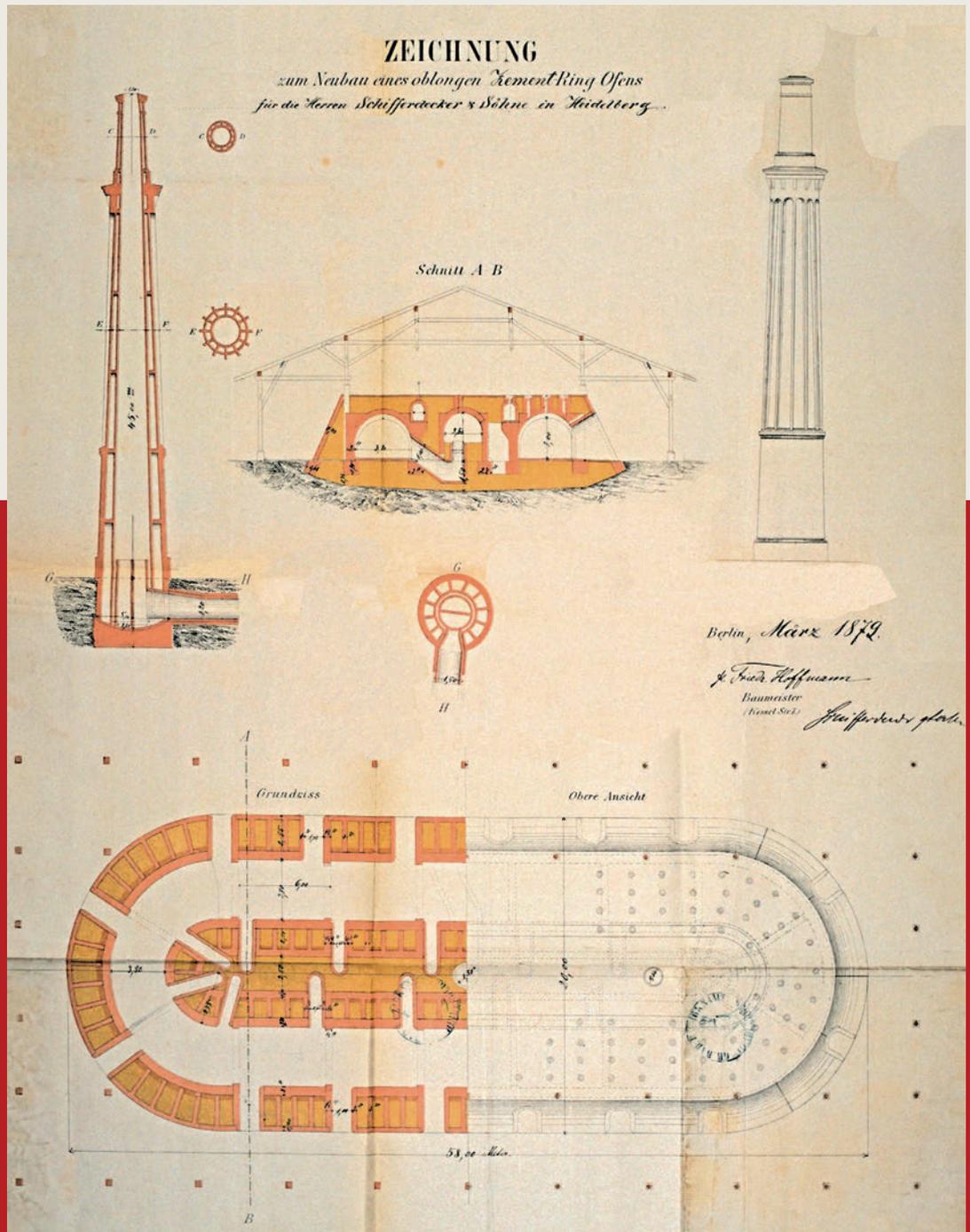
obwohl auch die Eisenbahn am Neckar entlang gebaut wurde. Zwischen Mannheim und Heilbronn konnten sich Dampfschlepper mit angehängten Kähnen nun an einer 115 km langen, im Fluss verlegten Kette flussaufwärts ziehen. Die Dauer der Fahrt von Mannheim nach Heilbronn verkürzte sich dadurch auf zwei bis drei Tage; auf den von Pferden gezogenen Schiffen hatte sie vorher fünf bis acht Tage gedauert.

In rascher Folge konnten 1881 Anschlussgleise an die Hauptbahn gelegt sowie 1882 eine Dampfmaschine und ein zweiter Ringofen errichtet werden. Ein bedeutendes Ereignis war die Fertigstellung eines normalspurigen Verbindungsgleises von den Steinbrüchen zur Hauptbahn bei Kirchheim. Auf einer Länge von 2.120 m wurden die Grundstücke von mehr als 600 Bauern durchschnitten. Mit diesen mussten in langen Verhandlungen gütliche Einzelvereinbarungen getroffen werden. Mit der Steigerung der Transportkapazität für das Rohmaterial wurde in den Brüchen zugleich der sogenannte Rüdersdorfer Sturzbetrieb⁷⁶ eingeführt, um die Abbauleistung zu erhöhen.⁷⁷

Gleichzeitig erhöhten sich die Wirkungsgrade der Dampfmaschinen erheblich, was zu einer Verminderung des Kohlebedarfs beitrug.

**Verlegung des
UNTERKANALS,
19.01.1879.**





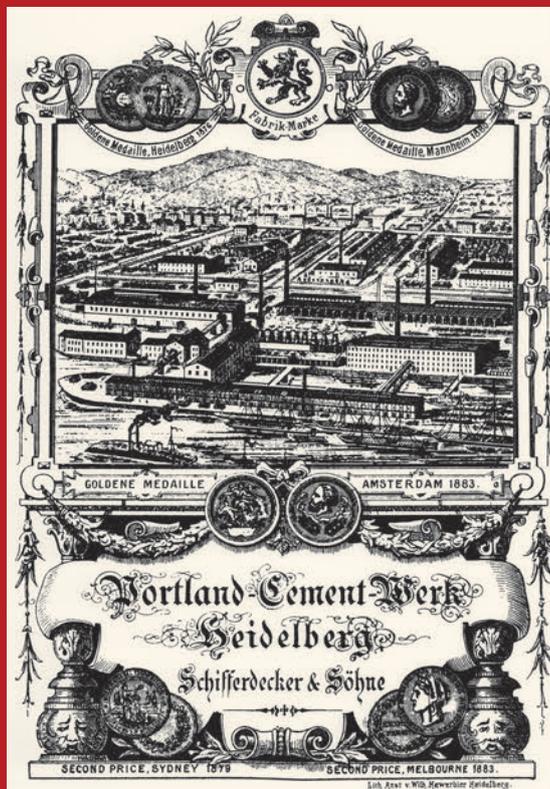
HOFFMANN'SCHER RINGOFEN, März 1879.

Mit dem Rückgang des spezifischen Energieverbrauchs bei der Klinkerproduktion verlor auch der Transportkostenfaktor für das Brennmaterial an Bedeutung. Im Zuge weiterer Rationalisierungsmaßnahmen und Einsparungen gewannen die Kosten für den Rohmaterialtransport gegenüber anderen Kosten zunehmend an Gewicht. Bei der Rohmaterialaufbereitung war bisher das Rohmehl mit Wasser zu einer knetbaren Masse gemischt, auf gewöhnlichen Ziegelpressen zu Ziegeln geformt und in intermittierenden Schachtofen gebrannt worden. Die durchgebrannten Ziegel (Klinker) konnten erst nach Abkühlung des Ofens von Hand entladen

werden. Hier konnte Friedrich Schott seine Erfahrungen aus den Vorwohler Zementwerken einbringen. Dort hatte man erfolgreich auf das Trockenverfahren umgestellt und die Schachtofen durch energiesparende Ringöfen ersetzt. So erfuhr durch die Aufstellung von Trockenpressen und eines Ringofens im Jahr 1880 das Herstellungsverfahren eine grundlegende Änderung. Das Trockenverfahren brachte eine erhebliche Brennstoffeinsparung mit sich, da keine Energie für das Verdampfen des zugegebenen Wassers aufgewendet werden musste. Als Nachteil des Trockenverfahrens mussten höhere Staubemissionen hingenommen werden.⁷⁸



Ab 1879 wurde der STEINBRUCH ROHRBACH an der Gemarkungsgrenze zu Leimen in eigener Regie betrieben. Als Abbaumethode wurde der Rüdersdorfer Sturzbetrieb gewählt, 1895.

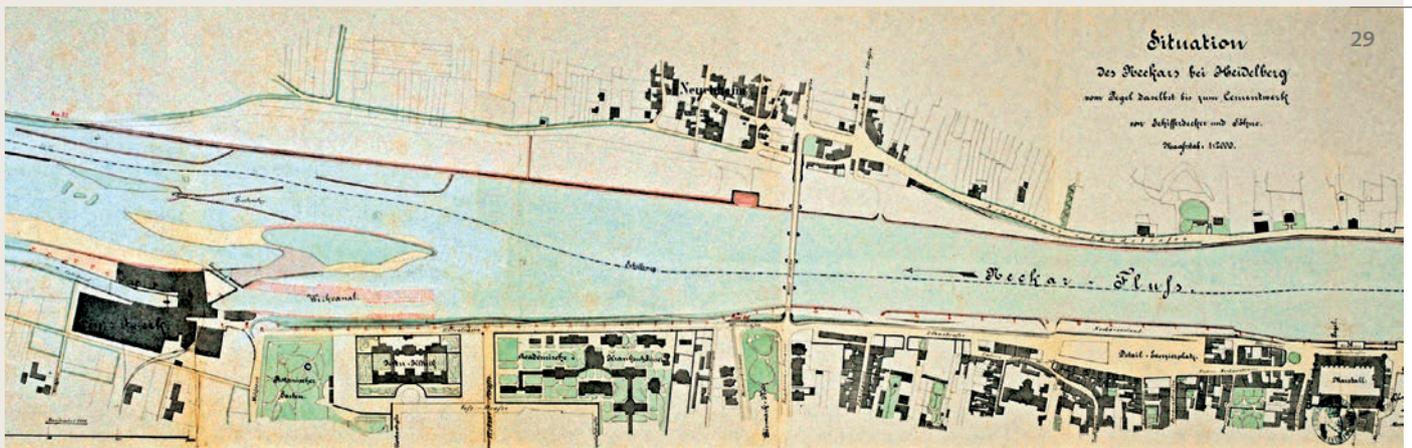


Zum 15-JÄHRIGEN JUBILÄUM (1887) wurde eine Lithographie als Plakat aufgelegt, in der die stattliche Fabrikanlage mit rauchenden Kaminen gezeigt wird. Rauchende Kamine wurden als Symbole des Fortschritts begriffen. Über allem thront der Löwe.



AUSSTELLUNGSOBJEKT der Portland-Cement-Werke Heidelberg für die Weltausstellung in Chicago 1893, hergestellt von der Firma Brenzinger & Cie, Freiburg.

Gründung der Aktiengesellschaft und Brandkatastrophe



SITUATIONSPLAN
vom Zementwerk
bis Marstall, 1885.

Mehr als zehn Jahre waren seit der Firmengründung vergangen und die Fabrik hatte die Zement-erzeugung von 19.000 Fass (3.420 t) im Jahr 1875 auf 213.173 Fass (38.371 t) im Jahr 1886 steigern können. Aus bescheidenen Anfängen war eine stattliche Fabrik geworden, gleichzeitig waren aber auch erste Grenzen des Wachstums, die aus der Nähe zur Stadt Heidelberg resultierten, zu Tage getreten. Die unmittelbare Nachbarschaft zum Botanischen Garten⁷⁹, der erst 1880 dorthin verlegt worden war, und zu den daran anschließenden Kliniken,⁸⁰ die seit 1877 in Betrieb waren, hatte bereits zu ersten Kontroversen geführt. Mit der Einreichung des Baugesuchs für den zweiten Ringofen waren massive Proteste aus der Nachbarschaft des Zementwerks laut geworden. Insbesondere die Academische Krankenhaus Commission der Universität Heidelberg beklagte die Rauch- und Staubbelastung und verlangte Abhilfe. Nicht selten kam die Klage von Bewunderern der Stadt Heidelberg, das Schloss wäre vor Rauchschwaden nicht mehr zu sehen.⁸¹

Dennoch bewirkten die, wenn auch mit zunehmenden Genehmigungsaufgaben versehenen Neuanlagen eine kontinuierliche Steigerung der Zementproduktion. Die fortwähren-

den Investitionen in eine neue Dampfmaschine und Mühle im Jahr 1885 sowie die Anschaffung neuer Turbinen 1887 und einer weiteren Dampfmaschinenanlage 1888 erhöhten sprunghaft die Produktivität und den Zementausstoß auf 369.342 Fass (66.482 t) im Jahr 1888.⁸² Das Portland-Cement-Werk Heidelberg, Schifferdecker & Söhne OHG, war zu einem blühenden Unternehmen geworden. Glückliche Umstände und entscheidungsfreudige Personen hatten zu gleichen Teilen dazu beigetragen. Johann Philipp Schifferdecker hatte mit Unternehmergeist weitsichtig eine Firma mit Entwicklungspotenzial gegründet und es war ihm gelungen, anfängliche Schwächen zu korrigieren und in Friedrich Schott einen fähigen Betriebsleiter zu finden.

Ab Mitte der 1880er-Jahre stieg der Verbrauch von Portland-Cement erheblich, gleichzeitig gaben die Preise nach. Zahlreiche Großbaustellen wie Wehr-, Schleusen- und Hafenanlagen an Rhein, Mosel, Lahn und Neckar sowie Brücken-, Eisenbahn- und Tunnelbauten in Bayern, Baden, Württemberg, Preußen und Amsterdam wurden beliefert. Ebenso fand der Zement Anwendung beim Bau der städtischen Kanalisationen in



BRIEFKOPF VON 1895. Am 6. April 1891 wurde die Firmierung des Portland-Cement-Werks Heidelberg, Schifferdecker und Söhne in Portland-Cement-Werk Heidelberg, vorm. Schifferdecker und Söhne geändert.⁸⁸

Teilzüge
in Nummer 9. RUPERTO-CAROLA Heidelberg
20. Oktober 1888

Illustrirte Fest-Chronik der V. Säcular-Feier der Universität Heidelberg.

MANNHEIM KÖSTER'S BANK **FRANKFURT A. M.**

L. 1. 2. Bahnhofstrasse, HEIDELBERG Hauptstrasse 113, gegenüber der Universität, Telephon Nr. 10.

Telephon Nr. 145.

Bank- und Wechselgeschäft, — Aufbewahrung und Verwaltung hinterlegter Wertpapiere. — Ausführung von Börsen-Aufträgen. — Ausstellung von Wechseln und Reise-Geldbriefen auf alle Länder. — Kostenfrei Check-Rechnungen. — Lesezimmer mit deutschen und ausländischen Zeitungen. — Fremden-Bank-Empfangnahme, Aufbewahrung und Beförderung von Briefen, Gepäck und Wertgegenständen.

Portland-Cement allerersten Ranges.

Goldene Medaille, Hamburg 1874. Goldene Medaille, Heidelberg 1876. Goldene Medaille, Mannheim 1876. Goldene Medaille, Amsterdam 1883. Goldene Medaille, Chicago 1893. Goldene Medaille, Strassburg 1895.

SCHIFFERDECKER & SÖHNE.

Leistungsfähigkeit über 300,000 Fass Jahr!

Neuigkeiten
500jähr. Jubelfeier der Universität Heidelberg.
Verlag von Engel & Schmitt, Heidelberg.
Das Corpelben in Heidelberg während des sechshundertjährigen Bestehens der Universität. Herausgegeben von Hermann Engel, Bibliothekar der Universität.
Verzeichniss der Corpschaften der zur Zeit bestehenden fünf Heidelberger Universitäts-Corps.
Mays, Albert, Heidelberg, feiert von Dichtern und Dichtern fünf Jahrhunderten. Herausgegeben von M. M. M.
Heidelberger Studienkunst und Jetzt. Herausgegeben von sechsundzwanzig Lehramtsmitgliedern mit selbständigem Text. Herausgegeben von M. M. M.
Holsten, Richard, Heidelberg! Burschenleben in Heidelberg! Festzug zum Jubiläum der Universität Heidelberg. Herausgegeben von M. M. M.
Plan der Stadt Heidelberg in der Umgebung. Herausgegeben durch das Stadtkommissionariat.

ANNONCE der Firma Schifferdecker & Söhne OHG in der Festchronik der fünften Säcularfeier der Universität Heidelberg, 20.10.1888.

BLICK AUF HEIDELBERG-BERGHEIM von der Molkenkur, im Hintergrund das Portland-Cement-Werk Heidelberg, vorm. Schifferdecker & Söhne, im Vordergrund der ehemalige Heidelberger Bahnhof, ca. 1894.

Heidelberg, Karlsruhe, Augsburg, München und Zürich. Als Reaktion auf die sinkenden Zementpreise wurde 1888 zur Erweiterung der Produktpalette auf dem Firmengelände eine „Cementwarenfabrik“ errichtet.⁸³

Am 1. Oktober 1887 starb Johann Philipp Schifferdecker in Königsberg.⁸⁴ Nach seinem Tod suchten die Erben und die bisherigen Gesellschafter Paul Schifferdecker⁸⁵ und Rudolf Heubach nach einer neuen Rechtsform für die Gesellschaft. Dem Trend der Zeit folgend, wurde die Offene Handelsgesellschaft am 18. März 1888 in eine Aktiengesellschaft mit einem Stammkapital von 5.500.000 Mark umgewandelt. Die Aktien blieben zunächst in Familienhand. Den größten Anteil mit 2.250 Aktien zu je 1.000 Mark hielt Paul Schifferdecker. Rudolf Heubach erhielt 1.750 Aktien, dessen Kinder Magarete und Rudolf je 250 Aktien und Olga Schmidt, die zweite Schwester Paul Schifferdeckers, 1.000 Aktien. Die neue Firma

firmierte unter „Portland-Cement-Werk Heidelberg vormals Schifferdecker & Söhne“.⁸⁶ Im Jahr darauf starb Paul Schifferdecker und am 23. Januar 1895 starb auch noch der letzte Gründungsgesellschafter Rudolf Heubach. Der erste Vorstand der Gesellschaft setzte sich aus Friedrich Schott (Technischer Direktor), Otto Hornung (Buchhalter) und Otto Wagenbichler („Cassirer“) zusammen. Für Friedrich Schott bedeutete es die gebührende Anerkennung seiner Verdienste. Insgesamt 30 Jahre lang hatte er den Vorsitz im Vorstand inne, ab März 1916 mit dem Titel Generaldirektor.

Otto Wagenbichler schied krankheitsbedingt am 1. April 1893 aus. An seiner Stelle trat Carl Leonhard, bisheriger kaufmännischer Direktor der Portland-Cement-Fabrik Halle AG, in das Unternehmen ein. Er begleitete die Firma bis zum Frühjahr 1916 als Vorstandsmitglied und bis zu seinem Tod 1930 als Mitglied des Aufsichtsrats.⁸⁷

Großbrand in Heidelberg

Der 4. Februar 1895 sollte die entscheidende Wende in der Weiterentwicklung des Werks bringen. Das weitgehend aus Holzkonstruktionen bestehende Werk brannte bis auf die Grundmauern nieder. Nur das gemauerte Mühlengebäude, die Ringöfen und die Dampfmaschinen überstanden den Brand fast unbeschädigt. Am 7. Februar 1895 meldete die Heidelberger Zeitung:

„Eine Feuersbrunst, die alle seit Jahrzehnten hier vorgekommenen Brandfälle weit überragt, und, abgesehen von den Stadtbränden in früheren Jahrhunderten, wahrscheinlich der größte derartige Fall ist, der sich hier je ereignete, ist in den Annalen unserer Stadt zu verzeichnen ... Der Brand hatte schon eine Viertelstunde nach seinem Ausbruch eine riesige Ausdehnung angenommen. Das Feuer fand reichliche Nahrung in den Kohlen-Vorräten und an dem Holzmaterial der Küferei, wie überhaupt der ganze Holzbau der Fabrik- und Lagerräume den besten Boden für die Flammen bot. Nach allem, was wir bisher ziemlich zuverlässig erfahren konnten, entstand der Brand $\frac{3}{4}$ 9 Uhr bei der alten Mühle, während die Leute in der Kantine ihr Abendbrot einnahmen. Aufseher Schulze war der Erste, welcher das Feuer bemerkte und der Direktion meldete. Fast gleichzeitig kamen aber schon Meldungen, dass auch im Maschinenhause und in einer westlich gelegenen Stelle Feuer ausgebrochen sei. Die Ursachen, wodurch der Brand fast zu gleicher Zeit an 3 verschiedenen und räumlich getrennten Stellen sich zeigen konnte, hat noch keine Erklärung gefunden. Die Untersuchung muss alles Weitere ergeben. Das Feuer verbreitete sich von Dach zu Dach, von Bau zu Bau. Um eine Dampfkesselexplosion zu verhindern, ließ der leitende Ingenieur den Dampf aus den Kesseln ausströmen, was dem mächtig wirkenden Großfeuer noch eine weithin vernehmbare unheimliche Musik hinzufügte. Die Feuerwehr konnte direkt

gegen den Brand nichts ausrichten und musste sich darauf beschränken, die Nachbargebäude zu schützen. Insbesondere gefährdet waren die Villen an der Mühlstraße.“⁸⁹

Sogleich waren die Kritiker des Werks zur Stelle und verlangten, dass eine neue Betriebsgenehmigung nicht erteilt werden dürfe, sondern für das Werk ein anderer Standort gefunden werden müsste. Die Werksleitung versuchte zunächst, eine Genehmigung für die Wiedererrichtung zu erhalten, stieß aber auf Ablehnung der Stadt. Nachdem mehrere Brandversicherungen den Schaden in Höhe von 1,27 Mio. Mark übernommen hatten, versuchte man, eine Genehmigung für einen provisorischen Wiederaufbau und befristeten Betrieb zu bekommen, um Verdienstauffälle zu vermeiden und Kunden halten zu können.

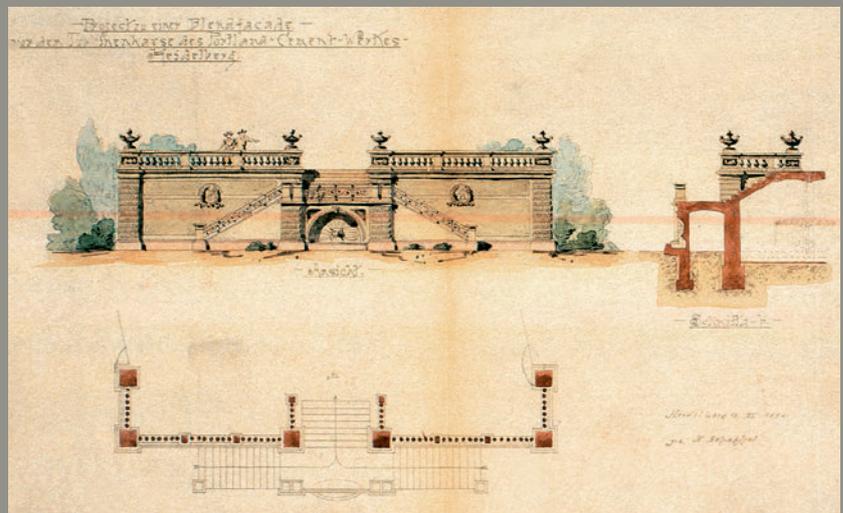
Schon während der Verhandlungen mit der Stadt über den provisorischen Wiederaufbau suchte man nach einem neuen Standort in Rohstoffnähe und fand diesen in Leimen. Bereits am 13. März 1895 unterzeichnete Friedrich Schott einen Vertrag mit der Gemeinde Leimen über die Ansiedlung des Zementwerks auf Leimener Gemarkung. Im Gegensatz zu Heidelberg war Leimen sogar die Verpflichtung eingegangen, dem Werk durch Steuerermäßigungen beim Grundstückserwerb entgegenzukommen.⁹⁰ Auch die Gemeinde Nußloch war auf Grund ihrer hochwertigen Kalksteinvorkommen in die Standortsuche einbezogen worden, wurde aber wegen ihrer Verkehrsungunst aufgegeben. Für die Neugründung des Werks in Leimen gaben das bestehende Verbindungsgleis und die gewährten Ansiedlungshilfen schließlich den Ausschlag. Unverzüglich wurden die Planungen und Bauvorbereitungen aufgenommen. Am 5. April genehmigte schließlich die Stadt Heidelberg einen zeitlich befristeten provisorischen Weiterbetrieb des Heidelberger Werks.⁹¹

Ehemaliges **MÜHLENGEBÄUDE** der Bergheimer Mühle. Nach dem Einbau neuer Turbinen hatte sie eine Leistung von 500 PS. Heute Vereinshaus der Rudergesellschaft Heidelberg 1898 e.V., 1900.



32

Nicht realisiertes Projekt einer **BLENDFASSADE** vor dem Turbinenhaus. Entwurf des Architekten Hermann Behaghel, der auch die Villa Schifferdecker in der Neuenheimer Landstraße 101-103 in Heidelberg (vor 1888) und das Verwaltungsgebäude des neuen Werks in Leimen plante, 1897.



Die gefundene Lösung stieß auf große überregionale Resonanz, wie z. B. im Braunschweiger Tageblatt vom 19. März 1895:

„Aus Heidelberg wird gemeldet: Das Portland-Cementwerk kommt fort, nach dem Dorfe Leimen, und von Heidelbergs Schönheit wird der hässliche Fleck wieder ausgetilgt! Mit Unterstützung des badischen Staates kauft die Stadt Heidelberg das ausgedehnte und höchst verwertbare Ruinengelände um 900.000 Mark, die Verwaltung der Fabrik bleibt in der Stadt und damit dieser der Beitrag des Cementwerkes zu den städtischen Umlagen erhalten. Die Zustimmung des Bürgerausschusses zu dieser ebenso herzerfreuenden wie geschickten Lösung der Frage, an der alle Freunde Heidelbergs Anteil nehmen, steht noch aus.“⁹²
Die Stadtverwaltung war angesichts vieler Klagen über Rauch- und Staubbelästigung, über

Feuergefährlichkeit und der als Schädigung des Landschaftsbilds empfundenen Fabrik, zu Opfern bereit. Schließlich konnte erreicht werden, dass die Stadt Heidelberg das ca. 6 ha große Grundstück in abgeräumtem und lastenfreiem Zustand für 900.000 Mark erwarb. Das Portland-Cement-Werk Heidelberg musste sich im Gegenzug dazu verpflichten, die Verwaltung noch mindestens 15 Jahre in Heidelberg zu belassen und jährlich 20.000 Mark an die Stadt zu bezahlen. Die Kaufsumme wurde in drei Raten, jeweils am 1. April 1897, 1900 und 1903 bezahlt. Übergabe des Fabrikgrundstücks an die Stadt erfolgte zum 1. November 1897, bis dahin waren die meisten Gebäude abgerissen.⁹³

Nach der Entscheidung, die Hauptverwaltung in Heidelberg zu belassen, musste die Frage des Standorts für diese geklärt werden.



ROHMÜHLENGBÄUDE, davor Kollergang zur Vorzerkleinerung.



Im Vordergrund hinter dem Schuppen **RINGOFEN III**, links dahinter **ROHMÜHLENGBÄUDE**, rechts hinten Zementlager- und Versandhalle.



MÜHLKANAL, rechts **ZEMENTMÜHLENGBÄUDE**.



RECHTS RINGOFEN, dahinter **ROHMÜHLENGBÄUDE**.



Fast unbeschädigte **SULZER-DAMPFMASCHINEN**.



Arbeiter in der alten **ZEMENTDAMPFMÜHLE**.

Da das Mühlengebäude zwar beschädigt war, aber die darunterliegenden Wasserturbinen noch Strom für das neue Werk in Leimen liefern sollten, lag es nahe, das darüberliegende Stockwerk wieder herzustellen und dort die neue Verwaltung unterzubringen. Ungeklärt ist, ob die Räume überhaupt für Verwaltungszwecke genutzt wurden, denn sie gingen schon bald an die Rudergesellschaft Heidelberg 1898 e.V. über, die sie bis heute nutzt.⁹⁴ Die Hauptverwaltung bezog ein Gebäude in der Rohrbacher Straße.

Für Heidelberg bedeutete dies ein großes finanzielles Opfer. Alle Versuche, die Grund-

stücke schnell weiterzuverkaufen und aus dem Areal eine gehobene Wohngegend zu machen, scheiterten an der fehlenden Nachfrage. Über Jahre hinweg mussten die brachliegenden Grundstücke zu verschiedenen Zwecken verpachtet werden. Das noch verbliebene Turbinenhaus in Heidelberg wurde durch eine Freileitung mit dem neuen Werksstandort Leimen verbunden. Auch die Kaianlagen blieben noch Jahrzehnte in Betrieb.⁹⁵ Heute steht auf dem Gelände das Thermalbad und das erhaltene Turbinenhaus wird von der Rudergesellschaft Heidelberg 1898 e.V. genutzt.

Neuaufbau und Anfangsjahre in Leimen

Nach dem Brand des Portland-Cement-Werks, vorm. Schifferdecker & Söhne, in Heidelberg am 4. Februar 1895, musste der alte Standort, der 1873 wegen seiner Wasserkraft und der Vorteile des Transportwegs Neckar gewählt worden war, aufgegeben werden. Die Verlagerung des Betriebs bot die Gelegenheit, den Standort den veränderten Anforderungen der Branche entsprechend, neu wählen zu können. Bei sämtlichen Neugründungen jener Zeit war die Rohstoffnähe zum dominierenden Standortfaktor geworden. Das bereits seit 1883 bestehende Verbindungsgleis zwischen dem Rohrbacher Steinbruch und dem Kirchheimer Bahnhof sowie Fortschritte in der Dampfmaschinenteknik, die die Wasserkraft zunehmend ersetzte, ließen jetzt die rohstofforientierte Standortwahl zu.

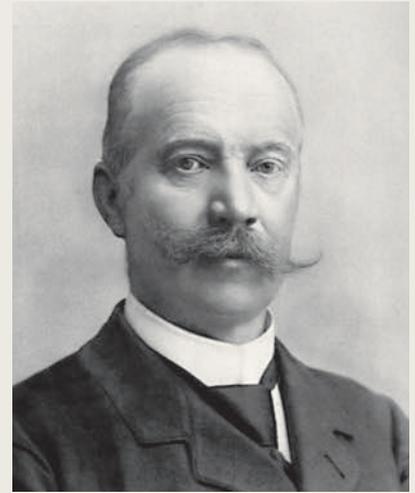
Am Heidelberger Standort konnten unter provisorisch errichteten Dächern im laufenden Jahr 1895 noch 300.000 Fass (54.000 t) Zement erzeugt werden, wodurch die Kundschaft gehalten und weiter beliefert werden konnte. Am 24. November 1895 starb Otto Hornung unerwartet infolge eines Schlaganfalls. Die Leitung der Firma lag jetzt allein bei Friedrich Schott und Carl Leonhard.

Unverzüglich wurden die Planungen und Bauvorbereitungen für die neue Fabrik am Ortsrand von Leimen aufgenommen. In Leimen entstand nach Schotts Plänen das größte Industriegebäude des Deutschen Reichs. Auf mit Beton ausgegossenen schmiedeeisernen Pfeilern wurde eine 485 m lange und 60 m breite Fabrikhalle errichtet.⁹⁶

Ende Dezember 1896 nahm die Fabrik die Produktion auf. Die Fabrikanlage war nach modernen verfahrenstechnischen Maßstäben aufgebaut.⁹⁷

„Der Hauptwert ist in dem ganzen Werke auf eine gute Übersicht über den Betrieb und

CARL LEONHARD
(†04.04.1930),
Vorstand 1889 bis 1916,
1898.



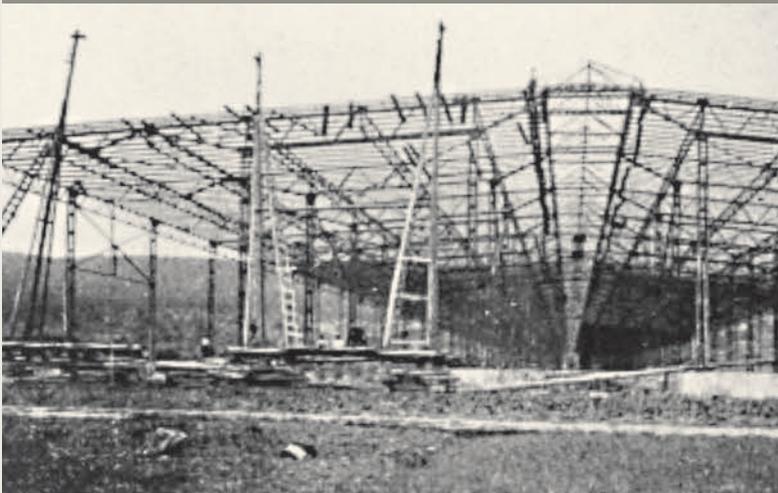
einheitliche Anordnung der einzelnen Betriebsteile gelegt, indem alle Teile systematisch zu einer Längsachse angeordnet sind. Die sich stets wiederholenden Einrichtungen zur Erzielung einer gründlichen Durchmischung großer Massen verbürgen die große Gleichmäßigkeit des Erzeugnisses. Das Streben, das Gut nur maschinell und ohne Menschenarbeit zu befördern und zu bearbeiten, gibt der ganzen Fabrik ein besonderes Gepräge.“⁹⁸

Unter einem Dach waren die gesamten Produktionsanlagen untergebracht: die Kalksteintrocknerei, die Kalksteinmühlen mit Silos und Steinpressen, sechs Ringöfen, Klinkerlageräume, die Zementmühle und Zementsilos sowie die Packerei mit einem 100 m langen Lagerraum. An der nördlichen Längsseite verlief ein Kohlengleis, von welchem die dort liegenden Kessel- und Maschinenhäuser beliefert werden konnten.⁹⁹

Lediglich die potenziell feuergefährdete Fassküferei und einige Nebenbetriebe waren außerhalb des Gebäudes angesiedelt. 22 Dampfkessel und Maschinen entwickelten insgesamt eine Leistung von 4.000 PS. Ein einzelner Elektromotor mit 360 PS wurde zum Teil aus dem neun Kilometer entfernten, noch bestehenden Turbinenhaus des abgebrannten Zementwerks in Heidelberg gespeist.

In Deutschland waren die ersten Drehöfen im Jahr 1896 eingeführt worden, Schott hatte aber zunächst die in Heidelberg bewährten Ringöfen auch in Leimen errichten lassen. In der Jubiläumsschrift von 1898 hieß es dazu:

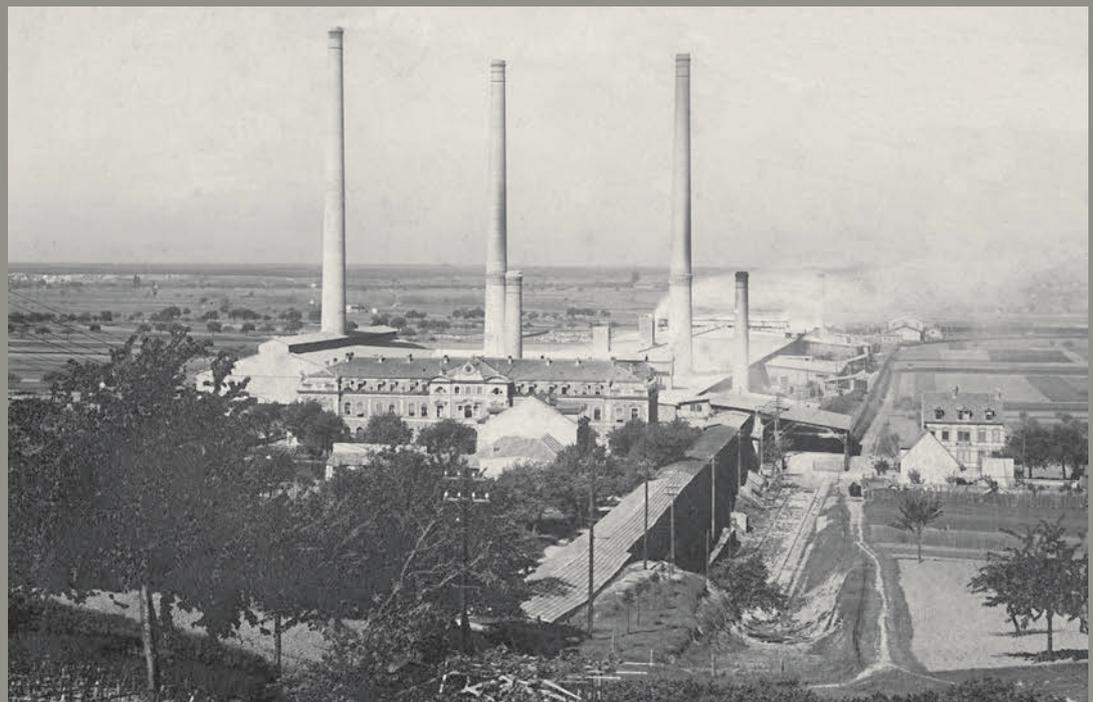
„Die Konstruktion unserer Ringöfen ist derart verbessert, dass ein schärferer Brand wohl nicht denkbar ist, kommt es doch oft vor, dass der ganze Inhalt einer Kammer bis auf die Sohle eine dichte zusammenhängende geschmolzene Masse bildet, die nur sehr schwierig herauszubrechen ist.“¹⁰⁰



Stahlkonstruktion der WERKSHALLE, 1895.



KAUFMÄNNISCHES BÜRO, 1900.



Blick von Norden auf das NEUE WERK. Links der 1898 errichtete siebte RINGOFEN. Im Vordergrund die überdachte Straßenüberführung der LORENBAHN, 1900.

Die Regelung der Temperatur, aber auch das Be- und Entladen der Ringöfen, war sehr aufwendig. Insbesondere die Entladung der gebrannten zusammengebackenen Klinker war eine harte körperliche Arbeit, die bei großer Hitze verrichtet werden musste. Für das Herausbrechen der Klinker aus den Ofenkammern kamen vor allem Italiener zum Einsatz.

Trotz starker Konkurrenz stieg der Absatz und machte sehr bald eine Ausweitung der Produktion erforderlich. Deshalb kam im Jahr 1898 noch ein siebter großer Ringofen hinzu. Die Steigerung der Produktion war bei dieser Ofenlinie nur über eine gleichzeitige Steigerung der Arbeiterzahl möglich. Die Jahresproduktion lag 1898 bei 700.000 Fass (ca. 126.000 t). Damit war 1899 der Höchststand von 1.110 Arbeiter und Angestellte erreicht.

Mit einer Lorenbahn gelangte der Kalkstein von den Steinbrüchen ins Werk. Im Werk wurde der Inhalt der Kippwagen in Maulbrecher und Brechschnecken gekippt und von dort auf zwölf Trockentrommeln verteilt. Von diesen fiel das Gestein in Brecher, die es auf Nussgröße zerkleinerten. Anschließend wurde es in Vorratsbehälter gehoben.¹⁰¹

Von den Vorratsbehältern gelangte das Material in die 30 Griffinmühlen und von dort in die 10.000 t fassenden Rohmehlsilos. Stündlich wurde das Rohmehl analysiert. Die 35 m langen Rohmehlsilos wurden von vorn nach hinten in schrägen Schichten gefüllt. Die Entleerung erfolgte durch eine waagrecht liegende Transportschnecke, die das Rohmehl den Öfen zuführte.¹⁰²



GRIFFIN-ROHMÜHLE, 1900.



GRIFFIN-ZEMENTMÜHLE, 1900.

36



PACKHALLE mit halbautomatischer Absackung in Jutesäcke, 1900.



RINGOFENHALLE mit aufgeschütteten Klinkerbergen, 1900.

„Die aus der Kühltrommel entfallenden Klinker werden auf einer selbsttätigen Waage abgewogen und durch eine Schüttelrinne einem Becherwerk zugeführt, welches die Klinker auf eine 10 m höher liegende Rinne hebt, die sie auf einen gewaltigen Klinkerberg wirft. Unter diesem Berg befindet sich eine dritte Förderrinne, mit deren Hilfe die Klinker nach Ablagerung den Kollergängen zur Vorzerkleinerung zugeführt werden. Weitere 30 Griffmühlen vollenden die Mahlung. Das nunmehr fertige Cementmehl wird in riesigen Behältern gesammelt, von denen ein einziger ungefähr 150.000 Normalfaß Portland-Cement zu fassen vermag“.¹⁰³

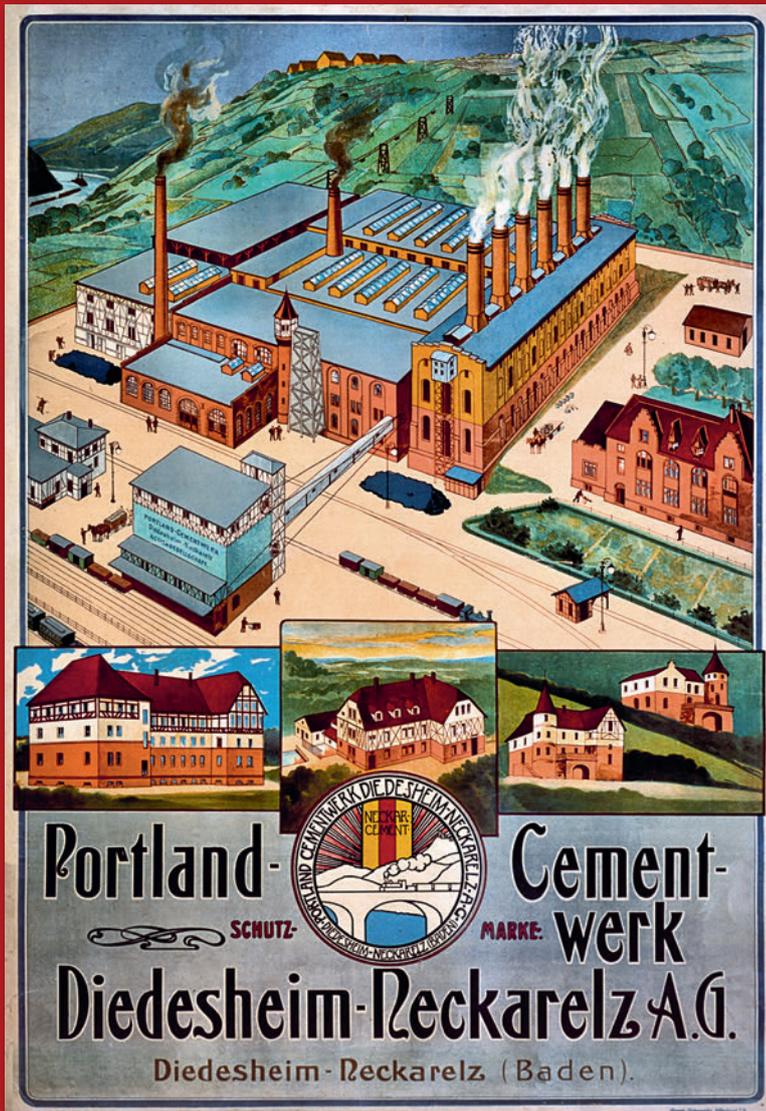
Die sechs Zementsilos hatten ein Fassungsvermögen von 35.000 t. Aus diesen Silos wurde der Zement direkt in die Säcke abgefüllt. Die Stoffsäcke wurden durch einen Lederriemen an die Waagen geschnallt und nach Erreichen des Gewichts mit Schnüren, später mit Draht, gebunden. Durch eine Rohrrutsche gelangten sie direkt in die Waggons.

Mit dem Einsatz von Papiersäcken mussten die Säcke per Sackkarren in die Waggons verladen werden.¹⁰⁴

Die Packerei, die früher durch Seiltrieb von der Zementmühle aus betrieben wurde, erhielt im Jahr 1917 einen selbstständigen Antrieb durch einen 150 PS Dieselmotor, der vom Abbruch des Werks Berghausen stammte. Ende der 1930er-Jahre waren alle Antriebe elektrisch.¹⁰⁵

Ein großer Teil der Produktion, der in tropische Länder geliefert wurde, wurde in Holzfässer mit einem Fassungsvermögen von etwa 100 Litern abgefüllt (Nettogewicht ca. 170 kg). Von der Lagerhalle aus wurden die beladenen Waggons mit werkseigenen Lokomotiven zur Bahnstation in Kirchheim gezogen. In den Sommermonaten konnten so täglich 110 bis 120 Eisenbahnwaggons verladen werden. Die Fassfabrikation beschäftigte zeitweise 100 Arbeiter. Nach der Schließung der Fassfabrikation in Leimen im Jahr 1934 übernahm Weisenau aufgrund seiner günstigen Lage am Rhein den Export.¹⁰⁶

Fusion der Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim



PLAKAT des 1897 von einem Bankenkonsortium gegründeten Portland-Cementwerks Diedesheim-Neckarelz AG, ca. 1900.

Portland-Cement-Fabrikanten war bereits seit 1887 eine Interessensvertretung auf vorwiegend technischem Gebiete entstanden. Von Anfang an bestand dort aber auch der Wunsch nach einer Verständigung in Fragen der Wirtschaftlichkeit. Anfang der 1890er-Jahre kam es zu einer losen Verkaufsvereinigung verschiedener nord- und ostdeutscher Gruppen. In diesen teilweise noch losen Syndikaten wurden nicht nur Preise und Verkaufsbedingungen festgesetzt, sondern auch die Produktion durch Kontingentierung des Absatzes geregelt.¹⁰⁷ Die Jahre 1889 bis 1893 waren durch eine stagnierende bis rückläufige Nachfrage gekennzeichnet, so dass sich 13 süddeutsche Werke in einer losen Konvention zusammenschlossen. Ab dem Jahr 1894 belebte sich das Auslandsgeschäft erneut, blieb aber hinter den Steigerungen der Produktion zurück. Infolge starken Bevölkerungswachstums und damit verbundener erhöhter Bautätigkeit stieg jedoch auch die Nachfrage auf dem Inlandsmarkt vorübergehend wieder an. Diese günstige konjunkturelle Entwicklung führte zu einer zweiten Welle von Neugründungen. Hohe Dividenden lockten in der Portlandzementherstellung unerfahrene Spekulanten und Investoren. Die Anzahl der Portland-Cement-Fabriken, zumeist Aktiengesellschaften, stieg von 1894 bis 1900 von 40 auf 75.¹⁰⁸

Die neu gegründeten Fabriken konnten oft die in sie gesetzten Erwartungen nicht erfüllen. Selbst in den Jahren der Hochkonjunktur 1898 und 1899 arbeiteten 10 % aller Werke unter der Rentabilitätsgrenze. Gegenüber den Altwerken, die eine durchschnittliche Dividende von 12,8 % ausschütteten, hatten sie einen schweren Stand. Nach anfänglichen, oft trotz Verlusten ausgezahlten Dividenden, sanken die Ausschüttungen schnell auf Null.¹⁰⁹

Nachdem sich der Absatz des Portlandzements ab den 1880er-Jahren gut entwickelt hatte, stieg auch die Zahl der neu gegründeten Zementfabriken stark an. Bis Ende des Jahrzehnts wuchs aber die Produktion schneller als der Bedarf. Im Zeitraum zwischen 1877, dem Gründungsjahr des Vereins Deutscher Portland-Cement-Fabrikanten und 1892 waren 31 neue Zementwerke dem Verein beigetreten. Da es keine verbindlichen Zementnormen gab, unterschieden sich die Produkte sehr stark. Hinzu kam, dass einige Zementwerke durch verschiedenste Beimischung unlauteren Wettbewerb betrieben. Im Verein Deutscher



Plakat der 1899
übernommenen
Portland-Cement-Fabrik
MATTHÄUS LUDE in
Nürtingen.

ZEMENTMARKEN
der fusionierten
Firmen, 1901.



Zu dieser Zeit stand auch ein Wechsel beim Vorsitz des Vereins Deutscher Portland-Cement-Fabrikanten an. Als Nachfolger Hugo Delbrücks trat Friedrich Schott 1899 das Amt an. In seiner zehnjährigen Amtszeit wurden nicht nur die Zementnormen und ein Vereinslaboratorium geschaffen, sondern auch die Verbandsarbeit wesentlich weiterentwickelt. Im gleichen Jahr wurde Schott auch Präsident der Handelskammer Heidelberg. In diesen Funktionen trat er mit der Überzeugung auf, dass die süddeutsche Zementindustrie nur dann überleben könnte, wenn eine Verständigung der bedeutendsten Firmen erzielt würde. Nach der neuerlichen Krisensituation und den Krisenerfahrungen der Jahre 1889 bis 1893 waren die meisten Hersteller zu Verhandlungen bereit. Schott gelang es im Jahr 1900, den Süddeutschen Portland-Cementwerk-Verband zu gründen. Angesichts der widerstrebenden, auf Preis- und Übernahmekämpfe eingestellten Einzelinteressen in der Zementbranche, ist dieser Erfolg zugleich ein Zeugnis für Schotts diplomatische Fähigkeiten.¹¹⁰

Das Syndikat der süddeutschen Portland-Cement-Fabriken versuchte durch Versandkontingente und Preiskonventionen dem ruinösen Wettbewerb zu entgehen und syndikatsfreie Neugründungen zu bekämpfen. Auch die Mannheimer Firmenleitung verhinderte 1898, wie schon erwähnt, durch Ankauf von Grundstücken in der Weisenauer Nachbarschaft einen

Konkurrenten. Trotz aller Versuche gelang es nicht, die Überproduktion zu verhindern und die Zementpreise zu stabilisieren. In der Gründungsphase des Heidelberger Zementwerks 1873 lag der Zementpreis auf einem Höhepunkt von 60 Mark pro Tonne (10,80 Mark pro 180 kg Normfass). Von dort sank er kontinuierlich bis 1906 auf Werte um 35 Mark ab (6,30 Mark pro Normfass).¹¹¹

Zahlreiche Spekulationsgründungen aus den 1890er-Jahren gingen in kurzer Zeit in Konkurs oder mussten verkaufen. Als die 1896 gegründete Nürtinger Portland-Cement-Werke Matthäus Lude & Co. 1899 in Liquiditätsschwierigkeiten gerieten, bot sich für die Portland-Cement-Werke Heidelberg die Möglichkeit, diese zu erwerben. Diesem ersten Expansions-schritt sollten bald zahlreiche weitere folgen.¹¹²

Nachdem ab dem Jahr 1901 bei steigender Produktion die Absatzzahlen rückläufig waren, kam es zu einem starken Preissturz.¹¹³

Die Mannheimer Portland-Cement-Fabrik, die im Innenstadtbereich von Mannheim lag, war durch ihre hohen Produktionskosten davon besonders betroffen. Dem konkurrenzfähigen Ausbau des Mannheimer Standorts standen nahe gelegene Wohnhäuser entgegen und immer häufiger beschwerten sich der Anwohner über die Staub- und Rauchbelästigung.

PACKER UND VERLADER
der Mannheimer
Portland-Cement-Fabrik,
1897.



ANGESTELLTE der
Mannheimer Portland-
Cement-Fabrik vor der
Fusion. Links am Tisch
Christoph Riehm, in der
Mitte Wilhelm Merz,
1901.

Hinzu kam das Problem, dass kein Steinbruch in unmittelbarer Nähe zur Verfügung stand und das Rohmaterial über weite Strecken heran transportiert werden musste.

Schon seit längerem bestanden persönliche Kontakte zwischen dem Mannheimer und Heidelberger Vorstand. Unter dem äußeren Druck beschlossen die Portland-Cement-Werke Heidelberg, vorm. Schifferdecker & Söhne AG, und die Mannheimer Portland-Cement-Fabrik AG am 5. Juni 1901 die Fusion der Gesellschaften. Die neue Firma mit Sitz in Heidelberg firmierte unter Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim Actiengesellschaft. Das Grundkapital der neuen Gesellschaft betrug elf Mio. Mark. Den Aktionären

der Mannheimer Portland-Cement-Fabrik wurde ein Aktientausch im Verhältnis 10:17 angeboten, was der Leistungsfähigkeit der bisherigen Unternehmen entsprach. Im Jahr 1901 betrug der Versand des Werks Mannheim 32.802 t und des Werks Weisenau 55.623 t. Die Heidelberger Werke, Nürtingen und Leimen, versendeten im gleichen Jahr 22.245 t und 105.524 t Zement.

Nach der Verschmelzung beider Betriebe verlagerte sich die Produktion von Mannheim zunehmend nach Heidelberg, so dass im Jahre 1902 das Werk in Mannheim endgültig stillgelegt und abgerissen wurde. Christoph Riehm und Wilhelm Merz blieben Vorstände in der neuen Gesellschaft.

Portland-Cement-Werk Heidelberg in Leimen

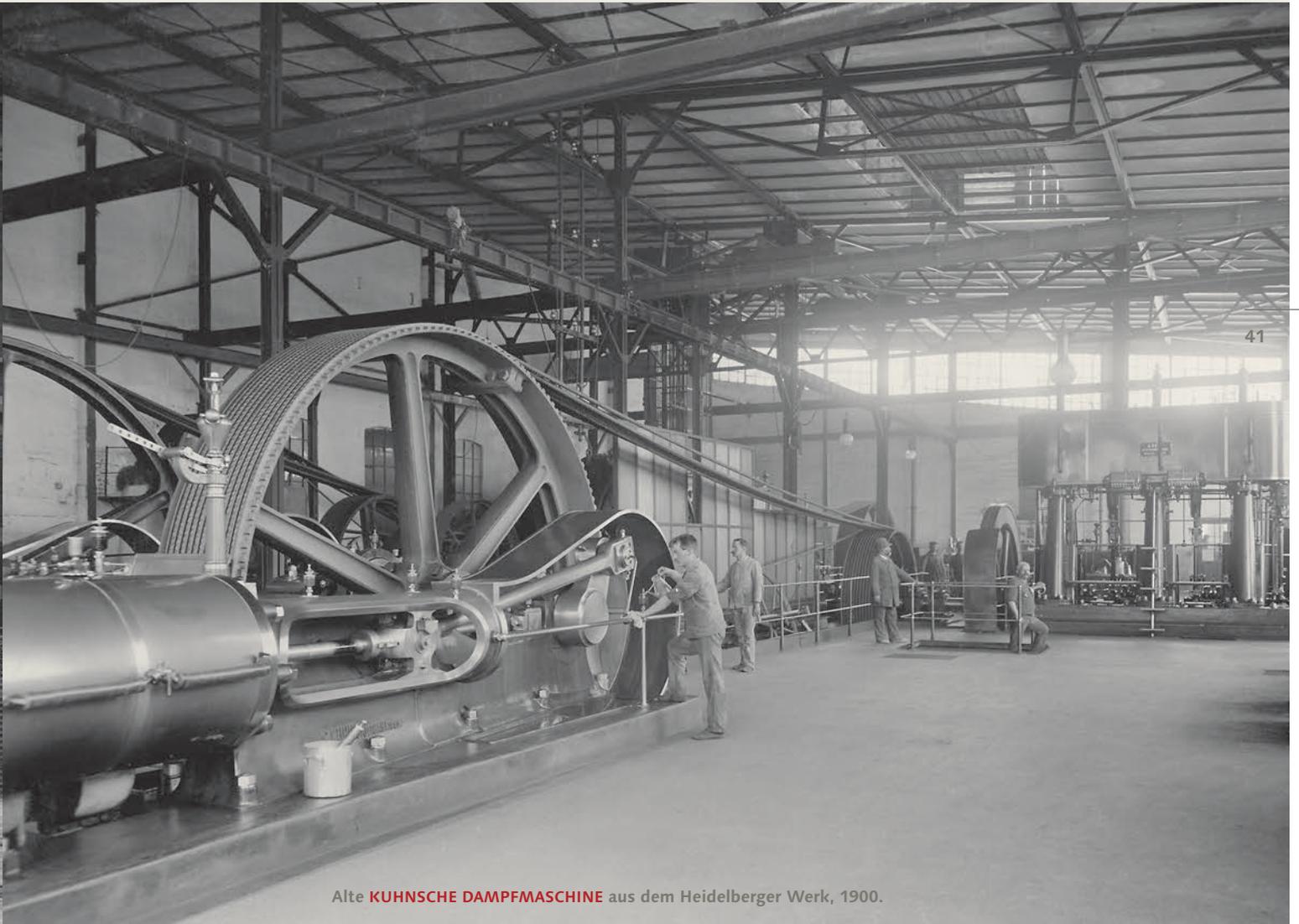
VERWALTUNGSGEBÄUDE in der Rohrbacher Straße, 1900.



Schon um die Jahrhundertwende stieß das Portland-Cement-Werk Heidelberg in Leimen trotz moderner Bauweise an seine Leistungsgrenze. Für eine weitere Produktionserhöhung war es unabdingbar, das Ofensystem zu verändern. Der Ringofenbetrieb erforderte für die Be- und Entladung eine Vielzahl von Arbeitskräften. Noch 1898 hatte man einen siebten großen Ringofen hinzugebaut und erreichte mit 1.100 Beschäftigten einen Höchststand. Als zweites Werk im Deutschen Reich wurden 1902 die ersten Drehöfen errichtet. In den USA waren diese bereits seit Jahren in Betrieb. Bis 1910 konnte so die Produktion bereits auf 1.500.000 Fass (270.000 t) gesteigert werden. Friedrich Schott hatte sofort erkannt, dass beim Drehofenbetrieb durch den Einbau von Kesseln eine günstige Form der Abhitzeverwertung möglich war und sicherte

sich darauf ein Patent. Das war der erste bedeutende Schritt zur Einsparung von Energie. Die durch Abhitze erzeugte Dampfmenge musste bislang in den Kuhnschen Batteriekesseln erzeugt werden. Die Drehöfen ermöglichten darüber hinaus eine Automatisierung der Be- und Entladevorgänge und führten zu einem gleichmäßigeren Brand. Die vergleichsweise rasche Abkühlung des Klinkers erbrachte auch eine höhere Reaktivität desselben.

Da die in Leimen aufgestellten Drehöfen zu den ersten in Deutschland gehörten, hatte man hier auch mit den Anfangsschwierigkeiten dieser neuen Technik zu kämpfen. Diese Aufgabe fiel hauptsächlich Wilhelm Merz zu. Insbesondere die zu dünnen Mantelbleche verursachten Störungen. Im Bereich der hochbelasteten Brennzonen waren die Mantelbleche, auf die



Alte **KUHNSCHE DAMPFMASCHINE** aus dem Heidelberger Werk, 1900.

auch noch die Laufringe drückten, stark ausgebeult. Die verformten Ofenschüsse machten ihrerseits eine Ausmauerung nahezu unmöglich. Konstruktive Verbesserungen wurden durch die Verlegung der Laufringe an den Ofenkopf erreicht. Auch bei den Kühltrommeln erwiesen sich die Bleche der Wassermäntel als zu dünn. Als weiterer Schwachpunkt zeigten sich die zu schwach konzipierten Ofenantriebe.¹¹⁴

Der Rotierofenbetrieb bezog seine Kraft bislang aus einer umgebauten Sulzer-Maschine von 400 PS (300 kW) aus dem Heidelberger Werk. 1917 konnte eine gebrauchte 700 PS (500 kW) 3-Zylinder-Dampfmaschine erworben werden.¹¹⁵

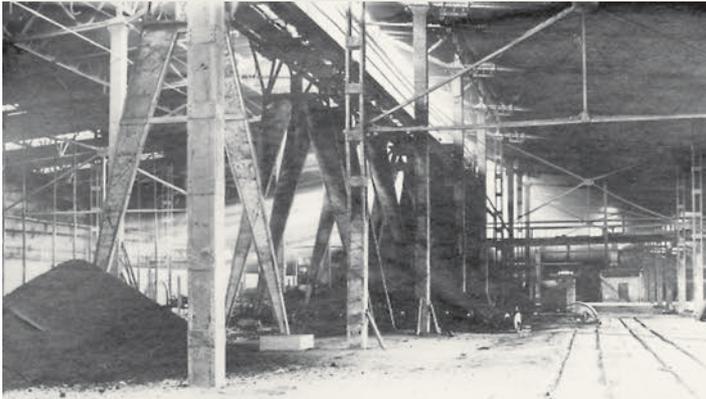
Ungenügend war auch die Entstaubung der Trockentrommeln. Da die Staubablagerungskammer an den Kamin angeschlossen war, fiel

der aus dem Kamin gehende feuchte Staub in nächster Nähe der Fabrik zu kleinen Klümpchen zusammengeballt nieder.

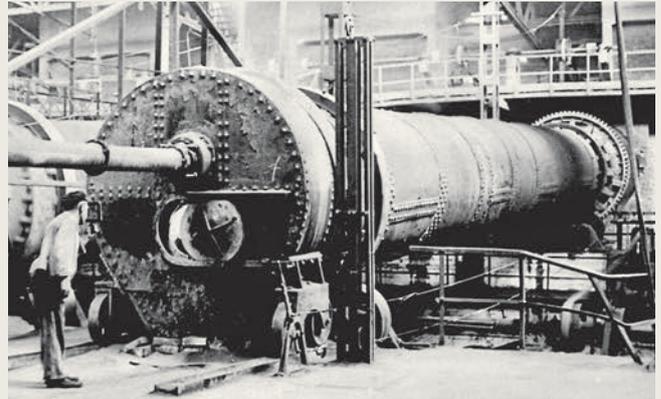
„Oft konnte man sehen, dass Herren, die schwarz angezogen kurze Zeit vor dem Verwaltungsgebäude standen, beschneit fortgingen.“¹¹⁶

Nicht nur Klagen der Anwohner, sondern auch die Tatsache, dass ausgerechnet der feinste und wertvollste Teil des Rohmaterials verloren ging, forderten Abhilfe. Eine neue Schlauchfilteranlage brachte eine wesentliche Verbesserung.¹¹⁷

Aber auch in der Rohmühle hatte man mancherlei Schwierigkeiten, die nötigen Mengen zu erreichen. Zum einen führte eine Serie sehr kalter Winter dazu, dass der Steinbruch Leimen nicht genug Material liefern konnte, andererseits war die Antriebsleistung der Griffinmühlen ungenügend.



KLINKERVORRÄTE aus den ersten Tagen des Septembers 1911
 „...des Obermüllers Stolz und des Brennmeisters Leid!“.



Brennerstand am **ABHITZEOFEN**, ca. 1905.

42



Mit Kohle befeuerte
TROCKENTROMMELN,
 vor der Abhitzeverwertung, 1900.

Im Juli 1911 wurde daher eine neue liegende Görlitzer-Tandem-Dampfmaschine mit einer Leistung von 1.400 PS eingebaut. Außerdem wurde für den Vorbrecher ein Elektromotor von 800 kW (600 PS) verwendet. Mit der Verbesserung der Rohmehlaufbereitung stieg allmählich auch die Klinkerproduktion der Öfen.¹¹⁸

Die steigende Klinkerproduktion machte Veränderungen in der Zementmühle notwendig. Auch hier machten sich klimatische Bedingungen sehr ungünstig bemerkbar. Die über mehrere Jahre immer wiederkehrenden Niedrigwasserstände des Neckars und die damit verbundene niedrige Stromproduktion aus dem Heidelberger Turbinenhaus machten einen verstärkten Einsatz der Dampfmaschinen notwendig. Verschärft wurde das Problem durch den Zubau von vier neuen Griffinmühlen zu den bestehenden 32, so dass die Mühlen häufig aus der Transmission ausgerückt werden mussten.¹¹⁸

Die Zementmühle bekam mehrfach einen anderen Antrieb. Anfangs wurde sie durch eine Kuhnsche Dampfmaschine angetrieben. Seit 1912 stand eine 2.700 PS Görlitzer-Tandem-

Dampfmaschine zur Verfügung und seit 1924 zusätzlich Elektromotoren mit zusammen 2.300 PS.¹²⁰

Trotz der Schwierigkeiten mit den Antriebsaggregaten erwies sich die Zementmühle als leistungsfähigstes Aggregat. Als Folge davon sanken die Lagerbestände an Klinker jedes Jahr. Im September 1911 war schließlich ein Tiefstand von unter 10.000 t erreicht, so dass die Brennelei mit der Produktion nicht nachkam.¹²¹

Mit der Aufstellung eines weiteren neuen 15. Ofens 1911 musste auch die Zementmühle weiter vergrößert werden. Zwischen 1912 und 1935 wurde mit zahlreichen Mühlensystemen experimentiert. 1912 wurden große Pendelmühlen und Fullermühlen aufgestellt. Die Fullermühlen, die sich nicht bewährten, wurden schon 1915 wieder abgebrochen. Im Jahr 1924 kam das sogenannte Rohrkugelmühlen, System „Ergo“ und „Pfeiffer“, zur Aufstellung. Innerhalb von zehn Jahren erwiesen sich auch diese Mühlen als unzureichend. Erst 1935, mit der Aufstellung von vier leistungsfähigen Kugelmühlen mit je 700 PS (500 kW) Elektromotoren, waren diese Probleme überwunden.¹²²

Alles aus einer Hand

SCHMIEDE, 1900.



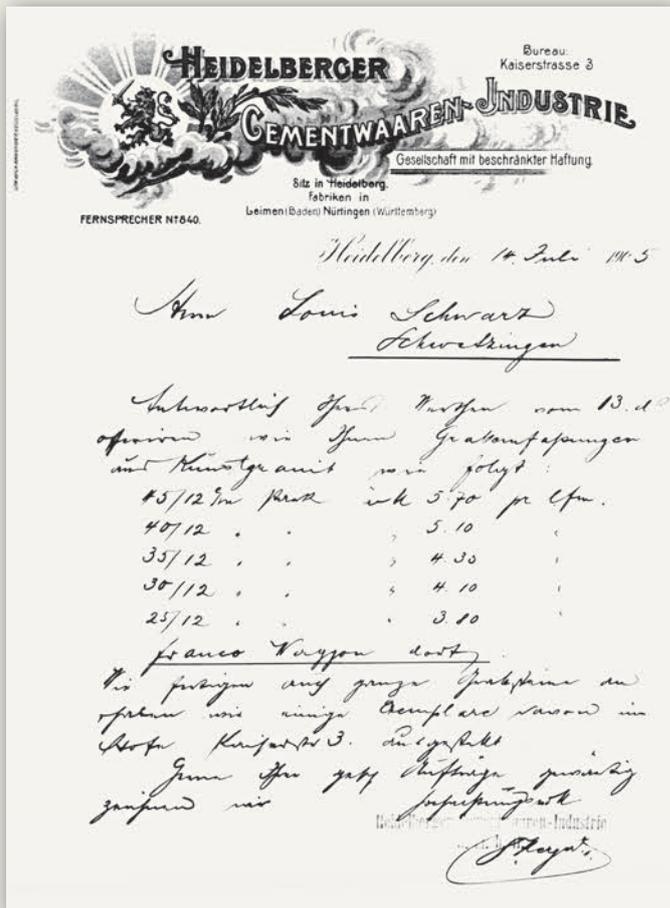
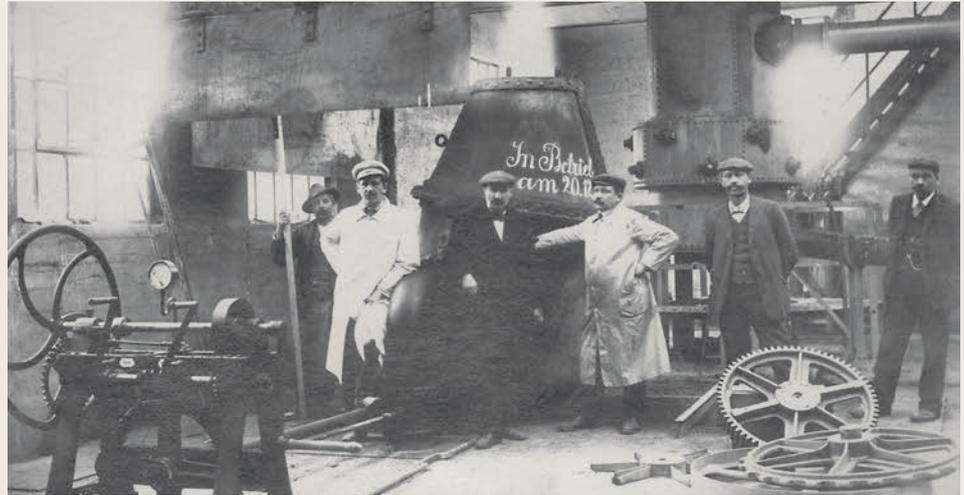
In Zeiten hochgehender Konjunktur, in den Jahren 1902 bis 1911, war es das Bestreben der Fabrikleitung, möglichst alles selbst anfertigen zu können, um nicht an die langen Lieferzeiten der Maschinenfabriken gebunden zu sein. Das Werk Leimen betrieb zu dieser Zeit eine eigene Maschinenfabrik mit bis zu 350 Beschäftigten. Hier wurden Mühlen und Transportapparate eigener Konstruktion hergestellt.¹²³

Zudem übernahm das Werk Leimen die Funktion einer zentralen Reparaturwerkstätte für die anderen Konzernwerke. Die Reparaturwerkstätten bestanden aus einer Schlosserei, einer Dreherei und einer Schmiede. Die rasch steigende Produktion hatte, wie erwähnt, dazu geführt, dass zahlreiche Apparate der Belastung nicht mehr standhielten. Die Folge davon waren stark gestiegene Reparaturkosten und

eine Überlastung der Werkstätten. Die zusätzlich steigende Inanspruchnahme der Reparaturwerkstätten durch die Werke in Nürtingen, Lochhausen, Offenbach, Neckarelz und Budenheim, erforderten einen Ausbau. Zu Anfang des Jahres 1911 hatte man dazu zwei alte Ringöfen abgebrochen und damit Platz für eine 100 m lange und 10 m breite Montagehalle gewonnen.¹²⁴

Im Jahr 1908 wurde noch eine Gießerei mit Modellschreinerei angegliedert. Ende 1911 kam zusätzlich eine Stahlgießerei mit Kupolofen und Bessemerbirne hinzu. Vor allem die verschleißanfälligen Hartuss-Mühlenteile, wie Walzenkörper und Mörserringe, die aus den USA kamen, erforderten einen hohen Finanzaufwand. Mit der Aufstellung eines Härteofens versuchte man, auch diese Teile selbst herzustellen.

AUSGLÜHEN der Bessemerbirne in der Gießerei am 20. Dezember 1911. Links im weißen Arbeitsmantel Werksleiter Dr. Ehrhart Schott, der jüngste Sohn Friedrich Schotts.



ANGEBOT der Heidelberger Cementwarenen Industrie GmbH vom 14.07.1905 über Grabeinfassungen aus Kunstgranit an den Schwetzingener Baustoffhändler Louis Schwarz.

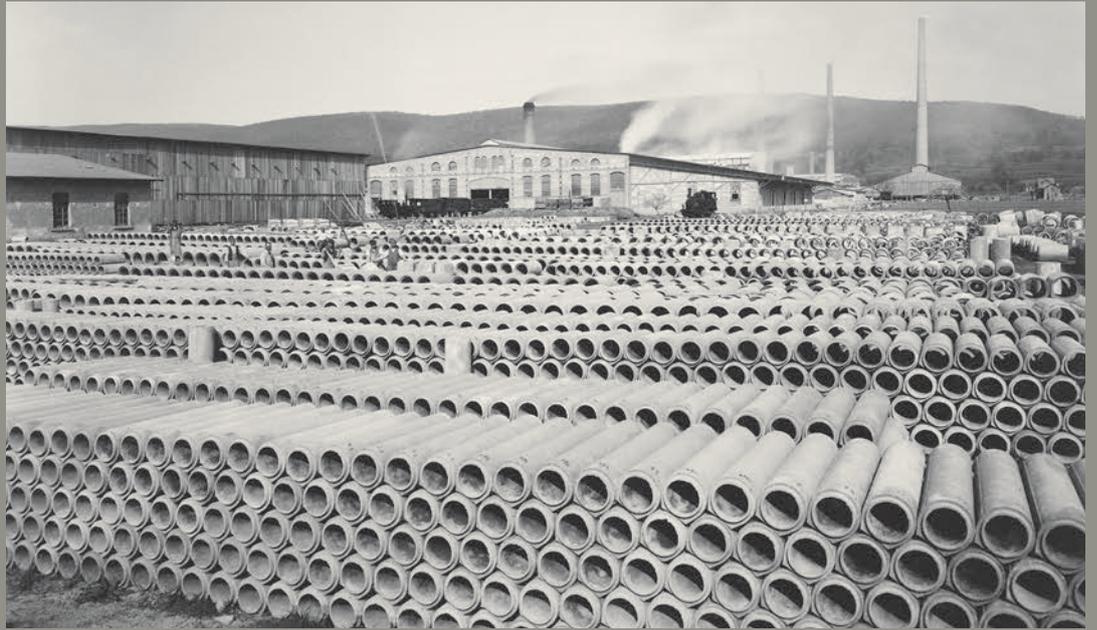
sie wieder in eigener Regie betrieben. Der primäre Betriebszweck war in der Anfangszeit nicht die Erwirtschaftung von Gewinnen, sondern die Anwendungsmöglichkeit von Zement den Kunden näher zu bringen. Im Laufe der Zeit produzierte das Betonwerk Rohre, Zaunpfosten sowie Betonbalken für Decken und vieles mehr.¹²⁶

Bei einem Gesamtversand im Jahr 1911 von 246.800 t entfielen 187.850 t (3.757.027 Stück) auf Sackware. Der Rest von 58.950 t (327.500 Stück) entfiel auf Holzfässer, von denen 195.878 (davon 32.148 Blechfässer mit Holzböden) im Werk Leimen gefertigt wurden. Die Analyse dieser Zahlen zeigt uns, dass in der Käferei im Verbund mit der Sägerei täglich mehr als 650 Fässer hergestellt wurden. Auch die Verwendung von Baumwoll- und Jutesäcken in leichter und schwerer Qualität brachte beträchtlichen Aufwand mit sich. Ebenso wie die Holzfässer, wurden die verschickten Säcke wieder zurückgenommen, entstaubt und in der Sackflickerei repariert. Erheblichen Sortieraufwand bereitete die Aussonderung fremder Säcke mit einem Anteil von 7%. In Tag- und Nachschicht wurden 1911 in der Sackflickerei auf 24 Nähmaschinen 1,2 Mio. Säcke geflickt. Am besten bewährten sich Baumwollsäcke, die mit 3% den niedrigsten Anteil an unbrauchbaren Säcken aufwiesen. Die anderen Sackqualitäten lagen aber mit einem durchschnittlichen Schwund von 4% nicht wesentlich über dieser Marke.¹²⁷

In den Jahren des Ersten Weltkriegs diente die Gießerei der Munitionsherstellung. Nach ihrer Stilllegung 1933 wurde auch die Fabrikation von Maschinen eingestellt und nur noch der Reparaturbetrieb aufrecht erhalten.¹²⁵

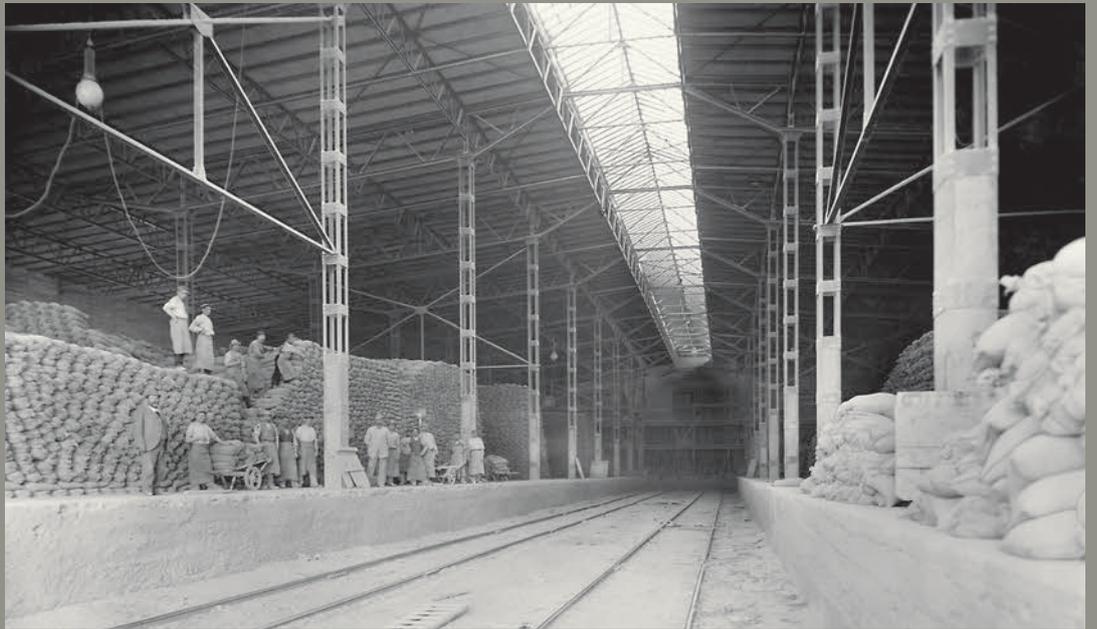
Zur Förderung des Zementabsatzes war dem Werk eine „Cementwarenenfabrik“ angegliedert. Diese wurde seit 1888 zuerst in Heidelberg betrieben und kam mit der Werksverlegung nach Leimen. Von 1905 bis 1914 war sie an frühere Zementwerksangehörige, Hergert und Lay, verpachtet. Ab 1919 bis zu ihrer Schließung in den 1970er-Jahren wurde

BETONWARENFABRIK
auf der Westseite
des Werks, 1900.



45

WAGGONVERLADUNG
in der Lager- und
Versandhalle, 1900.



FASSKÜFEREI, 1900.



Gründung der Süddeutschen Cement-Verkaufsstelle

46

**Außerordentliche
GENERALVERSAMMLUNG
des Vereins Deutscher
Portland-Cementfabri-
kanten am 13.10.1908
vor dem Schloss in
Heidelberg. Friedrich
Schott (2. Reihe sitzend,
12. von links).**



Unter Führung von Friedrich Schott waren im Heidelberg-Mannheimer Konzern nicht nur leistungsfähige Werke, sondern auch Ideen für neue Verkaufsorganisationen entstanden. Ausgangssituation dafür waren die geschilderten ruinösen Preiskämpfe innerhalb der noch jungen Portlandzementindustrie. Hohe Investitionskosten verlangten nach einer hohen Auslastung der Anlagen. Ebenso führte die größenabhängige Kostendegression zu immer größeren Produktionseinheiten, die ausgelastet werden mussten. Schon kleine konjunkturelle Schwankungen brachten insbesondere kleinere Fabriken mit angespannter Finanzlage dazu, ihren Zement zu Selbstkosten und sogar darunter auf den Markt zu bringen. Regelrechte Zementkriege entfalteten sich dort, wo sich die Liefergebiete von mehreren Herstellern überschneiden. Vor allem die neu gegründeten, in der Regel syndikatfernen Zementwerke, litten unter der Überproduktion. Mit Preisunterbietungen brachten

sie schließlich auch die Verbände ins Wanken, bis diese sich auflösten. Besonders hart war Süddeutschland betroffen, wo der Preis von 32,5 Mark pro Tonne im Jahr 1900 auf 23 Mark pro Tonne im Jahr 1903 verfiel.¹²⁸

Seit dem Wiederaufbau des Portland-Cement-Werks Heidelberg in Leimen war der Absatz stetig gestiegen, was allerdings hauptsächlich durch Mehrversand nach Norddeutschland, Holland und Übersee verursacht war. Die Jahre 1900 bis 1902 führten nach dem Auseinanderbrechen des Süddeutschen Portland-Cementwerk-Verbands auch in Leimen zu einem erheblichen Einbruch. Schließlich gelang es, nicht zuletzt durch Friedrich Schotts beharrliche Versuche, erneut eine Verständigung zwischen den Zementfabrikanten herzustellen und einen dauerhaften Syndikatsvertrag abzuschließen. Insgesamt 26 süddeutsche Zementwerke gründeten im Jahr 1904 die „Süddeutsche Cement-Verkaufsstelle GmbH“ (SCV) mit Sitz in



Siegelmarke der **SÜDDEUTSCHEN CEMENT-VERBANDS**, Verkaufsstelle München, ca. 1920.

JUTEZEMENTSACK, 50 kg Eisenportlandcement der Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG mit dem Logo des SCV, 1922.



Heidelberg. Einzig die Firma Dyckerhoff in Amöneburg schloss sich nur durch einen Sondervertrag an. Diese Verkaufsgesellschaft übernahm im eigenen Namen den gemeinsamen Verkauf der Mitgliedsfirmen und setzte entsprechend der Marktlage jährlich Produktionskontingente fest.¹²⁹

Als Folge der Kontingentierung versuchten die einzelnen Hersteller nun ihre Ausgangslage bei der SCV zu verbessern. Dazu bot es sich an, Werke aufzukaufen und stillzulegen und die jeweiligen Kontingente zu übernehmen. Auch Heidelberg-Mannheim nutzte die Zeit bis zum Ersten Weltkrieg zur Expansion.

Im Herbst 1902 kauften die Portland-Cementwerke Heidelberg und Mannheim eine einfache Ziegelei in Lochhausen bei München.

**ZIEGELEI
LOCHHAUSEN,
ca. 1960.**



Der Grund für den Kauf war, dass das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft bei den Syndikatsverhandlungen ein größeres Kontingent für seinen Zementabsatz nach München gefordert hatte. In der Nähe der Lochhausener Tongrube befand sich Tuffsand, der unter Beimischung des Tones aus der Tongrube zu Zement verarbeitet werden konnte. Deshalb wurden noch 200 bayerische Tagwerk (68 ha) Kalksteingelände mit 3 m Mächtigkeit dazugekauft. Als die Syndikatsverhandlungen abgeschlossen waren, begann die Löschkalkproduktion aus dem Kalksteintuff, der bis zu 40 % Wasser enthielt. Schließlich wurde die unrentable Produktion 1909 wieder aufgegeben und stattdessen eine moderne Maschinenziegelei aufgebaut.¹³⁰

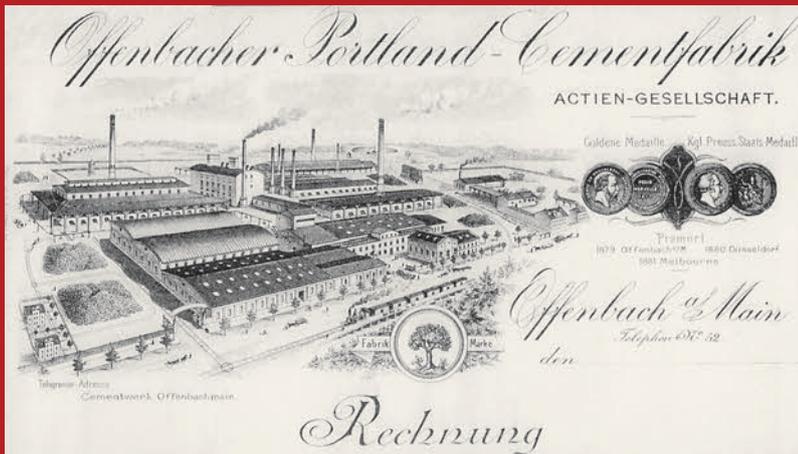
Die folgenden Jahre sind durch eine Anzahl von Übernahmen gekennzeichnet. Als die in Blaubeuren ansässige Portland-Cementfabrik, Gebrüder Spohn, 1904 in eine Aktiengesellschaft umgewandelt wurde, beteiligten sich die Portland-Cementwerke Heidelberg und Mannheim ebenso wie das später noch behandelte Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft. Die Blaubeurer Fabrik erreichte im Heidelberger Konzern in der Folge eine herausragende Stellung; als Vorstände und Aufsichtsratsvorsitzende waren die Spohn's in leitenden Positionen tätig. Ihre Geschichte ist im Buch „... eine Fabrik verschwindet“ umfassend dargestellt.¹³¹

Ebenfalls im Jahr 1904 wurde die 1874 gegründete Portland-Cementfabrik Fr. Sieger & Co. GmbH in Budenheim bei Mainz, an der Heidelberg-Mannheim seit 1901 beteiligt war, übernommen. Noch im gleichen Jahr übernahm man auch die 1898 gegründete Portland-Cementwerk Diedesheim-Neckarelz AG. Im folgenden Jahr stieg man in die Gipsproduktion ein, indem die 1847 gegründete Gipsgrube Obrigheim übernommen wurde.¹³²

Blick von Nordosten auf die PORTLAND-CEMENT-FABRIK, Gebrüder Spohn AG, um 1910.



48



BRIEFKOPF der Offenbacher Portland-Cementfabrik, um 1910.



Abriss der SCHACHTÖFEN in Ingelheim, ca. 1910.



BELEGSCHAFT der Offenbacher Portland-Cementfabrik AG, Feege & Sonnet, nach der Übernahme. Am Tisch sitzend Betriebsleiter Hermann Karcher, Dr. Otto Schott und August Riehm, Mai 1906.

Einige Jahre später erwarb man auch die angrenzende 1889 gegründete Gipsgrube Hochhausen am Neckar und legte diese still. Im Jahr 1905 wurde schließlich auch die Ziegelei Lochhausen um ein Kalkwerk erweitert.

Ebenso war das Jahr 1906 durch Übernahmen gekennzeichnet. Die Offenbacher Portland-Cementfabrik AG, Feege & Sonnet, gegründet 1874 von Hauptmann a.D. Feege und Ingenieur Sonnet, ging durch Erwerb sämtlicher Aktien

in den Besitz von Heidelberg-Mannheim über. Ebenso übernommen wurde die schon erwähnte, 1863 von Carl Krebs aus Heidenheim gegründete Portland-Cement-Fabrik Ingelheim am Rhein, die zu den ältesten deutschen Portlandzementfabriken gehörte. Das Werk wurde aber trotz einer 1904 erfolgten Modernisierung bereits Mitte 1907 aus Rentabilitätsgründen stillgelegt.

Stammwerk als Kaderschmiede



**DR. EHRHART
SCHOTT, 1928.**

In Leimen hatten inzwischen Friedrich Schotts Söhne verschiedene Leitungsfunktionen übernommen. Sein älterer Sohn Otto, der einige Jahre Betriebsleiter in Leimen war, übernahm die Werksleitung der Portland-Cementfabrik Offenbach. Der zweite Sohn Ehrhart war seit 1907 Betriebschemiker im Werk Leimen. Ehrhart Schott hatte, wie sein Bruder Otto, die Kindheit in der Umgebung des Heidelberger Portland-Cement-Werks verbracht.

Ehrhart Schott war am 31. Juli 1877 in Heidelberg geboren worden. Von 1886 bis 1899 hatte er Volksschule und Gymnasium in Heidelberg besucht. Anschließend studierte er Maschinenbau an der Technischen Hochschule Braunschweig. Nach dem Diplomexamen folgte von 1902 bis 1907 das Studium der Chemie an der Universität Heidelberg. Im März 1911 wurde ihm Prokura erteilt und er erhielt die Bestellung zum stellvertretenden Werksleiter.¹³³

Das Zementwerk Leimen entwickelte sich schon aufgrund seiner Größe mehr und mehr zum Stammwerk des Konzerns. Hier wurden maßgebliche Erfindungen und Entwicklungen gemacht und manche Karriere nahm hier – in der Kaderschmiede des Konzerns – ihren Anfang. Insbesondere Dr. Ehrhart Schott trieb die technische Entwicklung voran. Er wachte in der ihm eigenen Strenge, aber auch patriarchalischen Fürsorge, über den Betrieb. Auch nach Dienstschluss hatte er von seiner 1911 oberhalb des Werks errichteten großzügigen Villa alles im wachsamen Blick.



**ENTWURF DES
SALONS** der Villa
von Dr. Ehrhart
Schott, 1910.



WERKSLEITERTREFFEN,
Gruppenbild hinter der Festhalle,
Dr. Ehrhart Schott (1. Reihe, 5. v. l.),
Otto Schott (1. Reihe, 1. v. r.),
ca. 1920.

Vom Sturzbetrieb zum Rollochabbau

50



ABFÜLLSCHNAUZE im horizontalen Stollen, ca. 1935.

Zum Zeitpunkt der Errichtung des neuen Werks in Leimen war der auf Rohrbacher Gemarkung liegende Steinbruch, in dem für das Heidelberger Werk abgebaut wurde, weitgehend ausgebeutet. Mit der planmäßigen Anlage von Steinbrüchen ab 1879 wurde, wie schon erwähnt, der Sturzbetrieb des Kalkwerks Rüdersdorf eingeführt. In die Felswand wurden längs und quer Stollen, die sogenannten Schrammlöcher, getrieben, bis sich ein großer Quergang ergab, der die hineinführenden Strecken miteinander verband. Die Kalksteinwand ruhte dann nur noch auf den Pfeilern, die von Hand weiterbearbeitet und angebohrt wurden. Die mit Sprengstoff gefüllten Bohrlöcher wurden anschließend elektrisch gezündet und damit die ganze Wand zum Einsturz

gebracht. Hunderte von Detonationen erfolgten, aus den Pfeilergängen wälzte sich Rauch und unter unbeschreiblichem Getöse stürzte die Wand ein.

Vor der Wand blieb ein mehrere Meter hoher, grobstückiger Steinhaufen liegen, der mit Vorschlaghämmern zerschlagen werden musste. Große Felsbrocken mussten gekneppert werden, was bedeutete, dass diese einzeln angebohrt und mit Sprengladungen versehen wurden. Diese Sprengungen waren sehr gefährlich, da die Bruchstücke oft kilometerweit durch die Luft flogen. Da noch keine Verlademaschinen zur Verfügung standen, bestand der größte Nachteil dieser Gewinnungsmethode in der anstrengenden Handverladung, die eine hohe Anzahl von Arbeitern erforderte.¹³⁴

ROLLLOCHABBAU,
ca. 1935.



ABBAU im Rollloch, ca. 1920.



Das rasche Wachstum der Zementproduktion nach der Jahrhundertwende machte es bald nötig, die Rohmaterialgewinnung zu intensivieren. Im Jahr 1909 wurde eine neue Abbau-methode, der sogenannte Rolllochbetrieb, eingeführt. Das Rolllochverfahren war von einem Ingenieur des Werks in Pennsylvania/USA, vermutlich im Lehigh-Tal, abgeschaut worden. Das Verfahren war gegenüber dem Rüdersdorfer Sturzbetrieb ein großer Rationalisierungsschritt, da die teure Handverladung des Materials vereinfacht werden konnte. Beim Rolllochbetrieb wurde ein waagrechter Stollen in den Berg getrieben, an dessen Ende ein Schacht senkrecht an die Erdoberfläche führte. Die Gewinnung des Kalksteins erfolgte durch Lockerungs-sprengungen, die Bohrlöcher dafür wurden

mittels Druckluftstoßmaschinen gebohrt. Die rings um den Schacht gebrochenen Steine fielen durch den Schacht über sogenannte Füllschlaufen in die Kipploren. Die Kippwagen wurden auf Gleisen von Hand aus dem Stollen geschoben und zu Zügen zusammengestellt. Die senkrechten Schächte erweiterten sich mit der Zeit zu einem Trichter, an dessen Wandungen das Gestein abrollte. Wurden diese zu flach, so mussten in der näheren Umgebung neue Rolllöcher eingerichtet werden. Die zwischen den Rolllöchern stehen gebliebenen Grate mussten konventionell in Handarbeit abgetragen werden. Innerhalb sehr kurzer Zeit wurde diese Abbautechnik in allen Konzernwerken eingesetzt.¹³⁵

Steintransport per Straßenbahn

52

Die in Nußloch anstehenden hochprozentigen Kalkgesteine waren schon seit längerem von der Firmenleitung ins Visier genommen worden. Die Verkehrsungunst machte die Erschließung allerdings unmöglich. Erst der Beginn des Straßenbahnbaus von Heidelberg nach Wiesloch am 1. August 1900 eröffnete neue Transportmöglichkeiten.¹³⁶

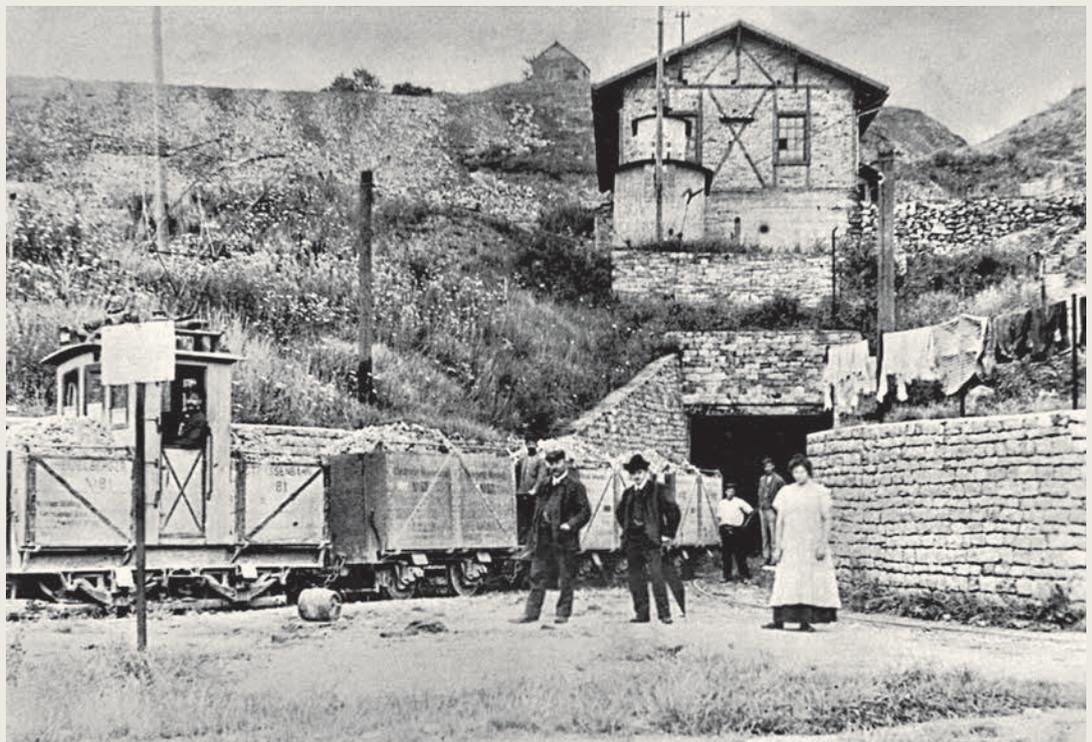
In Erwartung des Bahnbaus hatten die Portland-Cement-Werke Heidelberg bereits im Oktober 1899 mit dem Ankauf von Grundstücken im Bereich des Leopoldbergs in Nußloch begonnen.¹³⁷

Im Sommer 1901 war die eingleisige Bahnstrecke mit Ausweichen zwischen Leimen und Nußloch fertig gestellt. Zur Bewältigung der Steintransporte waren zwei elektrische Lokomotiven mit jeweils drei Güterwagen eingesetzt.

Die Fahrgeschwindigkeit betrug 22 km/h und dauerte auf der 5 km langen Strecke eine halbe Stunde. Die Steinfrachten trugen wesentlich zur Finanzierung der Straßenbahnstrecke Heidelberg-Wiesloch bei. Für das Jahr 1904 sind 70.000 t beförderte Steine und Frachtkosten in Höhe von 40.000 Mark überliefert.¹³⁸

Auf Veranlassung der Portland-Cement-Werke Heidelberg ruhte der Steinzugbetrieb ab dem 26. November 1907. Vermutlich war es zu diesem Zeitpunkt möglich, Material von ausreichender Qualität und zu günstigeren Gesteungskosten im Steinbruch Leimen abzubauen. Aufgrund des auf 15 Jahre abgeschlossenen Transportvertrags mit der Heidelberger Straßen- und Bergbahn AG, mussten festgelegte Garantiefrachten trotzdem bezahlt werden.¹³⁹ Ab dem Jahr 1910 musste der Abbau des Rohmaterials

STEINZUG,
1902.



beträchtlich gesteigert werden, da verstärkt Klinkertransporte an die anderen Konzernwerke stattfanden. Der gesteigerte Betrieb erforderte die Wiederaufnahme und Intensivierung des Steinbruchbetriebs in Nußloch.¹⁴⁰

Da der Nußlocher Steinbruch in einem alten Bergbaugebiet lag und von zahlreichen Bergwerksstollen durchzogen war, musste der Rollochbetrieb nach kurzer Zeit wieder eingestellt werden. Häufig bewirkten die größtenteils unbekanntesten Stollenverläufe einen Einsturz der Rollochrichter und gefährdeten die darin arbeitenden Arbeiter. Durch die Aufgabe des Rollochbetriebs und die damit verbundene Rückkehr zur Handverladung, erhöhten sich die Gesteinskosten. Diese waren in Nußloch mit 0,306 Mark pro Fass (1,7 Mark pro t) gegenüber Leimen mit 0,096 Mark pro Fass (0,53 Mark pro t) über drei

Mal so hoch. Der Anteil des Nußlocher Abbaus betrug zu dieser Zeit allerdings nur 17% der Gesamtförderung.¹⁴¹

Nach der Intensivierung des Abbaus im Nußlocher Steinbruch ab 1910 wurde die zu geringe Transportkapazität der Straßenbahn zunehmend zum Problem. Um die Rohstoffbasis längerfristig zu sichern, hatte man sich entschlossen, eine Seilbahn von Nußloch nach Leimen zu bauen und weiteres Gelände in östlicher Richtung von der Gemeinde Nußloch erworben. Der Kriegsbeginn legte den Bau zunächst still. Im Mai 1917 konnte die Drahtseilbahn aber in Betrieb genommen werden. Im gleichen Jahr begann die Erschließung eines neuen Steinbruchs am neu erworbenen Stupfelberg.¹⁴²

DRAHTSEILBAHN von Leimen nach Nussloch, im Hintergrund die 1908 errichteten **WERKSHÄUSER** in der Zementwerksstraße, 1920.



Fremde, Unfrieden sähende Einflüsse fern halten

Nach fast einem Jahrzehnt war in Leimen die meiste Aufbauarbeit geleistet. Der Absatz hatte sich in dieser Zeit verdoppelt. Der wirtschaftliche Aufstieg hatte aber keine vergleichbaren Lohnsteigerungen für die Arbeiter mit sich gebracht. Bisher hatte es Friedrich Schott verstanden, die Arbeiterschaft ruhig zu halten. Seit mehr als 30 Jahren hatte es in der Arbeiterschaft, mit Ausnahme eines nur wenige Stunden dauernden Streikversuchs der Ringofenarbeiter, keine Arbeitskämpfe gegeben. In patriarchischer Weise hatte er bislang für seine Arbeiter gesorgt und als Gegenleistung Gehorsam verlangt. Zunehmende Spannungen zwischen Arbeiterschaft und Unternehmern um die Jahrhundertwende, machten ein neues Modell der „betrieblichen Mitbestimmung“ nötig. Die bisherige Vertretung der Arbeiter durch den Krankenkassenvorstand wurde allgemein als unzulänglich empfunden.

Friedrich Schott war ein scharfer Kritiker der freien Gewerkschaften. Lediglich eine aus werkseigenen Arbeitern bestehende Arbeitervertretung, die sich nicht mit allgemeinen arbeitspolitischen Themen befasste, konnte seinen Gefallen finden. Sein oberstes Ziel war „*Fremde, Unfrieden sä[h]ende Einflüsse fern zu halten.*“¹⁴³

Am 27. November 1905 wurde auf Veranlassung von Friedrich Schott ein Aushang in den Leimener Fabrikräumen zur „Bildung eines Arbeiterausschusses“ angebracht. Mindestens einmal monatlich sollten die Arbeiter „... die Gelegenheit haben, etwa vorhandene Missverständnisse, Wünsche und Beschwerden vorzubringen.“¹⁴⁴

Der Arbeiterausschuss trat am 2. Dezember 1905 zum ersten Mal zusammen. Die erhaltenen Protokolle des Arbeiterausschusses, der von 1905 bis 1919 bestand, geben einen guten Einblick in die Sorgen und Nöte der

Arbeiterschaft und der Fabrikleitung. Im Protokoll der ersten Sitzung beschwor Friedrich Schott die Harmonie zwischen Arbeiterschaft und Fabrikleitung:

*„Wir haben seit mehr als 30 Jahren mit unserer Arbeiterschaft ... stets in bestem Einvernehmen gelebt und wir wünschen, dass das einmütige Zusammenwirken aller, mit Kopf und Hand in unserem Werke Arbeitenden, welchen wir unsere heutige Stellung in der Industrie verdanken, auch in Zukunft zu aller Vorteil ungestört fortwähren möge.“*¹⁴⁵

Der patriarchische Zug Schotts, der gewiss zu dieser Zeit nichts außergewöhnliches war, wird am deutlichsten am Duktus der Gespräche. Schotts Überblick über die gesamten Betriebsabläufe gestattete es ihm, in einem Fall zu relativieren, im anderen Fall einem Antrag stattzugeben. Da die Vertreter der Arbeiterschaft aus den unterschiedlichsten Betriebsabteilungen stammten, war das geschlossene Vortragen von Wünschen selten. Dennoch darf der Arbeiterausschuss nicht als Alibiveranstaltung abgewertet werden. Friedrich Schott setzte sich durchaus intensiv mit den Anträgen auseinander. Für ihn stand der Ausschuss im Zeichen des Gebens und Nehmens. Wenn es um die Verbesserung von Arbeitsbedingungen oder um Hilfe in Härtefällen ging, zeigte er sich stets großzügig. Für sein Entgegenkommen verlangte er Loyalität von den Vertretern im Arbeiterausschuss ihm gegenüber. So hätten sie „... nicht nur das Recht, sondern die Pflicht, irgendwelche Aufstände, die ihre Betriebsabteilung ... betreffen, jederzeit sofort zur Kenntnis der Fabrikleitung zu bringen.“¹⁴⁶

Im Allgemeinen kann man sagen, dass die Sitzungen ein Forum für Probleme, Sorgen und Beschwerden der Arbeiter waren. Oftmals beschäftigten den Arbeiterausschuss Fragen des leiblichen Wohls. Einmal sollte dafür



SCHLOSSERSCHICHT, 1910.

gesorgt werden, dass „in der Kantine stets von allen Sorten Wurst und Käse [etwas] vorrätig ist.“ Ein anderes Mal hieß es, die „... Wurst von Heidelberg gab zu Klagen Anlass.“¹⁴⁷ Das Thema „Bier“, das offensichtlich einen überaus hohen Stellenwert einnahm, war des Öfteren Verhandlungsgegenstand. So kamen z. B. Klagen über die zu hohen Preise, dass es nicht rechtzeitig vor den Pausen gezapft würde und dass es nicht gut sei. Ein weiteres Betätigungsfeld des Arbeiterausschusses war die Festlegung der Beträge aus dem Unterstützungsfond für hilfsbedürftige Arbeiter oder deren Familien.

Schon zum Errichtungszeitpunkt des neuen Werks hatten die Arbeiter die Möglichkeit, sich in einer provisorischen Werkskantine zu verpflegen. Die Errichtung der Kantine um das Jahr 1907 hatte unter anderem den Zweck, dem Bierkonsum durch das Angebot von Speisen Einhalt zu gebieten. So hieß es: „Die Speisehalle trägt mit dazu bei, dass der Bierconsum in der Fabrik kein allzu grosser ist.“¹⁴⁹ Auch wenn dem aus heutiger Sicht nicht ganz zugestimmt werden kann, so ist doch die pädagogische Absicht der Werksleitung erkennbar. Hauptzweck der Kantine war aber die Versorgung der Arbeiter und Anwohner des Zementwerks mit günstigen Waren und ihnen weite Einkaufswege aufgrund der isolierten Lage der Fabrik zu ersparen. Insbesondere die von Arbeitern begehrten, aber sonst kaum erschwinglichen Fleisch- und Wurstwaren, waren dort preiswert zu bekommen. Weitere Nahrungsmittel, wie Heringe

und Salzgurken, gehörten ebenso zum Verkaufsprogramm, wie Genussmittel in Form von Zigaretten und Kautabak.¹⁵⁰

Auch bei den Verhandlungen im Arbeiterausschuss drehten sich viele Eingaben um das Thema Bier, das zu damaliger Zeit bei den Arbeitern einen hohen emotionalen Stellenwert hatte. Ein Verbot hätte möglicherweise zu einem Aufstand geführt, wie dies der Jahresbericht von 1911 nahelegt.

„Der Abfall im Bierverbrauch im Monat November im Steinbruch Nussloch ist darauf zurückzuführen, dass die dortigen Steinbrecher Apfelwein tranken, um zu beweisen, dass das Bier nicht gut wäre, und durch eine ihnen noch besser schmeckende Sorte ersetzt werden müsse. Im Dezember 11 und Januar 12 stieg der Bierverbrauch im Steinbruch Nussloch wieder auf 62 resp. 63 l pro Kopf, was einen täglichen Consum von 2 ½ l pro Kopf entspricht, für den Winter immer noch recht viel.“¹⁵¹

Um dem Alkoholkonsum zu begegnen, bot der abstinente Werksleiter Friedrich Schott im Sommer in den Fabrikräumen Kaffee und selbstbereitetes Sodawasser unentgeltlich an. Ebenso hat wohl der Kautabakkonsum mit seinen unästhetischen Begleiterscheinungen Anstoß erregt. Schott stellte im genannten Jahresbericht fest, „... dass erfreulicher Weise die antialkohol. Getränke Limonade und Sodawasser im Verbrauch gestiegen sind, während, was ebenso erfreulich, der Kautabackconsum dauernd zurückgeht.“¹⁵²

... in die Klasse der Besitzenden heben

FLUGSCHRIFT von Friedrich Schott gegen die Gewerkschaften, 1919.



56

Gemeinsames
**WASCHHAUS UND
BADEHAUS** im
Kieslochweg, 1900.

In Ergänzung zur Initiative Friedrich Schotts hatte die Firmenleitung einen Katalog von Unterstützungsmaßnahmen ins Leben gerufen. Eine dieser Wohlfahrtseinrichtungen war der Arbeiter-Unterstützungsfond, der im Jahr 1910 bereits über ein Stiftungskapital von 230.000 Mark verfügen konnte. Das Kapital kam überwiegend aus Überschüssen verschiedener Werkseinrichtungen, wie z. B. dem Kantinenbetrieb, gelegentlichen Eintrittsgeldern oder Spenden. Aus den Zinsen des Stiftungskapitals erhielten invalide Arbeiter monatlich zwölf Mark, Witwen verstorbener Arbeiter je nach Kinderzahl und sonstigen Verhältnissen zwei bis sechs Mark. In besonderen Fällen wurden auch einmalige Unterstützungen bis zu 100 Mark bewilligt. Das Unternehmen verfügte über eine Betriebskrankenkasse. Diese gewährte bei halbjähriger Mitgliedschaft den Familienangehörigen freie ärztliche Behandlung sowie Arznei- und Heilmittel oder bei Verpflegung im Krankenhaus 25-50 % der Kosten. Im Sterbefall erhielten die Angehörigen Sterbegelder.¹⁵³

Ein weiteres Instrument war die Gewährung von Dienstaltersprämien. Jeweils zu Ostern erhielten die Arbeiter je nach Dienstzeit zwischen 10 und 90 Mark. Vom zehnten Jahr ab erhielt der Arbeiter die auf eine Aktie entfallende Dividende, mindestens jedoch 100 Mark. Über den tieferen Sinn der Dienstaltersprämien

erfahren wir etwas in einer Jubiläumsschrift von 1910. Danach sollte das Geld von den Arbeitern zum Erwerb von Grundstücken und Häusern genutzt werden. Diese „... heben sie in die Klasse der Besitzenden, tragen dadurch zur Sicherung sorgenlosen Alters bei und machen die Arbeiter sozialdemokratischer Verhetzung und Verbitterung unzugänglich.“¹⁵⁴

Die kaufmännischen und technischen Beamten erhielten eine Prämie zu Weihnachten. Eine weitere Möglichkeit der Vermögensbildung war durch eine Fabriksparkasse, mit 5 % Verzinsung der Einlagen, gegeben. Der Mindestbetrag einer Einlage war 50 Pfennig und die Höhe des Gesamtguthabens einer Einlage durfte den Betrag von 10.000 Mark nicht überschreiten.¹⁵⁵

Es lässt sich erkennen, dass es Schott vor allem darum ging, den Arbeitern durch ein Anreizsystem zur Vermögensbildung zu verhelfen. Eine umfassende Versorgung durch das Werk schuf aber auch Abhängigkeiten, die geeignet waren, die Loyalität gegenüber dem Arbeitgeber zu verbessern. Zahlreiche Vergünstigungen wie Heizmaterial (Brandkohle, Abfallholz der Küferei) zum Selbstkostenpreis, unentgeltliche Zurverfügungstellung von landwirtschaftlichen Flächen sowie billige Darlehen zum Ankauf von Häusern und Grundstücken dienten demselben Zweck.¹⁵⁶

... für brave und verdiente Arbeiter



Die Häuschen im **KIESLOCHWEG** wurden in Eigenarbeit komplett aus Beton erbaut. Kellerwände wurden durch vorgestellte Bretterwände gegen das Erdreich aus Stampfbeton hergestellt. Die Decken wurden zwischen eingeschalteten Stahlträgern gegossen, in den Beton eingelassene Holzleisten dienten der Befestigung des Kiefernholzbodens. Die Außenwände waren aus eingefärbten Formsteinen gefertigt. Fenstereinfassungen, Türstöcke, Gesimse und Dachziegel stammten ebenfalls aus der werkseigenen Kunststeinfabrikation. Jedes Häuschen hatte einen der Straße zugewandten Vorgarten und hinten einen Hausgarten mit Obstbäumen und Kleintierställen. Zur gemeinsamen Benutzung stand in einem Hintergebäude eine Waschküche mit Brunnen, Backofen und Badezimmer sowie ein Trockenspeicher zur Verfügung. Aufnahme 1900.

57

Mit der Verlegung des Zementwerks von Heidelberg an den Ortsrand von Leimen im Jahr 1895 war kurzfristig ein großer Bedarf an Wohnungen für viele Arbeiter entstanden. Bei der Errichtung des Verwaltungsgebäudes hatte man daher die obersten beiden Stockwerke als Wohnungen ausgebaut. Bis zu 20 Familien und Einzelpersonen bewohnten bis weit in die 1930er-Jahre hinein Räume im Verwaltungsgebäude des Zementwerks.

Zu seinem 25-jährigen Dienstjubiläum im Jahr 1900 stiftete Friedrich Schott zwölf einstöckige Reihenhäuser im Kieslochweg (heute Peter-Schuhmacher-Straße) für „brave und verdiente Arbeiter“ aus seinem Privatvermögen. Die zwar kleinen, aber sanitär gut ausgerüsteten Wohnungen hatten äußerst niedrige Mietpreise. Die Mieteinnahmen wurden zinsbringend angelegt und den Arbeitern bei Erreichen des Rentenalters oder im Todesfall an deren Familien ausgezahlt. Alle Häuser wurden in Eigenarbeit und vollständig aus selbst gefertigten Betonsteinen und Betonziegeln erbaut. Die Stiftungsbedingungen trugen die für Friedrich Schott typischen patriarchalischen Züge. Bis Ende 1909 betrug die so gesammelten Beträge für die Inhaber der Häuser insgesamt 14.888 Mark, während über 18.000 Mark früheren Mietern oder deren Hinterbliebenen zurückgezahlt wurden.¹⁵⁷



Reihenhäuser in der **ZEMENTWERKSTRASSE**, 1910.

Im Jahre 1903 wurde zwecks Erbauung weiterer Arbeiterhäuser von Aufsichtsrat und Vorstand die Gründung einer Baugesellschaft mit einem Grundkapital von 150.000 Mark beschlossen. Diese errichtete sechs größere Arbeiterhäuser mit 30 Einzelwohnungen. 1908 wurden weitere Reihenhäuser in der Zementwerkstraße, in den 1930er- und 1950er-Jahren etliche Siedlungshäuser erbaut.¹⁵⁸

Wohlfahrtseinrichtungen



HALLENSCHWIMMBAD.

Das 600 qm große Gebäude ist in Kunststeinen in Kalkstein-nachahmung und rötlich-gelben Verblendziegeln ausgeführt. Der Bademeister war im Anbau mit Balkon untergebracht. Über den danebenliegenden Treppenhausturm gelangte man zum Bad, 1983.

Das Zementwerk Leimen spielte nicht nur bei den technisch-ökonomischen Produktionsbedingungen eine Pionierrolle, sondern setzte auch neue Maßstäbe bei der Verbesserung der Arbeits- und Lebensbedingungen der Beschäftigten. Friedrich Schotts große Leidenschaft war der sportliche Wettkampf. Vielfach tat er sich in Heidelberg und Leimen durch großzügige Sach- und Geldspenden an lokale Vereine hervor.¹⁶³

Bereits 1906 hatte er im sogenannten „Kiesloch“, der Kiesgrube der Heidelberger Cementwaren Industrie, ein Freibad eröffnet. Unter Schirmherrschaft von Kommerzienrat Friedrich Schott fand 1921 im Kieslochbad auch das erste Nationale Jugendschwimmfest statt. Friedrich Schott ließ für diese Veranstaltung extra eine 50 m-Bahn aus Holzbohlen in das Kiesloch einbauen.¹⁶⁴

Im Jahr 1907 entstand auf der Südseite der Fabrikanlage, wo sich die Gartenanlagen der Beamten und Arbeiter des Werks befanden, ein Hallenschwimmbad im Jugendstil. Das 8 x 16 m große Schwimmbecken wurde mit der Abwärme des Ofenbetriebs beheizt.

Die Benutzung der Badeanlagen war für die Mitarbeiter des Werks sowie deren Angehörige frei. Auch der Einwohnerschaft des Ortes Leimen war die Benutzung der Badeanlagen an bestimmten Tagen in der Woche gestattet. Sämtliche Schulkinder hatten freien Zutritt, während die Erwachsenen für die Benutzung eine Badekarte zu dem mäßigen Preis von 10 Pfennigen zu lösen hatten. Diese Einnahmen flossen der Arbeiter-Unterstützungskasse zu.¹⁶⁵

Der Jahresbericht für 1910 weist für das verhältnismäßig kleine Bad eine beträchtliche Nutzerfrequenz von 15.567 Personen aus.

Der Innenraum des Hallenschwimmbads nach der Schließung 1973.
Das Gebäude wurde 1983 umgebaut und wird seither als **WERKSKANTINE** genutzt.



1911 stieg die Besucherzahl sogar auf 21.769.¹⁶⁶ Als letzte und bedeutenste Wohlfahrtseinrichtung des Leimener Werks konnte 1909 eine große Arbeiterfesthalle ihrer Bestimmung übergeben werden. Die Baukosten konnten zum Teil durch die Stiftung eines Vorstandsmitglieds in Höhe von 20.000 Mark bestritten werden. Die Festhalle sollte den Arbeitern und Angestellten des Zementwerks Leimen und deren Familien vor allem als Versammlungsort und zur Weiterbildung dienen.

Neben einem großen Versammlungssaal waren eine Bücherei mit Lesezimmer, ein Billardzimmer, eine Kleinkinderschule (Kindergarten) mit einer ausgebildeten Erzieherin sowie eine modern eingerichtete Küche

vorhanden. Letztere diente auch den Töchtern der Beschäftigten als Lehrküche.¹⁶⁷

Der Versammlungssaal verfügte über eine gut eingerichtete Bühne mit Lichtbilderapparat und Kinematograph. Bis zu 2.000 Personen fanden Platz. Fast jeden Sonntag fanden Vorträge, Theateraufführungen und sonstige Unterhaltungsveranstaltungen statt. Das traditionelle Arbeiterfest wurde jeweils im Herbst abgehalten und vom Arbeitergesangverein musikalisch umrahmt. Das Leitmotiv, das auch als Schriftzug über dem Eingang angebracht war, lautete:

*Tages Arbeit – Abends Gäste
Saure Woche – Frohe Feste.*



SAAL der Festhalle mit **BÜHNE**, ca. 1920.

FESTHALLE von Südwesten ca. 1935.



61

SÄNGERBUND der Vereinsgemeinde vor dem Südeingang. Über dem Eingangsportal die ineinandergeschlungenen Hände des Arbeiterführers Emil Rüdiger und Friedrich Schott, ca. 1914.



SÜDEINGANG der Festhalle, ca. 1935.



An der Tür der Festhalle hatte Friedrich Schott als Symbol der Einigkeit zwischen Arbeitern und der Fabrikleitung zwei ineinandergeschlungene Hände, einen Abguss seiner Hand und der des damaligen Arbeiterführers Emil Rüdiger, anbringen lassen.¹⁶⁸

Zusammen mit den verschiedenen Werksvereinen, dem Schützenverein und der Fabrikfeuerwehr bildeten die werksseitigen

Sozialeinrichtungen einen kleinen Kosmos. In diesen waren Arbeiter und Beamte sowohl in der Arbeitszeit als auch in der Freizeit eingebunden. Die isolierte Lage des Werks vor den Toren der Stadt Leimen förderte die Bildung einer eigenen Identität. Die halböffentlichen Werkseinrichtungen bewirkten aber auch eine zunehmende Integration des Zementwerks in das kommunale Leben.

Konzernwerke vor dem Ersten Weltkrieg

62

Die im Jahr 1901 errichtete **VILLA DES DIREKTORS SIGMUND WAGNER** im Hambergweg/Obere Milbe **IN DIEDESHEIM**. Zur Fabrik gehörten ein Haus mit Meisterwohnungen und mehrere Arbeiterhäuser mit Dreizimmerwohnungen, ca. 1920.



Die Wohlfahrtseinrichtungen am Standort Leimen waren auch Maßstab für die anderen Filialbetriebe. In Nürtingen wurden ebenfalls Arbeiterhäuser und ein Beamtenwohnhaus (Haus für Angestellte) gebaut. Auch in Lochhausen, Offenbach und Diedesheim-Neckarelz wurden in den Folgejahren Werkswohnungen, Kantinen, Badeeinrichtungen und Kaufläden errichtet. In Diedesheim war für alleinstehende Arbeiter eine sogenannte Arbeiterkaserne entstanden, in der man gegen ein Schlafgeld von 10 bis 15 Pfennigen pro Nacht übernachten konnte. Der Tageslohn eines Arbeiters lag bei etwa 3 Mark. In der Kantine gab es die Grundversorgung zu Selbstkostenpreisen: Mittagessen 40 Pf,

Wurst & Brot 12 Pf, Käse und Brot 10 Pf, Kaffee und Brot 7 Pf, Bier ½ Ltr. 10 Pf.¹⁶⁹

Nach der Übernahme des Werks Diedesheim-Neckarelz durch die Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim entstand nach Leimener Vorbild am 11. Oktober 1905 der „Arbeiterverein Portland-Cementwerk Diedesheim-Neckarelz“, der ebenfalls eine Gesangsabteilung unterhielt. Der Verein sollte satzungsgemäß die Geselligkeit pflegen und sich von politischen Angelegenheiten fern halten.¹⁷⁰ Die Unterstützung solcher Werksvereine lag ganz im Interesse von Friedrich Schott und Wilhelm Merz. Letzterer hatte bereits in der ehemaligen Mannheimer Portland-Cement-Fabrik einen ähnlichen

Nach der Schließung der Mannheimer Portland-Cement-Fabrik 1902 wurde die **FAHNE DES DORTIGEN ARBEITERVEREINS** im Jahr 1908 für die Leimener Vereinsgemeinde umgearbeitet. Hinzu kam der Heidelberger Löwe.



**FASSAUF-
KLEBER,**
ca. 1900.



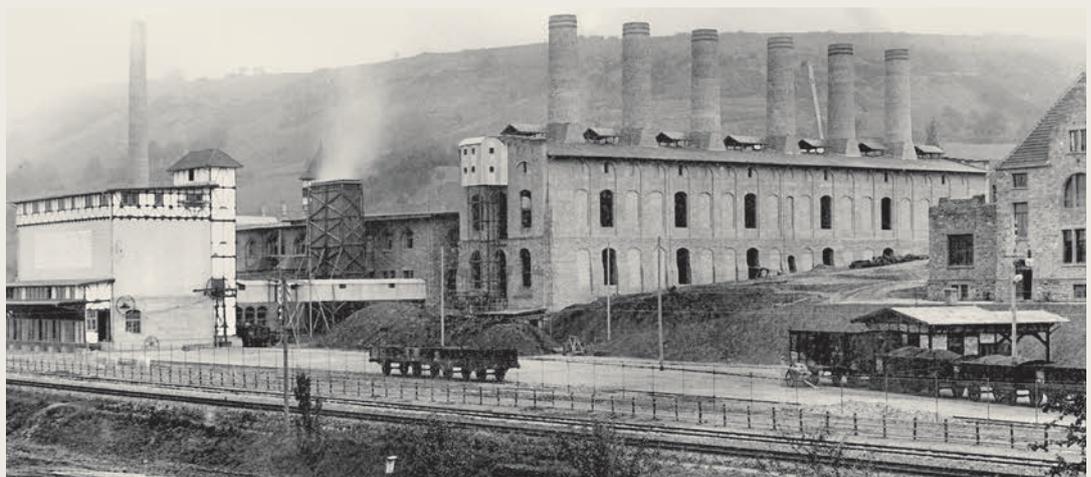
Arbeiterverein unterstützt. Zwischen den einzelnen Vereinen bestand ein reger Austausch, der auch nach der Auflösung dazu führte, dass Gesangsbücher, Pokale und Fahnen übergeben wurden.¹⁷¹

Die durch Aktientausch im Juni 1904 erworbene Portland-Cementwerk Diedesheim-Neckarelz Actien-Gesellschaft ist als Komplex mehrerer Aufkäufe dieser Jahre zu sehen. Wie schon erwähnt, waren dies die Portlandzementfabriken in Budenheim, 1904, die Offenbacher Portland-Cement-Fabrik, 1905 sowie die Portland-Cement-Fabrik Ingelheim, 1908. Letztere wurde sofort stillgelegt und ihr Kontingent für andere Konzernwerke genutzt. Auch das Werk in Diedesheim sollte zunächst nach sechs defizitären Betriebsjahren ein ähnliches Schicksal erleiden.¹⁷² Nach der Festigung der Süddeutschen Cement-Verkaufsstelle stabilisierten sich die Absatzverhältnisse im Allgemeinen. Dadurch ermuntert änderten die Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim ihre Position und verkündeten auf ihrer Generalver-

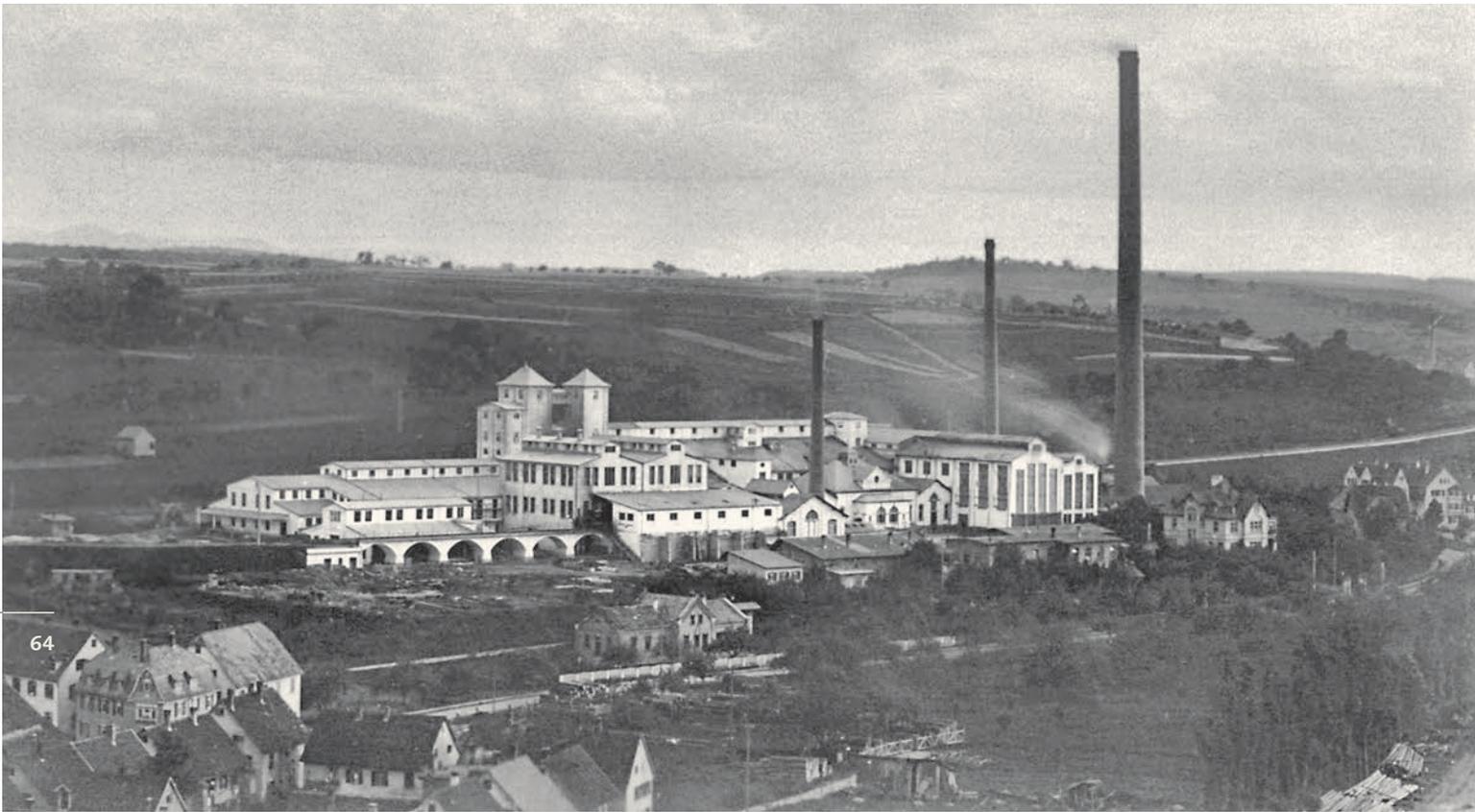
sammlung am 11. März 1905: „*Unsere Absicht, das Werk dauerhaft still zu legen und die Produktion dieses Werkes auf unsere übrigen Werke zu verteilen, um deren Leistungsfähigkeit mehr auszunutzen, haben wir aufgegeben.*“¹⁷³

Ab dem Jahr 1905 nahm das Werk in Diedesheim eine merckliche Aufwärtentwicklung. Schon im darauffolgenden Jahr konnte erstmals wieder eine Dividende von 8 % ausgezahlt werden. Zur Erhöhung der Produktion wurden in den Jahren 1906 und 1907 je ein und bis 1910 insgesamt sechs Schneideröfen errichtet. Durch die Umstellung des Abbaus auf Rolllochbetrieb wurden außerdem die Gewinnungskosten dieses Werks erheblich verringert. 1909 produzierte die Firma 250.000 Fass (45.000 t) Portlandzement und Weißkalk.¹⁷⁴

Das Werk Nürtingen war seinerzeit aufgrund seiner Lage im industriereichen Neckartal und der Nähe zu Stuttgart übernommen worden. Da die maschinelle Ausstattung nicht geeignet war, waren große



PORTLAND-CEMENT-WERK DIEDESHEIM-NECKARELZ nach dem Entwurf des bekannten Karlsruher Architekten Hermann Billing. Täglich wurden etwa 12 Eisenbahnwagen verladen, 1904.



PORTLAND-CEMENT-WERK NÜRTINGEN vor dem Brand, 1899.

Umbauten notwendig. Nach der Stilllegung der Mannheimer Fabrik konnte ein Teil der in Mannheim verfügbar gewordenen Maschinen zur Erweiterung von Zementmühle und Maschinenhaus verwendet werden. Auch die in Leimen entwickelten Griffin-Mühlen waren bald Bestandteil der Ausstattung. Einen Rückschlag brachte ein Großbrand im Mai 1912, der das größtenteils in Holzkonstruktion

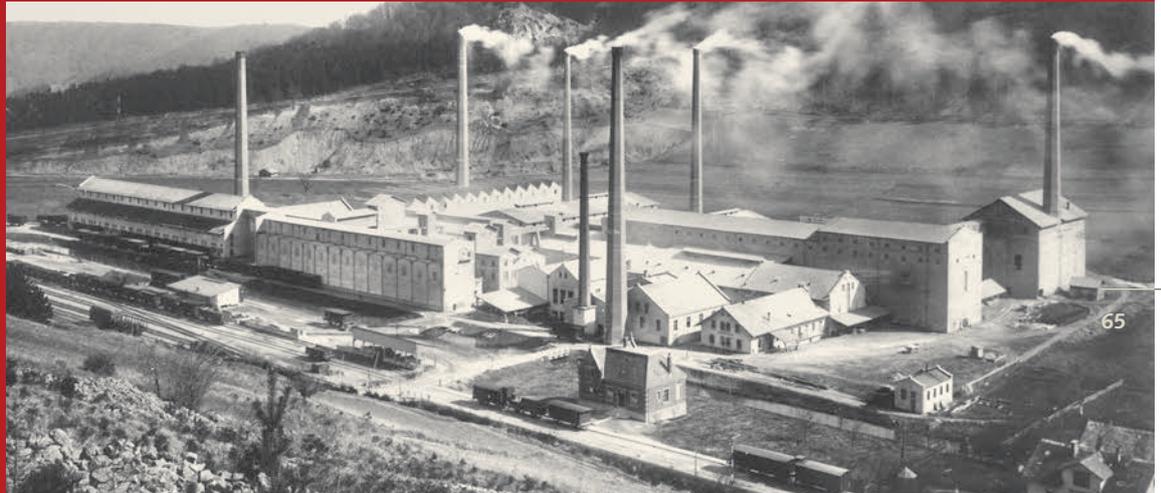
erbaute Werk schwer in Mitleidenschaft zog.¹⁷⁵ Nach dem Wiederaufbau in Stahlbetonbauweise und mit den neuesten technischen Anlagen ausgestattet, konnte Anfang 1914 die Produktion wieder aufgenommen werden. In den Werken Offenbach und Weisenau wurden nach 1907 ebenfalls umfangreiche Erneuerungen durchgeführt und Drehofenanlagen eingebaut.¹⁷⁶

Transmissions-
getriebene
GRIFFIN-MÜHLEN,
nach dem
Wiederaufbau,
ca. 1930.



Portland-Cementfabrik Blaubeuren, Gebrüder Spohn

Gesamtansicht der
PORTLAND-CEMENT-
FABRIK BLAUBEUREN,
Gebrüder Spohn, 1898.



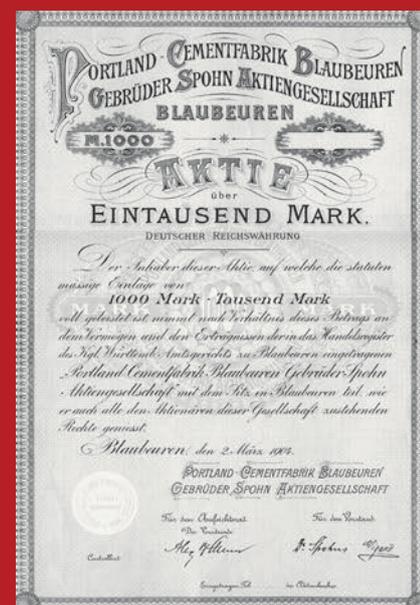
Wie bereits erwähnt, hatten sich die Portland-Cement-Werke Heidelberg 1904 an der Portland-Cementfabrik, Gebrüder Spohn, beteiligt. Die Vorbereitung des Gründungsakts der Aktiengesellschaft besorgte der Heidelberger Vorstand Friedrich Schott. Die Konstituierung der Aktiengesellschaft erfolgte am 1. März 1904 in den Geschäftsräumen der Württembergischen Bankanstalt in Stuttgart. Das Betriebsvermögen der Firma Spohn war zu diesem Zeitpunkt auf 3,5 Mio. Mark geschätzt worden.¹⁷⁷ Dieses Kapital wurde durch die Ausgabe von 2.500 Aktien zu 1.000 Mark und einer Kapitalaufnahme von 1 Mio. Mark gedeckt.¹⁷⁸

Davon hielt Kommerzienrat Julius Spohn in Ravensburg 2.496 Aktien. Die übrigen vier Aktionäre erhielten je eine Aktie. Diese waren die Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim AG in Heidelberg, das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft in Stuttgart, die Portland-Cementfabrik Karlstadt a. M., vorm. Ludw. Roth AG in Karlstadt a. M. und die Lothringer Portland-Cementwerke AG in Metz.¹⁷⁹

Zu diesem Zeitpunkt war die Firma Spohn mit einer Jahreskapazität von 160.000 t der größte Zementhersteller in der Alb-Donau-region. Allein das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft hatte einen Gesamtversand in ähnlicher Dimension, während Schwenk zu diesem Zeitpunkt nur 50.000 t versandte.¹⁸⁰

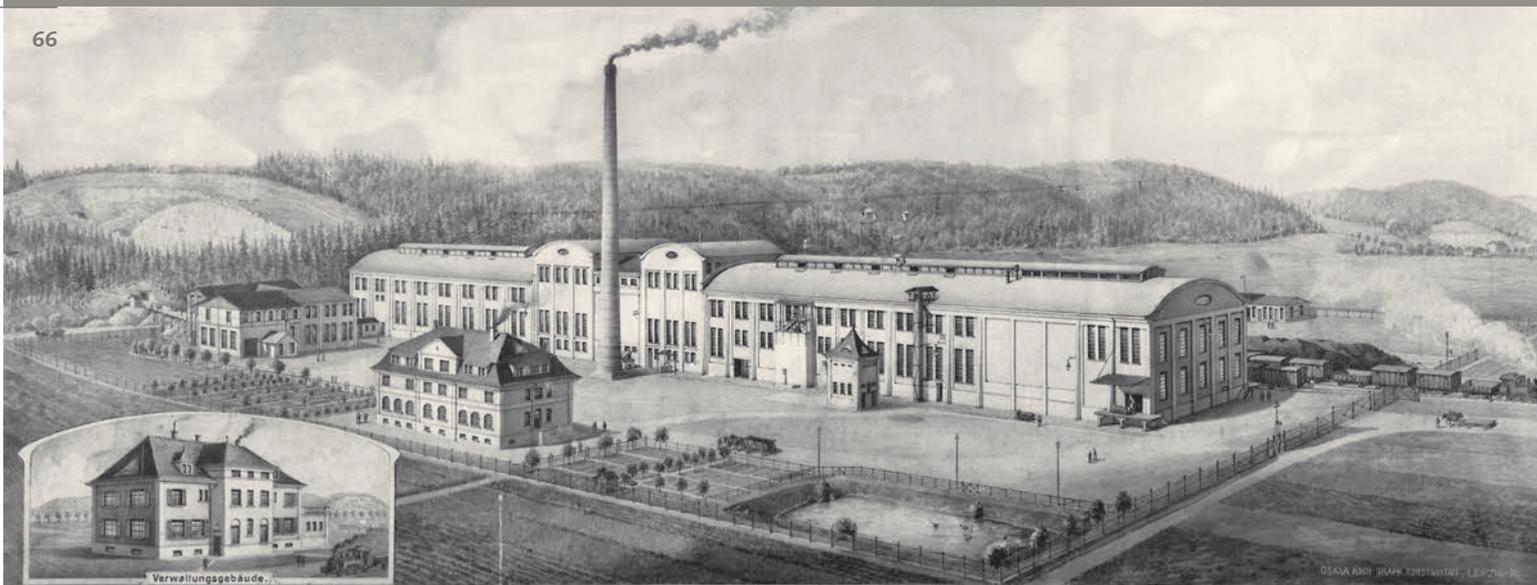
Der Ausbau der Spohnschen Zementwerks konzentrierte sich zunächst auf die Ertüchtigung der maschinellen Anlagen. Die technische Ausstattung der großen Zementwerke unter-

schied sich wenig. Alle Zementwerke verfügten über Ringöfen für die Portlandzementherstellung und einfache Schachtöfen zur Produktion weiterer Zementsorten, wie Roman- und Primazement. Während die badische Zementfabrik des Heidelberger Konzerns in Leimen bereits seit 1902 auf die neue Ofentechnologie der Drehöfen setzte, verhielten sich die württembergischen Fabriken im Alb-Donauraum abwartend. Die Kohle konnte nur über die Eisenbahn herangeschafft werden und war dementsprechend teuer. Da der Drehofen gegenüber dem Ringofen aber zunächst geringere energetische Wirkungsgrade hatte, nahm man den Nachteil der größeren Bedienungsmannschaft beim Ringofen lange Zeit in Kauf.



Stromabnehmer in Burglengenfeld gesucht

66



PORTLAND-CEMENTWERK BURGLENGENFELD AKTIENGESELLSCHAFT BURGLENGENFELD (OBERPFALZ)

ZEICHNUNG DES
BAYERISCHEN PORT-
LAND-CEMENTWERKS
BURGLENGENFELD mit
Verwaltungsgebäude
und Kantine. Oskar
Koch, Graphische
Kunstanstalt, Leipzig,
1914.

Die Zeit vor dem Ersten Weltkrieg war immer noch durch zahlreiche Neugründungen bestimmt. Obwohl die Süddeutsche Cement-Verkaufsstelle GmbH (SCV) dies durch Grundstückskäufe, Eintragung von Grundlasten und Kauf von Aktien oder ganzen Unternehmen zu verhindern suchte, gelang das nur zum Teil. Wie schon erwähnt, hatten die Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim schon durch den Kauf des Kalkwerks Lochhausen versucht, Zugriff auf die Münchner Region zu bekommen. Daneben war aber auch der Nürnberger Raum interessant. Dort war schon die Kalkwerk und Portlandzementfabrik Walhalla, D. Funk¹⁸¹ 1892 in die Zementproduktion eingestiegen. In Hartmanshof in der Nähe von Nürnberg hatte das seit 1860 betriebene Kalkwerk von Karl Sebald seit dem Jahr 1900 Portlandzement produziert und war dabei, seine Produktion beständig

auszubauen. Als sich im Juni 1909 in Hersbruck bei Nürnberg die Fränkische Portland-Cement- und Kalkwerke Aktiengesellschaft Hersbruck mit einem Aktienkapital von einer Million Mark mit dem Ziel gründete, im benachbarten Pommelsbrunn ein Zementwerk zu bauen, übernahm die SCV die Aktienmehrheit und führte die Gesellschaft ohne Bautätigkeit weiter. Das war die Gelegenheit für Heidelberg-Mannheim, sich zu engagieren.¹⁸²

Zum neuen Aufsichtsratsvorsitzenden der Hersbrucker Aktiengesellschaft wurde der Geheime Kommerzienrat Alexander von Pflaum aus Stuttgart ernannt. Bezeichnenderweise fanden die folgenden Generalversammlungen auch in den Räumen der Württembergischen Bankanstalt, vorm. Pflaum & Co, statt. Von Pflaum gehörte wie Direktor Waldemar Schrader zum Stuttgarter Immobilien- und



FRITZ BRANS,
Direktor der
Süddeutsche
Cement-Verkaufs-
stelle GmbH, ab
1916 Vorstand der
Portland-
Cement-Werke
Heidelberg und
Mannheim, ca.
1910.

Baugeschäft, mit welchem die Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim in engem Kontakt standen. Friedrich Kirchhoff und Alfred Weinschenk vom Bankhaus Bass und Herz in Frankfurt, beide spätere Aufsichtsratsvorsitzende in Heidelberg, gehörten zu diesem Zeitpunkt ebenfalls schon zu den engen Geschäftspartnern der Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim. So gesehen stand die Hersbrucker Gesellschaft von Anfang an unter starkem Heidelberger Einfluss.¹⁸³

Im Geschäftsjahr 1911 starben Bergwerksdirektor Ludwig Roth aus Wiesbaden (†04.01.1911) sowie der Geh. Kommerzienrat Alexander von Pflaum, Stuttgart (†15.11.1911). In der Folge kam es zu einer Verschiebung des Aktienbesitzes und die Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim erwarben bis 1913 die Hälfte der Aktien der SCV. An konkrete Baumaßnahmen war aber dennoch nicht gedacht worden. Man wollte sich noch immer lediglich die Optionen sichern, den Nürnberger und Münchner Raum beliefern zu können.¹⁸⁴

Schließlich ergriff die Bayerische Überland-Centrale (BÜC) in Haidhof die Initiative, in Burglengenfeld ein Zementwerk zu errichten, wo sie umfangreiches Gelände und Abbaurechte besaß. Da es der Überland-Centrale nicht um die Zementproduktion als solche ging, sondern vielmehr darum, einen Großabnehmer für das neu errichtete Kraftwerk in Ponholz zu finden, war sie bereit, ihre Rechte gegen einen Stromliefervertrag zu verkaufen. Die SCV lenkte ein und errichtete das Zementwerk selbst. Mit dem verbliebenen Kapitalstock der Hersbrucker Aktiengesellschaft und einer Zuzahlung zur Deckung der Unterbilanz durch die Aktionäre wurde eine neue Gesellschaft mit Sitz in Burglengenfeld gegründet. Für den Bau des Werks gaben die Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim eine Kreditbürgschaft und un-

terstrichen damit einmal mehr ihre Führerschaft im Projekt.¹⁸⁵ Während der Bauzeit stellten sie auch ihren Hausarchitekten Carl Adam für die Portland-Cementwerk Burglengenfeld Aktiengesellschaft frei. Adam fertigte den Entwurf der Fabrik-, Verwaltungs- und Sozialgebäude. Die Aufteilung der Fabrikationsgebäude folgte dem Vorbild der Leimener Fabrikanlagen.¹⁸⁶

Am 4. Juni 1914 verließ der erste Eisenbahnwaggon mit Burglengenfelder Zement das Werk:

„Der erzeugte Cement war von Anfang an ein erstklassiges Produkt von hoher Druckfestigkeit und vollkommener Raumbeständigkeit. ... Der Cement fand sofort Anklang in der Kundschaft, wozu neben den vorerwähnten Eigenschaften die gleichmäßige Erhärtung und die schöne Farbe beigetragen haben.“¹⁸⁷

Der schon länger beschlossene Beitritt zur Süddeutschen Cement-Verkaufsstelle GmbH wurde jetzt umgesetzt und verschaffte dem Werk eine gewisse Absatzsicherheit. Rückwirkend zum 1. Juni sicherte sie dem Werk ein Kontingent von 200.000 Fass (35.000 t) im laufenden Jahr. Dieses sollte sich in den Jahren 1915 bis 1919 um jährlich 40.000 Fass (7.000 t) erhöhen. Bis zum Vertragsende 1923 sollte das Kontingent 400.000 Fass (70.000 t) betragen.¹⁸⁸

Die Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG in Heidelberg bauten in den folgenden Jahren ihre Aktienbeteiligung stetig aus. Am 1. Januar 1924 besaß sie 68,88 %, Ende 1927 91 % und am Ende des Jahres 1937 100 % der Anteile. Durch Vertrag vom 15. Juli 1927 wurde das Burglengenfelder Werk rückwirkend zum 1. Januar von den Portland-Cement-Werken Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG verpachtet, um schließlich die Portland-Cementwerk Burglengenfeld AG zum 21. Juni 1948 endgültig auf die Muttergesellschaft zu verschmelzen.¹⁸⁹

Der Erste Weltkrieg

68



ELEKTRIZITÄTWERK CHADE in Buenos Aires, erbaut aus Heidelberger Zement vor dem Ersten Weltkrieg, 1928.

Ab 1905 trat nach der Etablierung der Süd-deutschen Cement-Verkaufsstelle eine merkliche Besserung der Absatzverhältnisse im Inland ein. Bis 1911 stieg der Absatz in den Konzernwerken kontinuierlich und die hohe Nachfrage konnte kaum befriedigt werden.¹⁹⁰ Ab dem Jahr 1912 brach nach Jahren großer Konjunkturschwankungen die Auslandsnachfrage plötzlich stark ein, was in Leimen einen Absatzeinbruch von 35 %, in Weisenau sogar von 48,5 % bewirkte. Ein beachtlicher Teil des Absatzes der deutschen Zementindustrie ging in den weltweiten Export. Bedeutende Bauwerke in Übersee in Manhattan (New York), auf der Avenida Central in Rio de Janeiro, die Militärakademie in West Point und der Fidelity Life Mutual Benefit Association in Philadelphia, sind nur wenige Beispiele für Bauten aus Heidelberg-Mannheimer Zement jener Zeit.

Mit dem Ausbruch des Ersten Weltkriegs am 1. August 1914 kam die deutsche Zementausfuhr, die 1913 noch über 1,1 Mio. t betragen

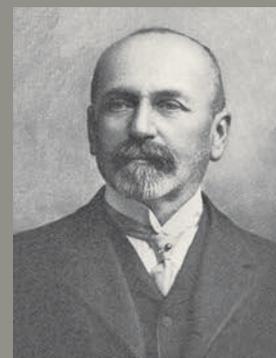
hatte, zum Erliegen.¹⁹¹ Eine geplante Beteiligung an einem Zementunternehmen in Brasilien kam wegen des Kriegsausbruchs nicht zustande. Im Jahr 1913 hatte der Ingenieur Otto Schott (*31.12.1869 †15.05.1937) eigens dafür eine Studienreise nach Südamerika gemacht.¹⁹²

Innerhalb sehr kurzer Zeit kam die gesamte Bautätigkeit im Deutschen Reich aufgrund der fehlenden Nachfrage, aber auch durch Einberufung der Arbeitskräfte und Engpässe bei der Eisenbahn vollständig zum Erliegen. Auch die ausländischen Arbeitskräfte verließen zumeist das Land, was die Personalsituation weiter verschärfte.¹⁹³ Hinzu kam die Verknappung wichtiger Betriebs- und Brennstoffe, so dass der Zementabsatz der Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim bereits 1915 auf 43 % des Jahres 1913 fiel.¹⁹⁴

Die einschneidenden Veränderungen am Zementmarkt führten sofort zur Stilllegung des Portland-Cementwerks Budenheim am Rhein. Da die Zementindustrie nicht zu den kriegs-



FASSAUFKLEBER, ca. 1905.



Vorstandsmitglied
WILHELM MERZ geht
1914 in Pension.
Geheimer Kommerzien-
rat Dr.-Ing. e.h.
Friedrich Schott und
Carl Leonhard führen
die Gesellschaft weiter.

wichtigen Industrien gezählt wurde, war sie von der Kohlerationierung besonders betroffen. Aufgrund dessen wurde bereits 1915 die Produktion in den kleineren Werken eingestellt, um in den beiden großen Werken, Leimen und Weisenau, wenigstens einen teilweisen Betrieb aufrechterhalten zu können.

Im Zementwerk Diedesheim waren kurz vor Beginn des Ersten Weltkrieges umfangreiche Brennversuche an den sechs Schneideröfen angelaufen mit dem Ziel, die Produktionskapazität auf 300.000 Fass (51.000 t) zu steigern. Mit Abschluss der Ofenversuche im Jahr 1915 hatte das Werk seine höchste Produktionskapazität bei stark sinkenden Absatzverhältnissen erreicht.¹⁹⁵

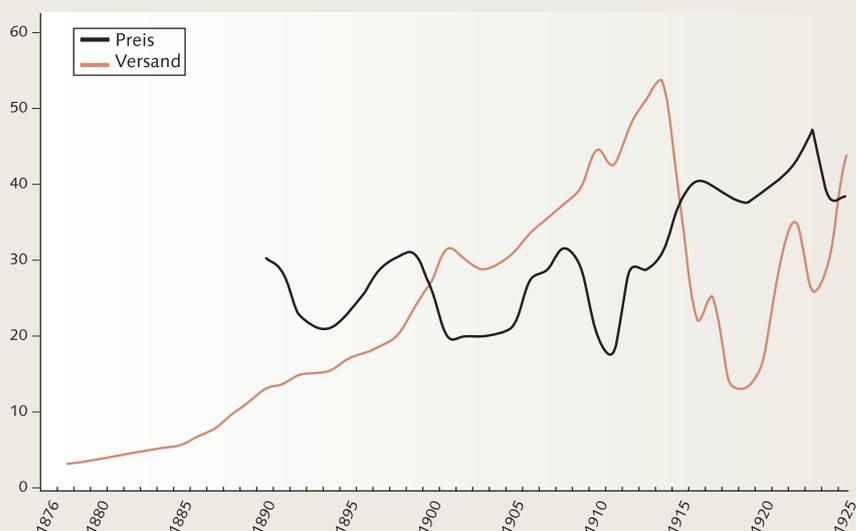
Auch das neue Werk in Burglengenfeld, das zur Hälfte zum Konzern gehörte, musste bereits einen Tag nach Kriegsbeginn und nach nur zwei Monaten Produktionszeit den Betrieb einstellen. Der Grund war, dass es noch nicht im Kohlebewirtschaftungsplan der Bayerischen Rohstoffwirtschaftsstelle aufgenommen war. Wegen der Verkehrseinschränkungen durch die Mobilmachung konnten die angesammelten Vorräte nicht abgesetzt werden und man muss-

te sich darauf beschränken, bis zum Mai 1915 daraus die geringe Nachfrage der Abnehmer zu befriedigen, die gerade einmal 4.760 t erreichten.¹⁹⁶

Das Werk konnte auch in den Folgejahren nicht mehr ansatzweise in Betrieb genommen werden und arbeitete mit Verlust. Dieser entstand insbesondere aus der an die Bayerische Überlandzentrale zu leistenden Garantiesumme für eine Mindeststromabnahme. Um diesen Verlust für das Jahr 1916 zu verringern, wurde gegen Ende 1915 das Mahlen von Nebenprodukten aufgenommen. Von Oktober 1915 bis Ende Mai 1921 wurden mit den vorhandenen Mahlanlagen Dünge- und Futtermittel erzeugt. Außerdem beschloss man, aufgrund der unübersichtlichen Absatzverhältnisse der Süddeutschen Zement-Verkaufsstelle das Kontingent von 47.000 t für das Jahr 1916 sowie für die Folgejahre gegen eine angemessene Vergütung zur Verfügung zu stellen.¹⁹⁷

Die Portland-Zementfabrik Blaubeuren war in den ersten Kriegswochen noch mit einem Großauftrag für den Festungsbau Ulm beschäftigt. Der Absatz sank im Laufe des

**ZEMENTPREIS-
UND VERSAND-
ENTWICKLUNG**
in den Jahren
1876 bis 1925
in Deutschland.





TEILNEHMER DES ERSTEN WELTKRIEGS im Jahr 1918. Im Hintergrund vermutlich Dr. Georg Spohn.



GRANATENPRODUKTION in der Maschinenfabrik des Werks Leimen. Auf dem Gelände der „Cementwaarenfabrik“ war ein Lager für Kriegsgefangene. Vor allem Russen ersetzten die fehlenden Brenner, 1915.

Jahres 1914 dann aber rasch auf 25.000 t ab, bald war nur noch ein Ofen in Betrieb.

Die Zementfabrik der Gebrüder Spohn profitierte von den Maßnahmen der Regierung besonders. War noch 1915/16 ein Defizit von 270.000 Mark zu verzeichnen, so konnte bereits 1917 wieder ein Profit von 580.000 Mark erzielt werden. Wesentlich dazu beigetragen hatte auch die Erstellung von Festungsanlagen im Jahr 1917, die den Bedarf plötzlich steigen ließ, so dass 42.000 t abgesetzt werden konnten. Der Versand erfolgte hauptsächlich aus den Vorräten, da die Herstellung wegen Kohlenmangel stockte. Da die italienischen Arbeitskräfte an den Ringöfen in die Heimat zurück gingen und die deutschen Arbeitskräfte der Arbeit nicht gewachsen waren, kam man auf den Gedanken, Düngekalk herzustellen, der 1917 immerhin 19.000 t erreichte.¹⁹⁸

Im Ersten Weltkrieg diente die **FESTHALLE** IN LEIMEN ALS **LAZARETT**, ca. 1915.



Mitten in den Kriegswirren ernannte der Aufsichtsrat am 1. April 1916 Geheimer Kommerzienrat Dr.-Ing. e.h. Friedrich Schott zum Generaldirektor und Ehrhart Schott (Sohn von Friedrich Schott) Leimen, Adolf Schott (Bruder von Friedrich Schott), Nürtingen, Carl Schindler, Weisenau sowie Fritz Brans, bisher Vorstand der Süddeutschen Cementverkaufsstelle GmbH in Heidelberg, zu Vorstandsmitgliedern. Lediglich Fritz Brans und Friedrich Schott arbeiteten in der Hauptverwaltung in

Heidelberg, die restlichen Vorstandsmitglieder waren überwiegend als Werksleiter tätig.¹⁹⁹

Um nicht die Existenz der gesamten deutschen Zementindustrie zu gefährden, erließ der Bundesrat am 29. Juni 1916 eine Verordnung, die den Bau neuer Zementfabriken untersagte. Im sogenannten Hindenburgprogramm sollte im Kriegswinter 1916/17 die Zwangsbewirtschaftung der knappen Kohle die katastrophale Versorgungslage der Industrie beheben helfen. Der kurzfristige Anstieg der Produktion im Jahr 1917 zeigte einen vorübergehenden Erfolg dieser Maßnahmen an. Die schwierigen Verhältnisse der Kriegszeit förderten Konzentrationsprozesse. Schon 1911 war auf Initiative von Friedrich Schott die „Centralstelle zur Förderung der deutschen Portland-Cement-Industrie“ entstanden. Unter Einbeziehung der Hüttenzementwerke ging aus ihr 1917 der „Deutsche Zement-Bund“ als Interessenvertretung der gesamten deutschen Zementindustrie hervor.²⁰⁰ Die zu Beginn des Jahrhunderts im Kampf um Preise und Absatzgebiete entstandenen Syndikate entwickelten sich zwischen 1916 und 1917 infolge der kriegsbedingten Reglementierungen zu staatlichen Zwangssyndikaten. Mit Hilfe dieser Zwangssyndikate gelang es, trotz des zusammengebrochenen Zementmarkts den Zementpreis von zunächst 38 Mark pro Tonne auf 58 (Verkauf an den Staat) bis 65 Mark (Verkauf an Privatabnehmer) pro Tonne im Jahre 1917 zu steigern. Bis zum Ende des Krieges vermochte der Deutsche Zement-Bund nochmals eine Steigerung um 25 Mark durchzusetzen.²⁰¹

Bis 1918 war der Absatz auf 37 % gegenüber 1913 zurückgefallen. Von den 1.511 zum Kriegsdienst eingezogenen Mitarbeitern kehrten 200 nicht mehr zurück. Die hinterbliebenen Familien erhielten trotz schwieriger Finanzlage Hilfe aus einem Unterstützungsfonds.²⁰²

Frauen an der Heimatfront

Der durch den Ersten Weltkrieg verursachte Arbeitskräftemangel führte zu einem verstärkten Einsatz von Frauen und jugendlichen Arbeitern. Das vom 4. August 1914 bis zum September 1918 gültige Notgesetz ließ für Arbeiterinnen über 18 und Arbeiter über 16 Jahren verlängerte Arbeitszeiten zu.²⁰³ Das Leimener Werk beschäftigte im Februar 1918 elf jugendliche Arbeiter unter 18 Jahren und 32 Arbeiterinnen.²⁰⁴

ARBEITERIN vor der
Reparaturwerkstatt im
Werk Leimen im Ersten
Weltkrieg.



In den Zementwerken wurden Frauen üblicherweise zum Sortieren von Säcken und zum Wagenschieben eingesetzt, während ältere Arbeiterinnen auch im Brennbetrieb arbeiteten. Auf Antrag ließen die Gewerbeämter auch Sonntagsarbeit für Arbeiterinnen über 16 Jahren zu. Der Einsatz von Arbeiterinnen an Maschinen blieb aber verboten. So stellte zum Beispiel das Gewerbeaufsichtsamt Mosbach am 12. Juli 1918 klar:



Schlecht bezahlte Arbeit wie das **NÄHEN VON FILTER-SÄCKEN** war ausschließlich Frauenarbeit. Näherin Kuen, Kiefersfelden, nähte 2.930 davon im Jahr, ca. 1925.

„Beschäftigung von Arbeiterinnen. Arbeiterinnen unter 16 Jahren dürfen nur in der Packerei, Sackhalle, auf dem Hof, sowie als Hilfsbrennerin beschäftigt werden. Das Betreten der Räume, in denen Maschinen aufgestellt sind, ist diesen Arbeiterinnen durch einen Anschlag der Betriebsleitung unter Androhung sofortiger Entlassung bei Nichtbeachtung der Vorschrift zu verbieten.“²⁰⁵

Auch im neuen Werk in Burglengenfeld mussten zur Aufrechterhaltung der Ersatzstoffproduktion 21 Frauen eingesetzt werden. Die Bezahlung war äußerst schlecht, sie erhielten nur etwa die Hälfte des Lohnes der Männer. Einer der wenigen dokumentierten Fälle, in denen Frauen dagegen aufbegehren, findet sich in einem Schreiben des Bezirksamts Burglengenfeld im Jahr 1918:

„Am 28. Januar sind auf Veranlassung der wenige Tage vorher im Werke eingetretenen Himmelhuber Fanny, Ehefrau des bekannten Streikleiters Himmelhuber, alle Arbeiterinnen um eine Erhöhung des Stundenlohnes von 35 auf 40 Pfennig eingekommen. Da denselben infolge Abwesenheit des Leiters des Betriebes die Zulage nicht sofort bewilligt werden konnte, sind sie trotz Warnung in den Streik getreten. Diejenigen Arbeiterinnen, die nachmittags wieder zur Arbeit erschienen - 9 wurden angenommen, die übrigen 12 Arbeiterinnen wurden ausgesperrt.“²⁰⁶

Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG

72

FIRMENLOGO,
1918



Schon während des Kriegs hatte Friedrich Schott der Stuttgarter Immobilien- und Bau-Geschäft AG immer wieder eine enge Zusammenarbeit angeboten. Beide Unternehmen hatten, wie schon erwähnt, Anteile am Blaubeur Zementwerk der Gebrüder Spohn und dem neu errichteten Burglengenfelder Zementwerk. Die Stuttgarter Gesellschaft hatte bereits 1883 mit den Cementwerken Gebr. Leube in Ulm fusioniert und damit ihre Position gegenüber Schwenk gefestigt. Im Jahr 1903 hatte sie Mehrheitsanteile am Portland-Cement-Werk Marienstein²⁰⁷ und 1907 am Süddeutschen Portland-Cement-Werk Münsingen übernommen. Wie bei Heidelberg-Mannheim endete damit deren Expansion vor dem Ersten Weltkrieg, hauptsächlich infolge konjunktureller Schwankungen jener Zeit.

Die schlechten Aussichten des Zementmarkts, der 1918 nochmals um 74 % eingebrochen war, gaben schließlich den Ausschlag für eine weitere Annäherung beider Unternehmen. Am 24. August 1918 fusionierten die „Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim AG“ mit der „Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft AG“. Das neue Unter-

nehmen firmierte bis 1937 als „Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG“.

Ganz leicht fiel es den Stuttgartern jedoch nicht, ihren Firmensitz in Württemberg aufzugeben. Auf der außerordentlichen Generalversammlung am 24. September 1918 begründete der Vorstand des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft die schon länger erwogene Entscheidung zur Fusion:

„Seit Jahren schon ist bei gelegentlichen Zusammenkünften unseres Vorstandes mit den Vorstandsmitgliedern der Portland-Cement-Werke Heidelberg und Mannheim in Heidelberg der Gedanke einer engeren Verbindung zwischen unseren beiden Gesellschaften, als das Cement-syndikat sie bereits bietet, erörtert worden. Nur die Scheu, die Selbstständigkeit unserer Gesellschaft aufzugeben und den Sitz eines alten blühenden Unternehmens Württembergs nach Baden abwandern zu lassen, hielt den Vorstand unserer Gesellschaft seither zurück, den Anregungen weitere Folge zu geben.“²⁰⁸

Die Stuttgarter Gesellschaft brachte Zementwerke in Allmendingen, Ehingen, Marienstein, Münsingen und Schelklingen sowie zwei Ziegeleien in Cannstatt in das neue Unternehmen ein. „Heidelberg-Mannheim-Stuttgart“ war damit zum beherrschenden süddeutschen Zementhersteller geworden. Der Vorstand der neuen Gesellschaft in Heidelberg wurde um die Stuttgarter Vorstände Generaldirektor Woldemar Schrader und Kommerzienrat Paul Wigand aus Schelklingen erweitert. Die Aktionäre der Stuttgarter Gesellschaft erhielten im Tausch gegen ihre Aktien neu ausgegebene Aktien von Heidelberg-Mannheim-Stuttgart. Das Grundkapital wurde deshalb um 5,6 Mio. Mark auf 20,6 Mio. Mark erhöht.²⁰⁹

Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft



1000-MARK-AKTIE des fusionierten Unternehmens vom 14.02.1919.



INSERAT in der Schwäbischen Chronik vom 16.10.1881.

Das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft verdankte seine Gründung dem Industriellen Eduard von Hallberger. Dieser hatte im expandierenden Grundstücks- und Wohnungsbau markt große Gewinnchancen erkannt. In den Jahren 1863 und 1864 erwarb er in der aufstrebenden schwäbischen Metropole größere Bauareale und bebaute sie teilweise. Das Geschäft florierte, so dass er schon 1866 den Fondsverwalter Alwin Moser in seine Dienste nahm.

Ihm übertrug er die Weiterführung seiner vielfältigen Bau- und industriellen Unternehmungen.

73

Der Deutsch-Dänische Krieg 1864 brachte die Arbeiten bis 1869 ins Stocken. Inzwischen hatte Moser bei seinen Studien der Bauverhältnisse festgestellt, dass eine gründliche Reform des Ziegeleigewerbes unerlässlich sei. Im Umkreis von 15 km um Stuttgart bestand keine Ziegelei, die wetterbeständige Bausteine herzustellen vermochte. Sehr verbreitet waren Holzfachwerkbauten mit Natursteinausmauerung. Preisgünstige Häuser waren damit nicht zu bauen. Auf Moser's Vorschlag investierte von Hallberger daher 1869 in eine Maschinenziegelei auf der Prag, einem Höhenrücken nördlich der Stuttgarter Innenstadt. Die Ziegelei war mit kontinuierlichen Ringöfen und neuesten Maschinen ausgestattet und die erste ihrer Art in Württemberg.²¹⁰

Nach dem Krieg von 1870/71 verzeichnete Stuttgart einen rasanten Aufschwung, so dass seine Bevölkerungszunahme die der Reichshauptstadt übertraf. Die Bautätigkeit nahm eine Größenordnung an, die einzelne Unternehmen überforderte. Zusammenschlüsse, wie die neu gegründete Allgemeine Baugesellschaft erzielten bald solche Erfolge, dass sich von Hallberger entschloss, in ähnlicher Weise vorzugehen. Er verband sich mit der Württembergischen Vereinsbank, den Bankhäusern Pflaum & Co und Stahl & Federer, dem Kommerzienrat Rudolf Knosp in Stuttgart und der Süddeutschen Immobiliengesellschaft in Mainz. Am 1. Dezember 1871 gründeten diese die Aktiengesellschaft „Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft“. Von Hallberger brachte in das neue Unternehmen sämtliche Bauareale, seine Ziegelfabrik und einen Steinbruch am Schellberg ein. Bis zum Ersten Weltkrieg stellte das Unternehmen über 150 Häuser in Stuttgart und Umgebung fertig.²¹¹

Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren

STUTTGARTER CEMENTFABRIK BLAUBEUREN, ca. 1875.



Auch 1872 setzte sich der Bauboom fort, so dass der Bedarf an Zement kaum gedeckt werden konnte und die Preise enorm stiegen. Wiederum auf Vorschlag Mosers entschloss man sich zum Bau einer Romanzementfabrik in Blaubeuren, die als selbstständige Gesellschaft unter dem Namen „Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren“ geführt wurde. Durch die Veröffentlichungen Leubes, die „Geognostische Beschreibung der Umgebung von Ulm“ und die Tätigkeit von Daniel Weil war bekannt, dass das dortige Material in seiner chemischen Zusammensetzung für die Portlandzementherstellung verwendet werden konnte. Moser hegte allerdings zunächst den Glauben, dass mit einer verbesserten Romanzementfabrik den Forderungen der Zeit völlig Genüge geleistet werden könnte.²¹²

Die maschinellen Einrichtungen bestanden aus einem Kollergang, Walzwerken, Steinbrechern und Mahlgängen mit 1,35 und 1,50 m Durchmesser. Als Antrieb diente eine kleine Wasserkraftanlage von 15 PS und zwei Dampfmaschinen mit 250 PS. Zum Brand der Klinker standen sechs Schachtöfen und ein Ringofen mit 18 Kammern zur Verfügung. Im Jahre 1877 stieg die Produktion auf 6.000 t. Bis 1882 hatte sich die Produktion durch Zubau eines weiteren Ringofens verdoppelt.²¹³

Mit dem Kauf der Talmühle und Einrichtung einer Zementmühle hatte auch die Firma Schwenk im Jahr 1872 ihre Aktivitäten nach Blaubeuren verlegt. Auch die Firma Spohn & Ruthardt erbaute im selben Jahr eine Romanzementfabrik in Blaubeuren. Alle drei Fabriken bezogen ihren Kalkstein aus Gerhausen. Die direkte Konkurrenz, aber auch der wachsende Vertrauensverlust gegenüber Romanzement, der insbesondere durch Angebote von geringer Qualität verursacht war, legten den Umstieg auf die Portlandzementherstellung nahe.

„Man stand nun vor der Frage, ob es möglich sein würde, in Blaubeuren und Umgebung einen Portland-Cement zu erzeugen, der dem englischen und norddeutschen Fabrikate ähnlich wäre. Obgleich die „Gelehrten“ bisher diese Frage verneint hatten, waren dennoch die Fabrikverwalter Hoch und Bischoff in Blaubeuren und Direktor Moser der entgegengesetzten Überzeugung.“

Trotz günstiger Resultate der Vorversuche, war es keine leichte Aufgabe, den Aufsichtsrat der Gesellschaft von der Portlandzementherstellung zu überzeugen. Inzwischen hatte die Börsenkrise im Jahr 1873 schlagartig das Bauwesen zum Stillstand gebracht. Wiederum war es der Initiative von Eduard von Hallberger und Kommerzienrat Pflaum zu verdanken, dass der Aufsichtsrat dem Umbau zustimmte. Schon 1874 gelang der Stuttgarter Cementfabrik Blaubeuren als eine der ersten in Württemberg die Herstellung von Portlandzement. Als erste hatte die Firma Leube in Ulm im Jahr 1864 die Portlandzementherstellung geschafft. 1881 rückte auch die Firma Schwenk in den Kreis der Portlandzementfabrikanten auf.

Neben Portlandzement gehörten auch weiterhin Romanzement und auch Primazement (Natur-Portlandzement) zur Produktpalette des Blaubeurer Werks. Trotz aller Erfolge blieb die Zementfabrik dennoch nach eigener Einschätzung „längere Zeit ein Schmerzenskind“ der Gesellschaft. Die Konjunkturkrise seit 1873 führte bis 1883 zu erheblichen Verlusten, da ein großer Teil der Investitionen der Firma mit langfristigen Krediten und relativ hohen Zinsen belastet war. Auch Vorbehalte württembergischer Behörden gegen den in Blaubeuren hergestellten Zement konnten erst allmählich ausgeräumt werden. Diese Anfangsschwierigkeiten waren erst um 1880 überwunden.²¹⁴

Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft Fusion mit Leube



ARBEITER DER STUTTGARTER CEMENTFABRIK in Allmendingen, 1900.

Seit 1881 stand Woldemar Schrader als Direktor dem Stuttgarter Unternehmen vor. Im Aufsichtsrat hatte der Geheime Kommerzienrat Alexander von Pflaum den Vorsitz vom verstorbenen von Hallberger übernommen.

Das Stuttgarter Unternehmen verfügte über Steinbrüche in Gerhausen und Blaubeuren. Insbesondere die Steinbruchverhältnisse in Blaubeuren gestalteten sich aber aufgrund geringer Mächtigkeiten schwierig. Im nahe gelegenen Allmendingen waren die Abbaubedingungen wesentlich besser. Zwar hatten auch hier die in Blaubeuren ansässigen Zementfabrikanten Schwenk, Leube und Spohn zusätzliche Rohstoff- und Produktionsstandorte, doch herrschte nicht die Enge wie in Gerhausen. Dort hatte Schwenk 1871 mit Leube einen Grundstückstausch vollzogen und somit ein zusammenhängendes, aber schmales Grundstück erhalten. Durch einen Transportstollen, der 2011 bei Kabelverlegearbeiten unerwartet angeschnitten und so wiedergefunden wurde, transportierte er den Kalkstein zu seinen Öfen an der Beinger Steige.²¹⁵

Im November 1881 starb Gustav Leube. Zu diesem Zeitpunkt waren die Steinbrüche

der Firma Leube in Blaubeuren erschöpft und es musste eine Verlagerung des Betriebs ins Auge gefasst werden. Da Leube auch Steinbrüche in Allmendingen betrieb, wäre die Verlagerung dorthin eine Option gewesen. Nun hieß es für das Stuttgarter Unternehmen schnell zu handeln. Anfang des Jahres 1882 pachtete es in Allmendingen einen Steinbruch auf 50 Jahre. Dadurch war die Ansiedlung der Firma Leube erschwert. Kurz darauf erging im Frühjahr 1882 ein Fusionsangebot an die Firma Leube in Ulm. Diese sah sich schließlich im Jahr 1883 gezwungen, das Fusionsangebot der Stuttgarter zu akzeptieren. Nach dem Zusammenschluss beider Unternehmen wurden die Anlagen der Firma Leube in Ehrenstein und Gerhausen stillgelegt, die Werke Blaubeuren, Allmendingen und Schelklingen wurden vereinigt und ausgebaut. In Allmendingen wurden zunächst zwei Schachtöfen mit vier Meter Durchmesser und acht Meter Höhe, in welchen Naturportland-Steine bis zur Sinterung gebrannt wurden, errichtet. Weitere Schachtöfen dienten dem Trocknen der Mergelsteine und dem Brennen von Romanzement.²¹⁶

GRUNDSTÜCKSSITUATION im Steinbruch Gerhausen um 1898.



SCHACHTÖFEN DER STUTTGARTER CEMENTFABRIK in Allmendingen nach der Stilllegung im Jahr 1914, ca. 1920.



76

Die neue Fabrik in Allmendingen wurde 1883 in Betrieb genommen. Für die Fabrikation von Portlandzement wurde zusätzlich zu den Schachtföfen ein Ringofen mit 18 großen Kammern gebaut. Zum Antrieb der maschinellen Einrichtungen, bestehend aus je zwei Steinbrechern und zwei Walzwerken mit vier Mahlgängen für die Roh- und Zementmühle, standen zwei Dampfmaschinen mit insgesamt 375 PS bereit. Zusammen mit der Fabrik Blaubeuren erhöhte sich damit die Produktionskapazität des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts auf 30.000 t Portlandzement, 15.000 t Romanzement, 7.500 t Prima-Cement.²¹⁷

Während die Blaubeurer Cementfabrik der Gebrüder Spohn durch den Preisverfall beim Romanzement mit Verlusten arbeitete, nahm die Stuttgarter Cementfabrik nach der Umstellung auf Portlandzement einen raschen Aufschwung. Erst nachdem 1887 auch den Gebrüder Spohn die Portlandzementherstellung gelungen war, kamen diese in die Gewinnzone. Das bis dahin stetige Wachstum veranlasste das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft im Jahr 1889, die Tochtergesellschaft „Oberschwäbische Zementwerke“ zu gründen, welche wiederum in Ehingen eine weitere große Zementfabrik errichtete.

Wie schon berichtet, stagnierte die Nachfrage in den Jahren bis 1893, was den Wett-

bewerb weiter anfachte und zu einem verstärkten Preiskampf zwischen den Portlandzementherstellern führte. Erst als sich die genannten 13 süddeutschen Werke in einer losen Preiskonvention zusammenschlossen, trat eine Beruhigung ein. Auch die Gebrüder Spohn waren jetzt geneigt, mit dem fast dreimal so großen Stuttgarter Zementhersteller eine gemeinschaftliche Verkaufsstelle zu gründen.²¹⁸

Trotz der guten Marktposition, die das Stuttgarter Unternehmen mittlerweile erreicht hatte, waren die Perspektiven in Blaubeuren schlecht und die günstig abzubauenen Steine gingen zur Neige. In Allmendingen hatte der Konkurrent Schwenk eine starke Position. Mit der Übernahme der beiden Betriebe von Anton Kneer (1884) und Heinrich Wolf (1897) in Schelklingen steuerte dieser ebenfalls einen Expansionskurs.²¹⁹

Durch den Zusammenschluss mit Leube besaß das Stuttgarter Unternehmen in Schelklingen ebenfalls Steinbrüche. Ganz in der Nähe der „Lurkenbahn“ bei Vohenbronnen hatte man ein großes Areal mit vorzüglichen Zementmergeln entdeckt, das Eigentum des württembergischen Staates war. Mit dem Ankauf des Geländes fiel auch die Entscheidung für die Verlagerung des Betriebs nach Schelklingen und die allmähliche Aufgabe der Standorte Blaubeuren und Allmendingen.

Stuttgarter Cementfabrik in Schelklingen

Mit dem Neubau des Zementwerks Schelklingen wurde im März 1900 begonnen. Im August 1901 war der Bau soweit fortgeschritten, dass der Bau der Öfen vergeben werden konnte. Ein halbes Jahr später, am 21. Januar 1902, ging das Werk in Betrieb.²²⁰

Der Steinbruch Vohenbronnen am Südhang des 642 Meter hohen „Hühnerbergs“ wurde 1902 in Betrieb genommen. Zunächst geschah der Abbau auf drei, später auf fünf Terrassen. Die Ein-Kubikmeter-Kippwagen wurden von Hand im Akkord beladen und zu Zügen zusammen gestellt. Über Bremsberge wurden sie auf die unterste Sohle geschoben und über eine 3,8 km lange elektrische Bahn ins Werk gefahren. Elektrische Eisenbahnen waren damals noch eine Besonderheit.²²¹

Die Aufbereitung des Rohmaterials erfolgte nach dem Trockenverfahren. Das hochkalkige Material wurde in einem Schuppen gestürzt, wo es an der Luft trocknete, während das mergelige Material in Schachtöfen getrocknet und entsäuert wurde. Beide Materialien wurden, nachdem sie durch Wiegen in das richtige Mischungsverhältnis gebracht waren, von Hand mittels einer Hängebahn zur Rohmühle geschafft. Hier wurde das Material zunächst durch Maulbrecher zu Schotter gebrochen, dann auf Brechschnecken nachzerkleinert und schließlich auf Unterläufer-Mahlgängen zum fertigen Rohmehl vermahlen. Das Rohmehl kam anschließend zur Verziegelung auf zweistempelige Fallpressen, wo es zu Rohmehlsteinen gepresst wurde. Diese Steine mussten

77

STEINBRUCH VOHENBRONNEN mit angelegten Rolllöchern, 1929.



ELEKTRISCHE LOKOMOTIVE der Steinbruchbahn, 1898.





PACKHALLE, ca. 1910.



BELADUNG DES
RINGOFENS mit
Rohmehlsteinen, 1927.



HERAUSBRECHEN DER
KLINKER aus dem
Ringofen, 1927.

schließlich von Hand in den Ringofen eingesetzt werden.²²²

Handarbeit nahm auch im neuen Zementwerk großen Raum ein, was nicht zuletzt an den arbeitsintensiven Ringöfen lag. Allein für die Be- und Entladung waren je Ringofen mindestens 40 Mann nötig. Die Brennleistung eines Ringofens betrug durchschnittlich 50 bis 55 t Klinker pro Tag, wovon etwa 10 % „Ungares“ abzurechnen war. Bei 300 Arbeitstagen (sonntags wurde nicht gearbeitet) betrug die Jahresleistung der beiden Öfen maximal 35.000 t Klinker.²²³

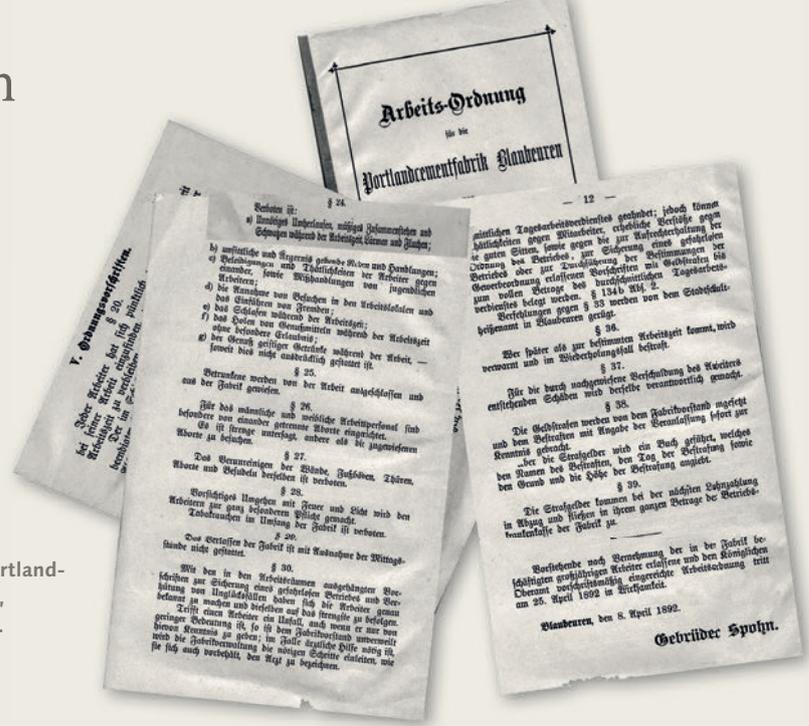
Nach der Inbetriebnahme des neuen Werks wurde der Standort Blaubeuren 1903 stillgelegt. Am 30. Juli 1904 wurde auch die seit 1872 in Blaubeuren ansässige Verkaufsniederlassung des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts nach Schelklingen verlegt.

Technologisch waren die Heidelberg-Mannheimer den Stuttgartern voraus. Das Leimener Werk setzte schon seit 1902 Drehöfen mit Abhitzeverwertung ein und erreichte einen Jahresversand von 115.000 t. Unbeirrt durch solche Entwicklungen nahm man in Schelklingen 1907/08 noch einen dritten Ringofen in Betrieb. Die Produktion stieg dadurch bis 1911 auf 50.000 t. Daraufhin konnte auch das Allmendinger Werk 1914 geschlossen werden.²²⁴

Damit endete die Expansion. Der Erste Weltkrieg verursachte in der Zementindustrie eine tiefe Krise. Den höchsten Absatz mit 178.000 t hatte das Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäft im Jahr 1910 erreicht. Bis 1918 fiel er um 75 % auf 46.170 t.

Arbeitsbedingungen und Verdienst

ARBEITSORDNUNG der Portland-Cementfabrik Blaubeuren, Gebrüder Spohn von 1892.



Ausgelöst durch die Novemberrevolution 1918 kam es zur Abdankung des Kaisers und zur Abschaffung der Monarchie. Mit der Einführung einer parlamentarisch-demokratischen Republik im Januar 1919 erfolgten politische Umwälzungen, die auch starken Einfluss auf die Arbeitsverhältnisse ausübten.

Unter dem Einfluss der Arbeiterräte wurde unmittelbar nach der Abdankung des Kaisers eine der ältesten Forderungen der Arbeiterbewegung realisiert. Am 23. November 1918 erfolgte die Anordnung über die Einführung des Achtstundentags für gewerbliche Arbeiter. Die unvorbereitete Zementindustrie traf dies hart, da die Produktivität dadurch auf die Hälfte des Vorkriegsjahres 1913 sank. Seit die Zementindustrie in den 1880er-Jahren mit kontinuierlich brennenden Öfen produzierte, musste im Schichtdienst gearbeitet werden. Der gesamte Produktionsbetrieb war auf den Tag und Nacht laufenden Brennprozess abgestimmt. Jahrzehntelange technische Entwicklungen hatten zum Bau von Maschinenanlagen geführt, die die Materialversorgung bzw. -entleerung der durchlaufenden Betriebsteile im Zweischichtbetrieb in 120 Wochenstunden ermöglichte. Vor 1914 war allgemein eine zehnstündige Arbeitszeit zuzüglich zwei Ruhestunden üblich. Die tägliche Arbeit begann um sechs Uhr morgens und endete um sechs Uhr abends. Sie war je durch eine halbstündige Pause am Vormittag und Nachmittag sowie eine längere Mittagspause von eineinviertel Stunden unterbrochen. Tatsächlich mussten die Arbeiter also über zwölf Stunden im Werk

anwesend sein. Die Arbeitszeit konnte aber vor allem im Steinbruchbetrieb saisonal variieren. Im Ringofenbetrieb mit Tag- und Nachtarbeit dauerte die Schicht jeweils zwölf Stunden und wechselte jeweils um zwölf Uhr. Bei 300 Werktagen gab es keinen Anspruch auf Urlaub.²²⁵

Der Dreischichtbetrieb erhöhte zunächst die wöchentliche Arbeitszeit auf 144 Stunden, ohne dass mit den bestehenden Anlagen die Produktion erhöht werden konnte. Insgesamt konnten so 20 % der Arbeitsleistung nicht in Produktionserhöhung umgesetzt werden. Die drastische Verringerung der Produktivität hatte aber noch weitere wichtige Ursachen. Die Mangelwirtschaft in der Zeit des Ersten Weltkriegs mit unzureichenden Schmiermitteln, Ersatzstoffwirtschaft und Kohlebewirtschaftung sowie mangelhafte Instandhaltung infolge Personalmangels hatte dazu geführt, dass die Anlagen in einem desolaten Zustand waren.²²⁶

Am Beispiel der Zementfabrik der Gebrüder Spohn wird der starke Rückgang der Produktivität besonders deutlich. Von 1917 bis 1923 sank sie um 35 % und erreichte erst 1931 wieder den Stand von 1917.²²⁷

Die Löhne wurden frei zwischen dem Unternehmer und dem Arbeiter vereinbart. Ausfallende Arbeitszeiten durch Unfälle, Reparaturen und Betriebsstillstände wurden nicht bezahlt.

„Wenn Unglücksfälle oder Brüche an Maschinen oder sonstige Reparaturen oder Veränderungen an Gebäuden, Maschinen, Dampfkesseln, Dampf- und Wasserleitungen und ähnliche Ursachen den Stillstand der Fabrik oder von

*einzelnen Betriebsabteilungen bedingen, so steht den Arbeitern kein Anspruch auf Entschädigung für die ausfallende Arbeitszeit zu.*²²⁸

Verfehlungen gegen die Arbeitsordnung wurden mit einer Geldstrafe, die bis zur Hälfte des Tagesarbeitsverdienstes ausmachte, geahndet. Die Beträge wurden bei der vierzehntägigen Lohnauszahlung, die bar in Form von Lohnhütten abgewickelt wurde, einbehalten.²²⁹ Neuere Arbeitsordnungen nach 1923 legten

auch für Arbeiterinnen die gleichen Bedingungen fest. Zahlreiche Bestimmungen und Strafmaßnahmen früherer Arbeitsordnungen entfielen, insgesamt ist ein liberaler Grundton spürbar. Lediglich eine Passage ist unverändert geblieben:²³⁰

*„Wer nicht pünktlich zur Arbeit kommt, hat keinen Anspruch auf Beschäftigung an diesem Tage.“*²³¹



HANDVERLADUNG im Steinbruch Gerhausen, ca. 1920.

Zwanziger Jahre

Soziale Frage und Arbeiterunruhen

ARBEITER DER PORTLAND-CEMENTFABRIK BLAUBEUREN vor den Wohnhäusern im Zementdörfle, ca. 1920.



Die politischen Umwälzungen, die zur Erstar-
kung der Sozialdemokratie geführt hatten,
hoben auch das Selbstbewusstsein der Arbei-
terschaft und der Gewerkschaften. Ausgehend
von Einkommen, die nahe dem Existenzmini-
mum lagen, konnten innerhalb kurzer Zeit
Lohnsteigerungen mit nennenswertem Real-
lohngewinn durchgesetzt werden. Die Lohn-
entwicklung hatte bis auf die Jahre 1894 und
1902 eine gleichförmige, von einem niedrigen
Niveau ausgehende Aufwärtsentwicklung
genommen. Durch Rationalisierungsmaßnah-
men sank in der Deutschen Zementindustrie
dennoch der Lohnanteil pro Tonne Zement
von 5,56 Mark im Jahr 1886 auf 4,61 Mark im
Jahr 1913 und erreichte damit vor dem Krieg
einen Tiefststand. In der Nachkriegszeit gelang
es trotz aller technischer Neuerungen nicht
mehr, den Lohnanteil pro Tonne Zement zu
reduzieren.²³²

Im Februar 1919 war der Versand in
Deutschland auf dem absoluten Tiefpunkt ange-
langt und auf 25 % der Vorkriegsproduktion
gefallen. Viele Arbeiter mussten in den Werken
mit Notstandsarbeiten beschäftigt werden.
Im Jahr 1916 hatte Friedrich Schotts Sohn
Ehrhardt die Werksleitung in Leimen übernom-
men. Mit unkonventionellen Maßnahmen
versuchte er, den Betrieb aufrechtzuerhalten.
Zur Schaffung größerer Lagerkapazitäten in den
Klinkerlagern ließ er die Silodächer einschlagen
und den Zementklinker bis unter das Außen-
dach lagern. Damit die Rohmühle einigerma-
ßen ausgelastet werden konnte, musste der
Zweischichtbetrieb im Steinbruch auf eine
Schicht reduziert werden. Betroffen waren 45
Arbeiter; 14 erhielten die Kündigung und zum
1. März standen weitere Entlassungen an.²³³

Schon vor dem Krieg hatte sich die SPD
mit Friedrich Schott, der der Deutschen Volks-

partei nahe stand, Wortgefechte im Zusam-
menhang mit dem Organisationsrecht der
Arbeiterschaft, dem sogenannten Koalitions-
recht, geliefert:

*„... wir verlangen, dass endlich auch das
gesetzlich gewährte Koalitionsrecht den Arbei-
tern nicht mehr länger vorenthalten wird. Viele
Arbeiter mussten, da sie in der Umgegend keine
Arbeit finden konnten, Leimen verlassen. Schon
aus Humanität sollte die Schottsche Familie
solche illegale Handlungsweise unterlassen. Erst
kürzlich hat Herr Dr. [Ehrhart] Schott junior
wiederum zehn Mann von der Packerei entlas-
sen, weil sie sich organisierten, um einer Lohn-
reduzierung abzuwehren.*

*Dass diese Hiebe saßen, zeigte die Verle-
genheit, mit welcher Herr [Friedrich] Schott
antwortete (...) Er habe gar nichts gegen das
Koalitionsrecht; aber wer in seinem Betrieb sich
nicht unterordne, der komme heraus. (Unlieb-
sam sind Herrn Schott alle sozialdemokratisch
und freigewerkschaftlich Organisierten.)“²³⁴*

Das Beispiel macht deutlich, welche Span-
nungen zwischen organisierter Arbeiterschaft
und den Herren Schott, aber auch zu Arbeitge-
bern allgemein, herrschten. Der Organisations-
grad der Arbeiterschaft in der Zementindustrie
war traditionell gering und Streiks waren eher
die Ausnahme. Warum das so war, ist bislang
nicht eingehend untersucht worden.

Ein ungewöhnliches Ereignis belastete
das Verhältnis der Arbeiterschaft zur Unterneh-
mensleitung nachhaltig. In der Fuchsschen
Waggonfabrik in Rohrbach bei Leimen hatten
in den Morgenstunden des 8. Februar 1919
die Arbeiter die Arbeit niedergelegt und die
Wiedereinstellung eines Meisters erzwungen.
Gegen 15 Uhr zogen 700 Arbeiter mit einer
roten Fahne vor die Leimener Werkstore und
forderten von Direktor Dr. Ehrhart Schott die

Arbeiter des Zementwerks!

Man sandte mir den „Führer Boten“ mit einem Artikel, unterschrieben H. Ammann und der Überschrift:

„Was man die unter Volksgemeinschaft verstehen.“
(Sowjetveranstellungen im Königreich Schott.)

Der Artikel beschäftigt sich mit der kürzlich statt des Vaterländischen Arbeitervereins in der Festhalle Weimen. Rath den nun allmählich genügend bekannten blöden Schlagworten „Klassenkette“, „Unternehmer-Willkür“, „Machtrollen“ usw. heißt es darin wörtlich:

„Dieser Werkverein, auf des allgenialigen Geheimrat Schott Befehl gegründet und zusammengehalten, weil ohne diese Mitgliedschaft Brot und Arbeit verwickelt ist, hielt nun am 15. November Sabatmessen in der von Geheimrat Schott günstig zur Verfügung gestellten Festhalle ab. Diese Festhalle hat man f. St. trotz der händigen Festsche, die angeblich der Betrieb erfordert, und wodurch die Beschäftigung ausreichender Einnahme einfach unmöglich gemacht sein soll, für den gelben Verein gebaut.“

Glaubt irgend jemand, daß Herr Ammann nicht ganz genau bekannt ist, daß unserem Vaterländischen Arbeiterverein von den über 1100 im Werk beschäftigten Arbeitern noch nicht ganz 200 angehören und daß auf die anderen nicht der geringste Zwang zum Beitritt ausgeübt wird?

Hat in diesem Falle Herr Ammann nicht bewußt die Unwahrheit gesagt? „Ja, Herr Ammann!“

Ist diese Festhalle nicht lange vor Kriegsausbruch gebaut, als der Vaterländische Arbeiterverein noch gar nicht bestand?

Arbeiter! Wielange wollt Ihr Euch noch von Leuten betören lassen, die so mit der Wahrheit umgehen?

In der Festhalle steht der Spruch: „Dieses Haus soll dem geistigen Fortschritt und der Lebensfreude unserer Arbeiter dienen.“ Diesem Zweck hat sie im Frieden gedient! Ich erinnere mir an die alljährlich damals darin abgehaltenen Arbeiterfeste, die über 5000 fröhliche Menschen in ihren Räumen vereinigten, Menschen jeden Standes, jeder Konfession, jeder politischen Richtung. Ihr Jungen, fragt nur die Alten!

Jawohl, Herr Ammann, das war Volksgemeinschaft!

Damals konnte das Werk neben ausreichenden Löhnen alljährlich je Oltern je nach der Beschäftigungszeit Dienstjahrgeldern an die Arbeiter ausgeben. Wer mehr als 10 Jahre im Werk tätig war, erhielt die auf eine Warte entfallende Dividende, oftmals 120 Goldmark.

Damals war ich in ständiger, jahrelanger Arbeit durch billige, langsam rückzahlbare Darlehen zu helfen, eigenes Haus und Land zu erwerben, dessen schuldbelastetes sie sich heute erfreuen, und mancher hat es mir jetzt gedankt.

Hat Euch ein Gewerkschaftssekretär schon einmal etwas gegeben? Sehen diese Leute, die das Wort „Gemeinwohl“ stets im Munde führen, nicht heute ruhig zu, wie alte Arbeiter, die infolge der durch sie verschuldeten Selbstverleumdung ihr lauter Erspartes verloren, jetzt Hunger leiden müssen, ohne einen Finger zu rühren?

Sie verstanden unter „Gemeinwohl“ nur ihr eigenes Wohl, haben gut für sich und ihre Genossen geforgt, von Euren Klassenbeiträgen sorglos und gut gelebt, während Ihr heute schlechter leben und härter arbeiten müßt als früher.

Ihr waret die Dummen!

Mancher, der seit Jahren sohlt, kann sich heute ausrechnen, daß er mit den geübten Beiträgen und Zins und Zinseszins sich auch ein Haus kaufen könnte.

Was halt Ihr davon gehabt von Euren Klassenbeiträgen? Hah und Reid wurde in Eure Herzen gesät und Euch das Leben verbittert, das doch sicherlich nicht, wie beim Bier, nur aus Essen und Trinken besteht!

Ich rufe Euch die Worte Benjamin Franklins zu: „Wer Euch sagt, daß Ihr auf andere Weise als durch Arbeit, Fleiß und Sparsamkeit es zu Glück und Wohlstand bringen könnt, dem glaubt nicht, der belügt Euch!“

Ich wünschte, und sicherlich alle Arbeiter, die schon in Friedenszeiten im Werk tätig waren, daß die damaligen Verhältnisse wiederhergestellt werden könnten.

Das liegt in der Hauptsache in Eurer Hand!

Durch werksfremde Elemente ist die erfolgreiche Zusammenarbeit im Werke, durch die betriebene Politik die deutsche Wirtschaft zerstört. Unser Absatz ist auf 40% des Friedens gesunken, und es muß teilweise mit Verlust verkauft werden, um den Betrieb aufrecht zu erhalten, wie jedem, der es wünscht, nachgewiesen werden wird.

Trotzdem zahlt das Werk auch heute noch an 12 Beamtenwitwen und 63 alte Arbeiter und deren Waisen monatliche Renten; 3 alte Arbeiter, die ihr 50jähriges Dienstjubiläum feiern konnten, wurden mit vollem Lohn in Ruhestand versetzt!

Die Wahlen sind geheim!

Wer geordnete Verhältnisse, friedliches Zusammenarbeiten, sicheren, regelmäßigen Verdienst ohne Lohnausfall und Arbeitslosigkeit wünscht, der brauche seinen Verstand,

der wähle rechts!

Friedrich Schott.

FLUGBLATT FRIEDRICH SCHOTT'S mit scharf formulierten Angriffen gegen die Gewerkschaft, 1919

in die Festhalle geschleppt, wo sich die Fuchsschen Arbeiter gesammelt hatten. Erst hier gelang es, nach einer nochmaligen Erklärung des Direktors, die Arbeiter der Fuchsschen Waggonfabrik zum Abziehen zu bewegen.²³⁵

Während dieser Vorgänge waren zahlreiche Arbeiter mit einer roten Fahne in die Fabrik eingedrungen und hatten alle Meister und Arbeiter gezwungen, die Arbeit niederzulegen und die Maschinen abzustellen. Trotz sofortigen Entleerens der Dampfkessel entstanden an zahlreichen Leitungen und Ventilen Frostschäden. Die Fabrik stand daraufhin mehrere Tage still.²³⁶

Die Verarbeitung dieses Ereignisses und auch die seit Jahren schwelenden Konflikte, sorgten mehrere Tage für hitzige Diskussionen. Es kam auf Seiten der Arbeiterschaft zu Versammlungen mit bis zu 800 Personen, also der kompletten Arbeiterbelegschaft.²³⁷ Die Werkbeamten fassten ihrerseits eine Resolution ab und forderten die Bestrafung von Anführern. Schließlich gelang es Geheimrat Friedrich Schott ein weiteres Mal, die Stimmung zu seinen Gunsten zu wenden und die Situation zu beruhigen.²³⁸

Das Beispiel soll verdeutlichen, dass Streiks in der Zementindustrie und insbesondere im Heidelberg-Mannheim-Stuttgarter Konzern bis dahin kaum Relevanz hatten. Gleichwohl sind auch Streiks in jenen Jahren aus Blaubeuren und dem späteren Konzernwerk in Lenkfurt bekannt.²³⁹

Bei allem Streit um Tarifangelegenheiten wurden aber in jenen Tagen unkonventionell von den Werksleitungen Hilfe in Form von Naturalien und Brennstoffen gewährt, um die große Versorgungskrise der Arbeiter zu mildern. Dazu wurde z.B. Gelände für den Kartoffelanbau zur Verfügung gestellt und Heizmaterial zu Selbstkosten abgegeben.²⁴⁰

Rücknahme von Kündigungen. Dieser erklärte, dass er mit dem gewählten Arbeiterausschuss, von dem oben schon berichtet wurde und den betroffenen Steinbrucharbeitern darüber verhandeln wolle, nicht aber mit den Fuchsschen Arbeitern. Den Steinbrucharbeitern wurde erklärt, dass man ihre Kündigungen zurücknehmen könne, aber dann anderen kündigen müsse. Was nun folgte, beherrschte in ganzseitigen Berichten die Lokalpresse:

„Nachdem die Steinbrucharbeiter weggegangen waren, drohten die Arbeiter der Fuchsschen Waggonfabrik, alles zu demolieren, wenn man sie nicht vorlasse. Direktor [Ehrhart] Schott erklärte, es sollen drei Mann der fremden Arbeiter hereinkommen. Statt der drei Mann stürmten aber die ganzen Fuchsschen Arbeiter in das Laboratorium, schlugen die Fensterscheiben entzwei, drückten die Türen ein und umringten Direktor Schott. Ein jugendlicher Arbeiter schlug ohne weiteres mit einem eisernen Geschirr den Direktor auf den Kopf, während andere auf den zu Boden fallenden einschlugen und eintraten ... Unter weiteren Bedrohungen – es fielen die Rufe: „Haut ihn!“, „Blut muss fließen!“ „Schlagt ihn tot!“ und vieles Aehnliche – wurde von dem Direktor die Zurücknahme der Kündigungen erpresst. Die vorher gegebene Versicherung, dann abziehen zu wollen, wurde aber nicht gehalten. Der Direktor wurde vielmehr gewaltsam an beiden Armen gefasst und

„Goldene Zwanziger Jahre“ und Weltwirtschaftskrise

Länger, als es die Leitung verantworten konnte, haben wir versucht, den Betrieb unseres Werkes Leimen aufrecht zu erhalten, trotz ungeheurer, sich vermehrenden Schulden. Es ist uns unmöglich, die Löhne zu zahlen u. die Gelder zu schaffen, die die Arbeiter nötig hätten. Wir müssen deshalb ab Montag, den 29. Oktober 1923 unsern Betrieb schließen. Die gesetzlichen Bestimmungen über Betriebsstilllegung sind gewahrt. Die Papiere werden unverzüglich fertig gemacht u. den Leuten zugestellt.

Leimen, den 27. Oktober 1923.

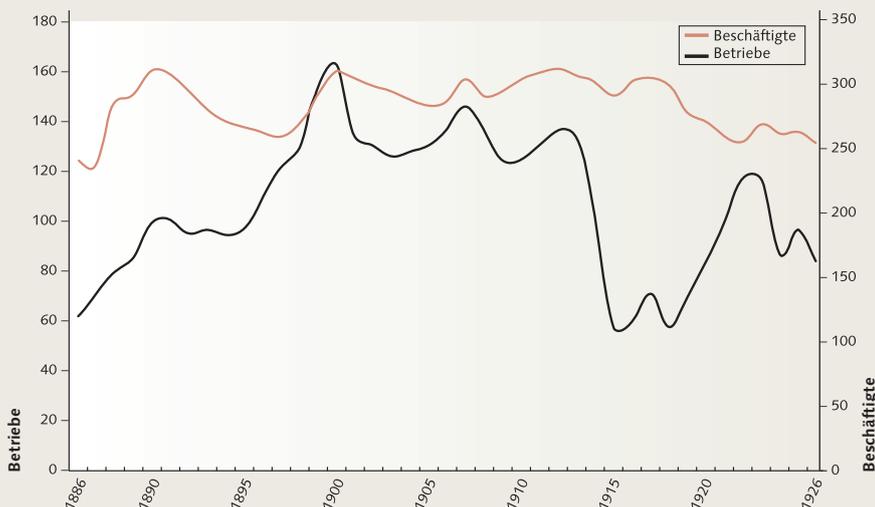
ANKÜNDIGUNG DER BETRIEBSSTILLEGUNG in Leimen für den 29. Oktober 1923, da die Löhne nicht mehr ausgezahlt werden konnten, 23.10.1923.

Während des gesamten Ersten Weltkriegs waren die Zementöfen in Leimen und Mainz-Weisenau im Gegensatz zu anderen Werken des Unternehmens ständig in Betrieb. Da Schmierstoffe und andere Reparaturmaterialien jedoch knapp und von schlechter Qualität waren sowie zusätzlich Arbeitskräftemangel herrschte, unterblieben wichtige Instandhaltungsarbeiten. Um den Zementbedarf zu decken und Dividendenzahlungen zu ermöglichen, wurde dennoch alles unternommen, um die Produktion zu erhöhen.²⁴¹

Das schlechte zur Verfügung stehende Material und der pausenlose Achtstundentag machten es unmöglich, den Ofenbetrieb schnell wieder in Schwung zu bringen.²⁴²

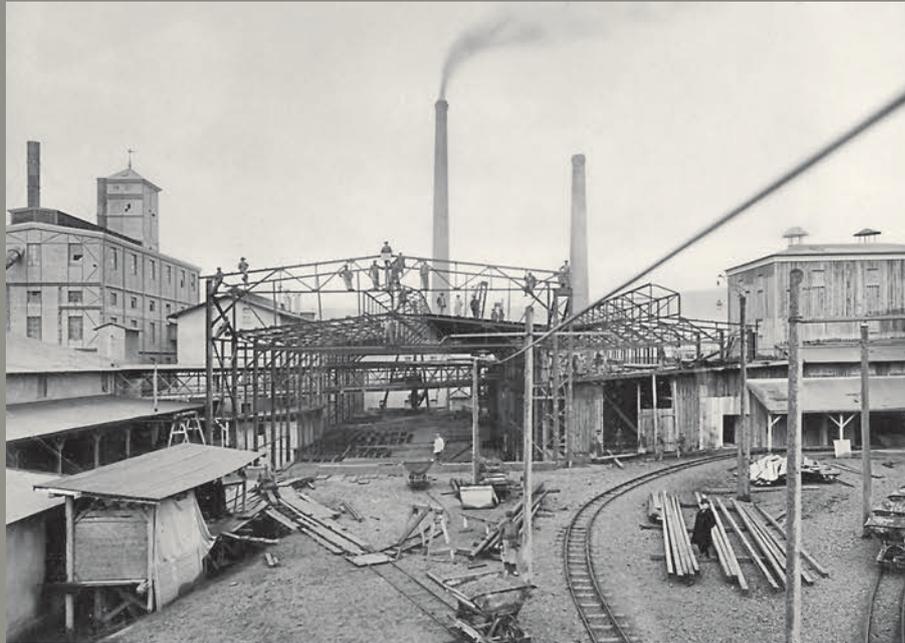
Mit dem Jahr 1920 trat eine Trendwende ein und es kam bis 1922 zu einer kontinuierlichen Steigerung des Versands. 1923, auf dem Höhepunkt der Inflation, erfolgte ein vorübergehender Einbruch. In der Inflationszeit wurden nur die nötigsten Investitionen zur besseren Rationalisierung und damit Kostensenkung der Produktion getätigt. So wurde z.B. die Ofenabwärme für die Rohmaterialtrocknung genutzt, wodurch Brennstoffe eingespart werden konnten. Erst ab 1924, nach der Stabilisierung der Währung und der Freigabe der Ausfuhr, stieg der Absatz wieder. Von 74 Aktiengesellschaften im Jahr 1913 waren Ende 1923 noch 48 übrig. Auch die Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart Aktiengesellschaft (PCW HMS) legte drei ihrer Zementwerke still. Es waren die Werke Ehingen (1925), Neckarelz (1926) und Offenbach (1927), die seit Jahren keine Dividende mehr erwirtschaften konnten.

Bei letzterem spielte auch die Tatsache eine Rolle, dass Friedrich Schotts ältester Sohn Otto, der dort Werksleiter war, im Krieg gefallen war.



BESCHÄFTIGTE UND ANZAHL DER BETRIEBE

Von einem Höhepunkt um die Jahrhundertwende **VON 160 WERKEN**, fällt die Zahl der betriebsfähigen Werke auf **60 IM ERSTEN WELTKRIEG**. Nach einer Erholungsphase bis zum Höhepunkt der Inflation, drängt der einsetzende Wettbewerb unwirtschaftliche Werke aus dem Markt. Die Zahl der Beschäftigten pro Betrieb, die ein Maß für die Betriebsgröße darstellt, schwankt nach 1900 um den Wert 300, fällt aber nach Kriegsende stetig. Darin ist bereits die einsetzende Rationalisierung der 1920er-Jahre erkennbar.



**ERRICHTUNG
DER NEUEN
OFENHALLE**
in Schelklingen,
1926.

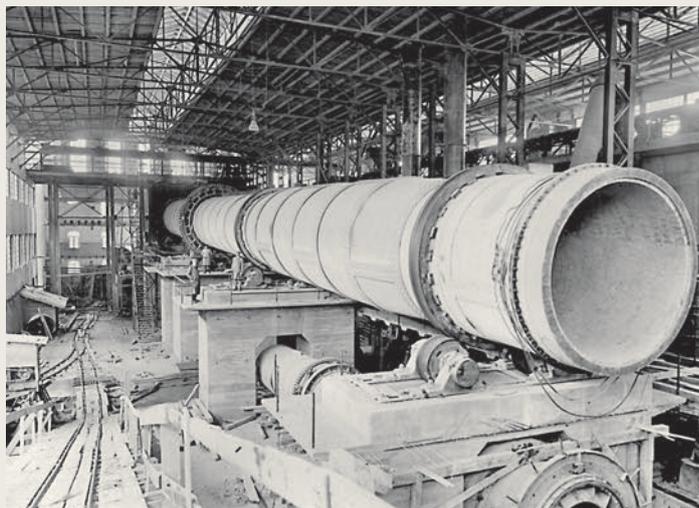
Während der Kriegsjahre hatte das Leimener Werk insgesamt 80 Arbeiter und Beamte verloren. Andere hatten inzwischen das Rentenalter erreicht, so dass ein Mangel an qualifiziertem Personal herrschte. Erschwerend kam hinzu, dass zwischen 1920 und 1926 fünf Meister an Krankheiten starben. Diese konnten nicht schnell ersetzt werden, was zum Teil daran lag, dass die Firmenleitung ihren Personalbedarf allein aus der Region decken wollte.²⁴³

Die Personalschwierigkeiten hielten lange Jahre an. Noch 1929 schrieb Dr. Schott in den Jahresbericht des Werks Leimen:

„Es war ausserordentlich schwer Ersatz zu schaffen, denn diejenigen Beamten, die man von auswärts erhielt, hatten nur geringen Wert und der Nachwuchs fehlte dadurch, dass wir in den Jahren 1907 bis 1914 34 Vorarbeiter an andere Werke abgegeben haben. [...] Noch heute fehlt uns noch ein energischer Meister für die Zementmühle, obwohl wir eine große Menge Meister von aus-

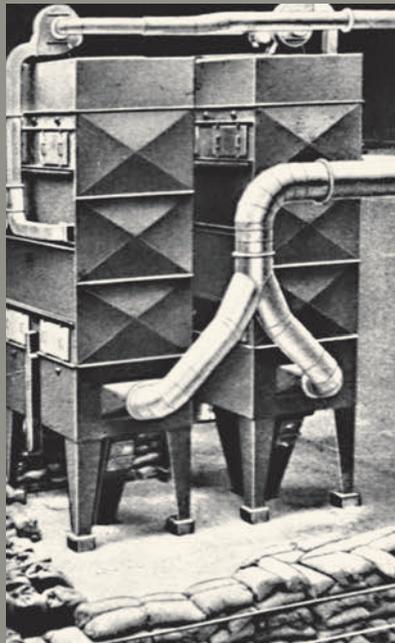
wärts eingestellt haben, die wir immer wieder nach wenigen Monaten weiterschicken mussten.“²⁴⁴

Von 1924 bis 1929, also in der Zeit von der Einführung der neuen Währung bis zur einsetzenden Weltwirtschaftskrise, wurden in der deutschen Zementindustrie ungeheure Summen in die Rationalisierung investiert. Der Übergang zu leistungsfähigeren Großmaschinen war ein Trend, der als eine Antwort auf die stark gestiegenen Löhne zu sehen ist. Die PCW HMS investierten im genannten Zeitraum in allen Konzernwerken 17 Mio. Mark. Insbesondere das Schelklinger Werk wurde nach einem kompletten Umbau 1926 zum leistungsfähigsten Werk der Region mit 150.000 t pro Jahr ausgebaut. Das vollelektrifizierte Werk verfügte über einen Drehrohfen und Trockentrommeln mit Kohlenstaubfeuerung. Trotz hoher Investitionen in die Konzernwerke waren deren Anlagen zu diesem Zeitpunkt alles andere als grundlegend modernisiert.²⁴⁵ Das Werk Leimen konnte aller-



MONTAGE DES DREHOFENS in
Schelklingen, 1926.

Erste Versuche mit
ELEKTROFILTERN
im neuen Werk
Burglengenfeld,
ca. 1925.



**LOESCHE-
MÜHLE** in
Blaubeuren,
ca. 1925.



85

dings nicht von dieser Entwicklung profitieren, zum Teil war dies auch auf die personellen Schwierigkeiten zurückzuführen. Dabei ist zu bedenken, dass das Werk zu dieser Zeit auch Reparaturbetrieb für die anderen Konzernwerke war. Das Stammwerk blieb in seiner Anlagenstruktur auf dem Vorkriegsniveau stehen, während Werke wie Nürtingen, Schelklingen und das noch zu schildernde Zementwerk Lengfurt große Zuwächse erzielten. Dieser Umstand ist maßgeblich dem existierenden Syndikat zu verdanken, dass unterschiedliche Frachtkosten der Werke nivellierte und dadurch leistungsfähige Werke bremste.²⁴⁶

Auch die Firma Spohn investierte in dieser Zeit hohe Summen in maschinelle Anlagen. In Zeiten der Personalknappheit und des Kohlenmangels hatte man sich 1918 für den automatischen Schachtofen entschieden. Die bisherigen Schachtofen benötigten gegenüber den Ringöfen ca. ein Drittel mehr Personal, stellten sich aber beim Kohlenverbrauch ca. 20 % günstiger. Bis 1930 erfolgte die Elektrifizierung der Werksanlagen, die Errichtung von Zementsilos und der Kauf neuer Packmaschinen. Um die Leistungsfähigkeit des Werks zu erhöhen, war eine grundlegende Änderungen der Produktionsverhältnisse nötig. Mit der Inbetriebnahme der automatischen Schachtofen zeigte sich, dass das Rohmehl feiner gemahlen werden musste.²⁴⁷

Auf eine Anfrage bei der Berliner Maschinenfabrik skizzierte Curt von Grueber, der Erfinder des automatischen Schachtofens, Anfang Februar 1931 in einem Brief den Aufbau einer zeitgemäßen Fabrikationsanlage. Von Grueber war der Überzeugung, dass eine Fabrik, die für den lokalen Bedarf mit einem 100-120 t Hoch-

leistungsschachtofen mit Drehrost produziert, im Verbund mit einer Loesche-Mühle mit Trockner auf der Rohseite und einer Loesche-Mühle auf der Zementseite, jedem anderen Ofensystem überlegen sei.²⁴⁸

In Größe und Anordnung war die Loesche Mühle eine Neuheit in Deutschland. Die völlig neuartige Mühle konnte gleichzeitig mahlen und trocknen und ermöglichte einen bis dahin unerreichten Feinheitsgrad.²⁴⁹ Bisher herrschte in der Rohmühle ein Gewirr von Transmissionen, Riemen, Staub und Lärm vor. Mit der Errichtung der neuen Mühle erhielt die Maschinenhalle ein neues Aussehen.²⁵⁰

Auf die kurze Phase der „Goldenen Zwanziger Jahre“ folgte ab dem Jahr 1928 eine tiefgreifende Rezession. Das Werk Leimen hatte 1929 eine Kapazität von 400.000 t, nur 250.000 t konnten verschickt werden. Die Konzernwerke mussten daher versuchen, mit möglichst geringen Unkosten die Einschränkungen zu überstehen. Ein eingeschränkter Betrieb stieß in Leimen auf große Schwierigkeiten. Bei einem Teilbetrieb der Öfen hätte der Dampf nicht ausgereicht, um das Rohmaterial und die Kohlen zu mahlen sowie die Öfen selbst anzutreiben. Deshalb musste das Werk durch monateweise Stillsetzung den Betrieb drosseln.²⁵¹

Im Jahr 1931 lief das Werk nur vom 7. April bis zum 31. Oktober. Da die Beamten bislang auch in Stillstandszeiten weiterbezahlt wurden, ging man auch hier zu Lohnsenkungen und einzelnen Entlassungen über. Die Weihnachtsgatifikation 1931 fiel weg. Im Jahr 1932 war schließlich der Tiefpunkt bei einem Versand von 131.033 t erreicht und entsprach damit dem des Jahres 1903.²⁵²

Portland-Cement-Werke „Wetterau“ Lengfurt a. M.

86



EMAILLE-SCHILD (51 x 36 cm)
der „WETTERAU“, 1910.

Trotz Stilllegung einiger Werke Mitte der 1920er-Jahre, nutzten die Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG Möglichkeiten, ihre Position durch Optimierung der Standorte weiter auszubauen. Da die Fusion mit dem Stuttgarter Konzern allein über Aktientausch erfolgte, war die Liquiditätsslage des Unternehmens gut. Die sich abzeichnende Schließung des Werks Offenbach (1926) verlangte nach einer Neupositionierung im Raum Frankfurt-Würzburg. In Lengfurt westlich von Würzburg unterhielt die Bergwerksgesellschaft „Wetterau“ ein Zementwerk. Vorstand Dr. Ing. h.c. Friedrich Kirchhoff (*12.07.1859 Iserlohn †16.10.1953) war als Aktionär den Heidelbergern aus Burglengenfeld wohl bekannt. Er hatte die Entwicklung des Werks mit persönlicher Hingabe vorangetrieben, stand aber kurz vor dem Ruhestand. Erst kurz zuvor war das Grundkapital auf 70 Mio. Mark erhöht worden, doch die Inflation machte immer größere Summen erforderlich. So übernahmen die PZW HMS 1922 die gesamte Kuxe der „Wetterau“ und Kirchhoff wechselte als Heidelberger Aktionär in den Aufsichtsrat.²⁵³

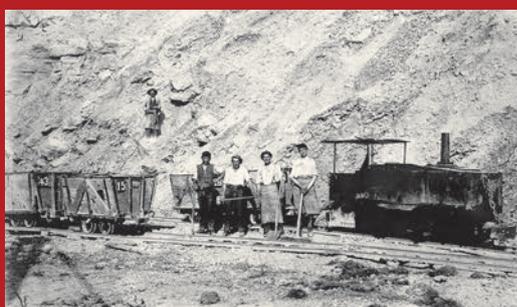


Flugblatt zum STREIKAUFRUF vom 11.04.1922.

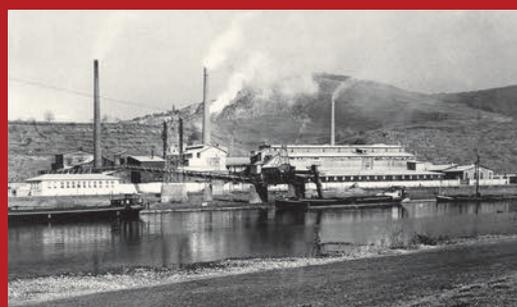
Im Jahr der Übernahme tobte ein erbitterter Lohnkampf im Tarifgebiet. Die durch den Ersten Weltkrieg ausgelöste allgemeine Kostensteigerung erreicht im Frühjahr 1922 einen ersten Höhepunkt. Weil das Arbeitsentgelt mit der Inflation nicht mehr Schritt halten konnte, kam es zu Forderungen nach höheren Löhnen. Die Tarifparteien konnten sich nicht einigen und es wurde ein Schlichtungsspruch mit vergleichsweise mäßiger Lohnerhöhung gefällt. Am 11. April 1922 stürmten daraufhin Arbeiter und Gewerkschaftsfunktionäre das Werksgelände und alle Arbeiter legten die Arbeit nieder. Direktor Leidreiter sah sich daraufhin veranlasst, 273 Mitarbeiter, den weitaus größten Teil der Belegschaft, zu entlassen. Der Streik griff auf Leimen und ab dem 21. April auf die westfälischen Zementwerke über. Nach mehr als fünf Wochen bröckelte der Streik und es kam laufend zu Wiedereinstellungen.²⁵⁴

Nach diesen zur Übernahmezeit bestimmenden Ereignissen, soll nochmals kurz ein Blick auf die Gründungssituation des Werks geworfen werden. Aufgrund der günstigen

Mitten in der Weltwirtschaftskrise, stiftete Kirchhoff 1929 den SAALBAU an der Würzburger Straße, später Friedrich-Kirchhoff-Straße, mit Festsaal, Bühne, Küche, Kegelbahn, Schützenstand und Hausmeisterwohnung. Für Lengfurt und die Nachbarorte waren der Saalbau sowie der Betriebs-sportplatz mit Leichtathletikanlage Einrichtungen, die seinerzeit auch in größeren Orten nicht üblich waren. Für seine Verdienste um die Gemeinde Lengfurt wurde er im gleichen Jahr zum Ehrenbürger ernannt.



ARBEITER BEIM STEINBRECHEN und verladen in die Feldbahnwagen, ca. 1920.



WERK VON SÜDWESTEN zum Zeitpunkt der Übernahme, 1927.

Verkehrsanbindung durch die Bahn in Trennfeld auf der gegenüberliegenden Mainseite und dem Schiffstransport sowie den großen Vorkommen an Kalkstein, war Lengfurt für Investoren Ende des 19. Jahrhunderts interessant geworden. Ab Mitte der 1890er-Jahre hatten Spekulanten, wie schon erwähnt, die rasch wachsende junge Portland-Cementindustrie entdeckt. Mit hohen Dividenden lockten sie die Anleger, nicht selten in betrügerischer Absicht. Der Essener Kaufmann Wilhelm Keienburg, der im Juli 1899 Grubenvorstand der bei Weilmünster gelegenen Bergwerksgewerkschaft Wetterau war, kaufte im Sommer 1899 Gelände mit Kiefernwald am Altenberg und privaten Streubesitz. Im Dezember 1897 hatte er auch im westfälischen Ennigerloh die Zementfabrik „Rhenania“ gegründet. Am 2. August 1900 hatte das Bezirksamt ein Telegramm der Polizeibehörde aus Essen erhalten: „Wilhelm Keienburg angeblich geistesgestört seit 14 Tagen verschwunden.“ Keienburg hatte sich nach Amerika abgesetzt und wie in Ennigerloh, Gelder veruntreut.²⁵⁵

Aufgrund des immer noch günstigen Vermögensstands der Gesellschaft gingen die Bauarbeiten in Lengfurt auch bis Juni 1901 weiter. Am 12. Juni erkundigte sich das Bezirksamt beim Bürgermeisteramt Lengfurt über den Stand der Dinge. Grund war eine Notiz im Lohrer

Anzeiger, wonach alle Vorstandsmitglieder der Gewerkschaft Wetterau ausgeschieden seien. Allmählich kam zu Tage, dass sich die Wetterau in einer finanziellen Krise befand und die Bauarbeiten stockten.²⁵⁶

Zu alledem ereilte das Unternehmen ein Jahr nach der Grundsteinlegung ein weiterer Schicksalsschlag. Nach einem Starkregen am 14. Oktober 1900 wurde das Fundament einer der beiden fast fertigen Ringöfen unterspült und es bildeten sich Risse. Der Ringofen konnte nicht in Betrieb gehen und musste 1907 komplett abgetragen werden. Die angestrebte Kapazität von 300.000 Fass (51.000 t) war nicht mehr realisierbar. Dadurch kam die Gewerkschaft Wetterau an den Rand ihrer Existenz.²⁵⁷

Der Unternehmer Friedrich Kirchhoff, Teilhaber der Iserlohner Nähfadelfabrik Stephan Witte & Co., war schon seit längerem Aktionär der Bergwerksgewerkschaft. Ihm ist es wahrscheinlich überhaupt zu verdanken, dass die Gewerkschaft Wetterau über die Startphase hinausgekommen war. Im Sommer übernahm er den Vorsitz der Gesellschaft und rettete unter beträchtlichem Einsatz von Eigenmitteln das Unternehmen. Nach der Inbetriebnahme des Werks 1901 investierte Kirchhoff 1903 in eine neue Drehofenanlage und baut das Werk weiter aus.²⁵⁸

Bayerisches Portland-Cementwerk Kiefersfelden

ANSICHT DES NEUEN WERKS VON WESTEN VOR DEM KAISERGEBIRGE, 1926.



Wie schon mehrfach angedeutet, war der Münchner Raum als Absatzgebiet sehr interessant und umkämpft. Der südbayerische Raum war ein Einfuhrgebiet mit 200.000 t pro Jahr. In erreichbarer Entfernung zum Münchner Raum gab es nach dem Ersten Weltkrieg lediglich zwei in Betrieb befindliche Werke, nämlich das zu den PCW HMS gehörende Marienstein und das 1889 von August Märker gegründete Werk in Harburg. Adolf Lude, Sohn des Gründers der „Nürtinger Portland-Cementwerke, Matthäus Lude & Co“, erkannte die Situation. Mit seinem Freund, Kaufmann Robert Lieberich, gründete er am 9. November 1920 das Bayerische Portland-Cementwerk in Kiefersfelden GmbH. Die Gesellschaft hielt sich zunächst bewußt außerhalb des Syndikats, musste aber aufgrund ihrer wirtschaftlichen Situation im Jahr 1925 diesem doch beitreten. Es war das Jahr, in dem die Verlängerungskommission des ausgelaufenen Süddeutschen Zementsyndikats an viele Werke herantrat. Im April 1926 erwarben die PCW HMS die Aktienmehrheit des in Zahlungsschwierigkeiten steckenden und in eine Aktiengesellschaft umgewandelten Unternehmens.²⁵⁹

Die Gründung des Werks geschah in einer Zeit, in der noch immer die genannte Bundes-

ratsverordnung vom 29. Juni 1916 galt, die jeden Neubau von Zementfabriken verbot und nur mit Ausnahmegenehmigung erlaubte. Den Firmengründern Adolf Lude und Robert Lieberich war dies anfangs nicht bekannt gewesen. Durch Verbindungen des damaligen Aufsichtsratsvorsitzenden der Gesellschaft und dem Präsidenten und Gründer der Bayerischen Zentralgenossenschaft, Dr. Heim, gelang es ihnen aber, vom Reichswirtschaftsministerium am 12.11.1921 eine Ausnahmegenehmigung zu erwirken. Für diese war der Nachweis besonders günstiger Produktionsverhältnisse zu erbringen. Allein die Tatsache, dass Südbayern immer Einfuhrgebiet von Zement war und der Hinweis auf eine bei weitem nicht ausreichende Wasserkraft, genügten schließlich für die Ausnahmegenehmigung.²⁶⁰

Das unter schwierigen Bedingungen zwischen Oktober 1922 und September 1923 errichtete Werk konnte in den ersten fünf Geschäftsjahren dank der Übernahme durch die PCW HMS die Produktion verdreifachen. Von Anfang an sah sich das Schachtofenwerk mit Staubklagen konfrontiert. Der Bau des vierten Schachtofens wurde nur mit der Auflage genehmigt, dass für sämtliche Öfen eine elektrische Oski-Entstaubungsanlage der Ofenabgase eingebaut wurde, später auch für alle anderen Produk-

STEINZUG vom auf österreichischem Staatsgebiet gelegenen Wachtl-Steinbruch. Zum Werk gehörte auch der sogenannte Marbling-Steinbruch. An einigen Tagen im Jahr wird die Bahnstrecke von einem Eisenbahnverein als Wachtl-Express betrieben, 2000.



tionsstufen. Elektrische Entstaubungsanlagen waren damals noch unvollkommen und verursachten zahlreiche Betriebsstörungen. Außerdem kamen nach der Inbetriebnahme der elektrischen Hochspannungsanlage Beschwerden von Radiobesitzern, weil der Empfang gestört wurde.²⁶¹

Durch Vertrag vom 31. Mai 1928 wurde das Werk rückwirkend zum 1. Januar 1928 an die Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG verpachtet. Mit dem allgemeinen wirtschaftlichen Niedergang Anfang der 1930er-Jahre fiel die Versandmenge unter die Produktion des ersten Produktionsjahres. Am 1. November 1930 musste das Werk völlig

stillgelegt werden, weil die Klinkerhallen gefüllt waren. 1931 bis 1933 lag das Werk still, lediglich 1932 lief es drei Monate.²⁶²

Das Konzernwerk Kiefersfelden produzierte insgesamt 80 Jahre, bis es Ende des Jahres 2002 geschlossen wurde. Nach einer siebenjährigen Talfahrt der deutschen Bauwirtschaft mussten von den Zementherstellern Kapazitäten abgebaut werden. Insbesondere kostensenkende Expansion und Rationalisierungsmaßnahmen kamen in Kiefersfelden aufgrund langwieriger Umweltdiskussionen nicht voran, so dass es als schwächstes der sechs Heidelberger Werke in Deutschland ein Opfer der Kisenjahre ab 1995 wurde.²⁶³



DIE ERSTEN HÄUSER DES ERHOLUNGSWERKS entstanden im Jahr 1963 in Kiefersfelden. Das am 14.12.1960 gegründete Erholungswerk war eine Initiative der Arbeitnehmervertreter und wurde finanziert durch die Arbeitnehmerschaftsräte sowie durch das Unternehmen.

Gleichschaltung im Nationalsozialismus

FRIEDRICH SCHOTT (*27.12.1850
Gandersheim †20.02.1931) **MIT FRAU**
EMMA, geb. Fischer (1852-1928), vor
ihrem Wohnhaus in der Mühlstraße 8,
heute Fehrentzstraße, 1926.



90

Der ab 1929 als Folge des „Schwarzen Freitags“ einsetzende Niedergang der Weltwirtschaft verlangte nach einer handlungsfähigen Unternehmensführung. Seit 1916 hatten die Werksleiter Dr. Ehrhart Schott und Adolf Schott Vorstandsposten inne. Adolf Schott, der Bruder des Geheimrats Schott, war schwer erkrankt. Sohn Ehrhart war ein guter Chemiker und Techniker, aber offensichtlich kein Mann für den Vorsitz. Unter diesen Vorzeichen entschied der Aufsichtsrat, auf die durch Dr. Carl Vogel freigewordene Stelle, den Chemiker Otto Heuer²⁶⁴ zum Vorstandsvorsitzenden zu berufen.

Die fachliche Qualifikation von Heuer stand außer Frage. Im Jahr 1910 war er Generaldirektor der Portland-Cement- und Kalkwerke AG Schimischow in Oberschlesien geworden und bekleidete diese Stellung bis 1926. Danach arbeitete er für die Schütte AG im Bereich der Tonindustrie in Minden. Während der Zeit in Schimischow übernahm er eine Anzahl von Werken. Über den Kauf von Aktienpaketen der Zementwerke Groß-Strehlitz und Groschowitz von Grundmann bereitete er den Weg für die späteren Zusammenschlüsse der schlesischen Zementindustrie vor. Unter seiner Leitung in Heidelberg schlossen die PCW HMS dann auch einen Interessensgemeinschaftsvertrag mit der „Schlesischen Portland-Cement-Industrie AG“ in Oppeln bis 1936 ab. Dieses Vertragswerk war noch wesentlich auf Friedrich Schotts Hinwirken entstanden.²⁶⁵

Am 20. Februar 1931 starb Geh. Kommerzienrat Dr.-Ing. e. h. Dr. rer. nat. e. h. Friedrich Schott. Seit 1875 hatte er den Aufbau des Unternehmens vorangetrieben und war der spiritus rector vieler Verbände der deutschen Zement-

industrie. Den Vorsitz im Aufsichtsrat übernahm der bisherige Stellvertreter Dr.-Ing. e. h. Friedrich Kirchhoff. Der letzte Vertreter der Familie Schifferdecker im Aufsichtsrat, Oberstleutnant a. D. Emil Anderst, starb ebenfalls wenige Jahre später, so dass sich auch neue Strukturen im Aufsichtsrat bildeten.

Unterdessen sank der Versand des Gesamtunternehmens im Jahr 1931 auf 397.000 t. In den Werken Leimen, Weisenau, Lengfurt, Burglengenfeld und Nürtingen kam es periodenweise zu Betriebsstilllegungen. Die Werke Kiefersfelden, Münsingen und Schelklingen standen ganzjährig still. Ähnliches galt für das Jahr 1932, als der absolute Tiefstand der Produktion erreicht war. Selbst Leimen erreichte nur noch einen Versand von 131.033 t, was dem Jahr 1903 entsprach.²⁶⁶

Die Arbeitsplätze auf den Werken waren, anders als heute, nicht weitgehend frei von politischer Propaganda. Wie schon gezeigt, kursierte sie in Form von Flugblättern und sicher auch als Meinungsäußerungen. Seit Dezember 1927 fungierte die „Werkszeitung“ mit ihrem „politischen Rundfunk“ zudem als deutschnationales Sprachrohr.

Nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten hatte die NSDAP sogleich versucht, in den Werken sogenannte Betriebszellen einzurichten. Dr. Ehrhart Schott trat dem sofort entschieden entgegen und warf die Leute hinaus, da er, wie schon geschildert, auch in diesem Punkt keine äußere Einmischung im Betrieb duldete. Nicht nur durch diese Maßnahme war er ins Visier der NSDAP geraten. Als Förderer der sogenannten „wirtschaftsfriedlichen“ oder „gelben“ Gewerkschaften hatte er den Zorn



DR.-ING. WILHELM BRANS, ca. 1930.



VORSTANDSMITGLIED ADOLF SCHOTT (*25.06.1873 †1933) geht aus gesundheitlichen Gründen in den Ruhestand und stirbt noch im gleichen Jahr.



VORSTANDSVORSITZENDER OTTO KARL HERMANN HEUER (*08.07.1877 Hecklingen † 1960), 1939.

sowohl der freien Gewerkschaften als auch der Nationalsozialisten auf sich gezogen.

Am 5. Mai 1933 meldete die nationalsozialistische Zeitung „Volksgemeinschaft“ schließlich triumphierend: „Der Zementkönig Dr. Schott in Schutzhaft“.²⁶⁷

Die NSDAP begründete diesen Schritt propagandistisch damit, dass Schott aufgrund großer Erregung innerhalb der Arbeiterschaft zu seinem eigenen Schutz inhaftiert worden sei. Unter dem Diktat der NSDAP blieb Dr. Schott nichts anderes übrig, als am 9. Mai 1933 von seinen Ämtern zurückzutreten.²⁶⁸

Sofort nach dem Rücktritt von Dr. Schott fand im Werk Leimen eine Betriebsversammlung statt, in welcher der Kommissar für Gewerkschaftsfragen Hormuth sprach:

„Was die Sozialdemokraten und die Kommunisten jahrelang der Arbeiterschaft versprochen aber niemals fertig brachten, ist in kürzester Zeit der Nationalsozialistischen Betriebszellenorganisation gelungen. Sie hat in einen Betrieb, dessen unsoziale Einstellung seit Jahren gerügt wurde, hineingeleuchtet und wird nicht weichen bis Ordnung geschaffen ist. ... Mit dem Rücktritt des Dir. Dr. Schott dürfte endlich die erhohnte Beruhigung im Betriebe des Zementwerks eintreten. Wir unterlassen es nicht zu erklären, daß an der nationalen Einstellung des Dr. Schott nicht zu zweifeln ist. Umso bedauerlicher aber die Tatsache, daß Dr. Schott es nicht verstanden hat, den notwendigen sozialen Ausgleich zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer herzustellen.“²⁶⁹

Im Vorstand der Portland-Cement-Werke Heidelberg gab es nach der „Beurlaubung“ von Dr. Ehrhart Schott und dem krankheitsbedingten Ausscheiden von Adolf Schott zu Jahresende 1933 zunächst nur geringe Veränderungen. Für letzteren kam Dr.-Ing. Wilhelm Brans aus Burglengelfeld bis Ende 1937 neu hinzu. Schon 1930 war aber Ernst Kobe für den Weisenauer Werksleiter Carl Schindler gekommen und er blieb bis Anfang 1945. Generaldirektor Otto Heuer war wenige Tage vor Dr. Schotts Verhaftung, am 1. Mai 1933, in die NSDAP eingetreten, was ihm gestattet bis 1941 die Geschicke des Unternehmens zu leiten. Unmittelbar nach der „Machtergreifung“ der Nationalsozialisten war aber bereits ein Stimmungsumschwung im

WERKSZEITUNG vom 14.01.1928.

Die Wertschätzung der Arbeit ist die Basis der Wirtschaftlichkeit.

Die Wertschöpfungskette.

Werks-Zeitung

der
Portland-Cementwerke
Heidelberg-Mannheim-Stuttgart u. a.
für ihre Werke

Leimen, Weissenau, Nürtingen, Schellheim, Mühlhausen, Burglengelfeld, Kempten, Mairlein, Kiefersfelden sowie Süddeutsche Zementwerke in Stuttgart-Königsplatz und Leimen.

1. Jahrgang | 14. Januar 1928 | Nummer 3

Wirtschaftlicher Rück- und Ausblick

Das A und O unserer wirtschaftlichen Lage liegt in unserer Gesundheitsverhältnisse des Volkes zu ermitteln. Die wirtschaftliche Lage ist nicht zu unterschätzen. Wir sind heute in einer sehr schwierigen Lage. Die Wirtschaft ist durch den Krieg in eine tiefe Krise geraten. Die Produktion ist stark zurückgegangen. Die Arbeitslosigkeit ist auf ein hohes Niveau gestiegen. Die Inflation hat sich weiter verschärft. Die Regierung hat verschiedene Maßnahmen ergriffen, um die Wirtschaft zu stabilisieren. Die Bevölkerung ist durch den Krieg in eine tiefe Krise geraten. Die Produktion ist stark zurückgegangen. Die Arbeitslosigkeit ist auf ein hohes Niveau gestiegen. Die Inflation hat sich weiter verschärft. Die Regierung hat verschiedene Maßnahmen ergriffen, um die Wirtschaft zu stabilisieren. Die Bevölkerung ist durch den Krieg in eine tiefe Krise geraten.

Souren mit unfremem Zement

Die Souren mit unfremem Zement sind ein wichtiger Bestandteil der Baugewirtschaft. Sie werden in verschiedenen Bereichen eingesetzt, um die Stabilität und Haltbarkeit von Bauwerken zu gewährleisten. Die Verwendung von unfremem Zement ist besonders wichtig, wenn es um die Herstellung von Hochbauten geht. Die Souren mit unfremem Zement sind ein wichtiger Bestandteil der Baugewirtschaft. Sie werden in verschiedenen Bereichen eingesetzt, um die Stabilität und Haltbarkeit von Bauwerken zu gewährleisten. Die Verwendung von unfremem Zement ist besonders wichtig, wenn es um die Herstellung von Hochbauten geht.



**MIT HAKENKREUZEN GESCHMÜCKTE
FESTHALLE** in Leimen am 1. Mai 1935.



FAHNENHISSEN AUF DEM SILODACH im Zementwerk Weisenau, ca. 1936.

Geschäftsbericht zu merken. Im Bericht des Vorstands für das Jahr 1932 vom 17. Mai 1933 hieß es:

„Auch im Jahre 1932, einem Jahre, in dem das gesamte deutsche Wirtschaftsleben infolge der politischen Erschütterungen zusammenzubrechen drohte, ist es gelungen, die kaufmännischen und industriellen Aufgaben unserer Gesellschaft so zu lösen, dass der Besitzstand ungefährdet blieb. ...

Wir haben es in Verfolg der Regierungsrichtlinien für notwendig erachtet, mit einem Teil unserer Werke schon im April und Mai in Betrieb zu gehen, d.h. also frühzeitiger, als es mit Rücksicht auf die vorhandenen Vorräte erforderlich gewesen ist. Wir wollen uns damit absichtlich und grundsätzlich in den Kampf unseres Volkes um Arbeit und Brot einschalten.“²⁷⁰

Damit hatte die Gleichschaltung der Portland-Cement-Werke Heidelberg ihren Anfang genommen. In allen Werken wurden Betriebszellen eingerichtet und Betriebsobmänner eingesetzt. Letztere wachten in den Werken über die politischen Einstellungen. Sie übten häufig dort, wo die Werksleiter nicht selbst Nationalsozialisten waren, einen starken Druck auf diese aus.²⁷¹

Die Agitation des nationalsozialistischen Regimes beschränkte sich jedoch nicht nur auf die Infiltration der Betriebe durch Parteimitglieder, sondern erstreckte sich auf das gesamte Wirtschaftswesen. Schon im Juli 1933 eröffnete das „Gesetz über Errichtung von Zwangskartellen“ und im Februar 1934 das „Gesetz zur Vorbereitung des organischen Aufbaus der deutschen Wirtschaft“ den Weg zu einer erneuten Zwangskartellierung. Unter Führung von Otto

Heuer entstand der Zement-Bund, der ab Dezember 1937 als eigenständige Fachgruppe beim Reichswirtschaftsministerium geführt wurde. Außerdem gehörte er bald dem „Freundeskreis Reichsführer SS“ an, auch „Freundeskreis Himmler“ oder „Keppler-Kreis“ genannt.

Der ungeheure Konjunkturschub, den das Baugewerbe in der Folge durch die staatlichen Arbeitsprogramme und Rüstungsprojekte bekam, führte schon 1933 zu einem merklichen Anstieg des Zementabsatzes. Die Investitionen in neue leistungsfähigere Öfen und Mühlenanlagen kamen jetzt voll zum Tragen.

Der Vorstandsbericht im Geschäftsbericht 1934 lässt viel Sympathie für die nationalsozialistische Staatsführung erkennen. Insbesondere die Zerschlagung der freien Gewerkschaften findet Zustimmung:

„In machtvoller und von größter Schaffensfreude getragener Energie ist das deutsche Wirtschaftsleben im Jahre 1934 unter der nationalsozialistischen Staatsleitung der Erstarkung und dem Ziele seiner inneren Gesundung nähergeführt worden. [...] Im gleichen Grade hat die Bauwirtschaft an der erfolgreichen Bekämpfung der Arbeitslosigkeit teilgenommen, wobei es konjunkturpolitisch von Wichtigkeit war, dass auf Grund des Gesetzes zur Ordnung der nationalen Arbeit vom 20. Januar 1934 die früheren Lohnkämpfe ausgeschaltet wurden, während die Lebenshaltungskosten zukünftig der Überwachung des Preiskommissars unterstellt werden.“²⁷²

Innerhalb der Werke schritt die politische Infiltration mit regelmäßigen wöchentlichen bis monatlichen Fahnenappellen voran. Meist schloss sich ein Gemeinschaftsempfang an, auf dem den Reden des Führers von den Reichs-



NSDAP-Musterbetrieb Zementwerk Weisenau. **DAS NEU ANGELEGTE SONNENDACH** sollte ein Beispiel für die „neuen Wohltaten“ sein, die die neue „Ordnung der nationale Arbeit“ versprach, ca. 1935.



UMZUGSWAGEN AM 1. MAI 1935 vor dem Verwaltungsgebäude in Leimen, 1935.

parteitagen über Radio zugeschaltet wurden. Typische, in den technischen Monatsberichten dokumentierte Ereignisse, geben Auskunft über die nationalsozialistische Durchdringung der Belegschaft:

„Am 18. März ds. Js. um 17 Uhr wurde in der Werkskantine ein Betriebsappell abgehalten. Am 27. März 1936, 16:00 Uhr, Gemeinschaftsempfang der großen Rede des Führers von den Gruppenwerken aus. Am 28. März 1936 17:30 Uhr Teilnahme der geschlossenen Gefolgschaft an dem Fackelzug. Am 29. März ds. Js. um 8:30 Uhr geschlossener Abmarsch zur Wahl.“²⁷³

Insbesondere der 1. Mai wurde als „Feiertag der Nationalen Arbeit“ unter Beteiligung der gesamten Gefolgschaft an den örtlichen Veranstaltungen begangen, die mit sogenannten Kameradschaftsabenden endeten. Die zum Teil neu geschaffenen Sozial- und Wascheinrichtungen spielten dabei eine große Rolle, in dem sie das hygienische Ordnungsprinzip bis hin zur „Rassenhygiene“ im Nationalsozialistischen Staat untermauerten.²⁷⁴

Für die Arbeiterschaft brachten die staatlichen Arbeitsprogramme zwar Beschäftigungssicherheit, doch wurde diese mit niedrigen Löhnen und Arbeitsverpflichtungen erkaufte. Die Löhne der Arbeiter und Arbeiterinnen fielen

dadurch unter das Niveau des Jahres 1925. Die Mindestlohnfestsetzung war zwischen Männern und Frauen höchst unterschiedlich und nach Alter gestaffelt. So erhielten Arbeiterinnen mit 29 Reichspfennig Stundenlohn nur etwa 60 % des Stundenlohnes eines ungelerten Arbeiters. Ein gelernter Arbeiter kam in derselben Altersklasse immerhin auf 60 Reichspfennig. Trotz andere Bekenntnisse, wandelte sich die NSDAP mehr und mehr zur Unterstützerin der Großindustrie, die Propaganda ideologisierte dagegen den „Deutschen Arbeiter“ und dessen Funktion für die „Nationale Arbeit“.²⁷⁵

FRAUEN BEI DER QUALITÄTSKONTROLLE in der Ziegelei Cannstatt bei Stuttgart, ca. 1935.



Siedlungsbau. **DR. FRIEDRICH-KIRCHHOFF-SIEDLUNG** in Weisenau, 1936.

UMZUGSWAGEN MIT MODELLEN DER PRODUKTIONSTUFEN:

„Den deutschen Arbeiter seinem Volk erkämpft zu haben ist des Führers größter [größter] Stolz“, 1. Mai 1935.



AUSBILDUNGSRAUM über
der Lehrwerkstatt in
Leimen. Im Hintergrund
das Bild des „Führers“,
1935.



94

Die Zementindustrie war im nationalsozialistischen Deutschland zu einer Schlüsselindustrie aufgestiegen. Die günstige wirtschaftliche Entwicklung, die die Zementindustrie durch die staatlichen Baumaßnahmen nahm, blieb bei der Firmenleitung und den Beschäftigten nicht ohne Auswirkungen. Die Zustimmung zum Kurs der Reichsregierung war allorts erkennbar.²⁷⁶

Die bereits Ende der 1920er-Jahre begonnenen technischen Umbauarbeiten wurden jetzt intensiviert. Mit Energie gingen nun die Arbeitsdienste daran, auch das äußere Erscheinungsbild der Werke den nationalsozialistischen Fiktionen von Ordnung und Sauberkeit anzupassen. Insbesondere die Lehrwerkstätten und Sozialeinrichtungen erfuhren eine grundlegende Modernisierung. Neue Lehrwerkstätten entstanden auf der Westseite des Leimener Werks.²⁷⁷

In allen Werken wurden NSDAP-Betriebszellen eingerichtet und Betriebsobmänner eingesetzt. Letztere wachten über die politischen Einstellungen. Dafür bot nicht zuletzt die Betriebsordnung des Jahres 1938, die ein bedingungsloses Bekenntnis zum nationalsozialistischen Staat für die Zugehörigkeit zum Unternehmen forderte. Dabei übernahm der Werksleiter die Führerrolle im Betrieb:

„Führer und Gefolgschaft des Betriebes bilden eine nationalsozialistische Betriebsgemeinschaft, die auf der Grundlage des gegenseitigen Vertrauens, der Treue und der Ehre aufgebaut ist.

*Vorbehaltloses Bekenntnis zum nationalsozialistischen Staat und Einsatzbereitschaft für die Volksgemeinschaft sind daher unerlässliche Voraussetzung für die Zugehörigkeit zur Betriebsgemeinschaft.*²⁷⁸

Diese umfassende Kontrolle führte dazu, dass jede kritische Äußerung und Handlung

gegen „Volk, Partei und Staat“, wie es im gängigen Sprachgebrauch hieß, verfolgt wurde. Die Folgen reichten von Entlassung bis zur Inhaftierung durch die SS.

Von allen Gefolgschaftsmitgliedern unter 35 Jahren wurde erwartet, dass sie sich der Partei oder ihren Gliederungen zum aktiven Dienst zur Verfügung stellten. Eine Teilnahme an regelmäßigen Betriebsappellen war selbstverständliche Pflicht. Auch die politischen, weltanschaulichen und berufsbezogenen „Schulungen“ der DAF sollten regelmäßig besucht werden.²⁷⁹

Aber damit nicht genug: *„Die Pflicht zur Erhaltung der Gesundheit und Leistungsfähigkeit erfordert, dass jedes Gefolgschaftsmitglied von den Möglichkeiten zur körperlichen Ertüchtigung in Betriebssportstätten, in nationalsozialistischen Formationen, in KDF-Sportkursen oder in Sportvereinen Gebrauch macht.*²⁸⁰

Die propagandistischen Aktivitäten der NSDAP und ihrer Unterorganisationen bestimmten somit den gesamten Betriebsablauf. Die Teilnehmer am sogenannten „Reichsberufswettkampf“ wurden mit einem Tag Sonderurlaub belohnt.²⁸¹

Im Jahre 1937 war Vollbeschäftigung erreicht. Von diesem Zeitpunkt an kam es zu einer Verknappung von Arbeitskräften. Als Reaktion darauf wurden die betrieblichen Rationalisierungsmaßnahmen forciert. Die sich seit Jahren abzeichnende Tendenz des Übergangs auf leistungsfähige Großaggregate in der Roh- und Zementmühle sowie bei den Öfen wurde jetzt konsequent verfolgt.²⁸²

Der Beifall der Unternehmerschaft blieb angesichts der Erfolge dabei selbstverständlich nicht aus.²⁸³ Auch die Firma Spohn wurde in den Strudel der nationalsozialistischen Agitationen hineingezogen. Im jährlich zum 1. Mai

NEUE WASCHEINRICHTUNG
in Weisenau, ca. 1935.



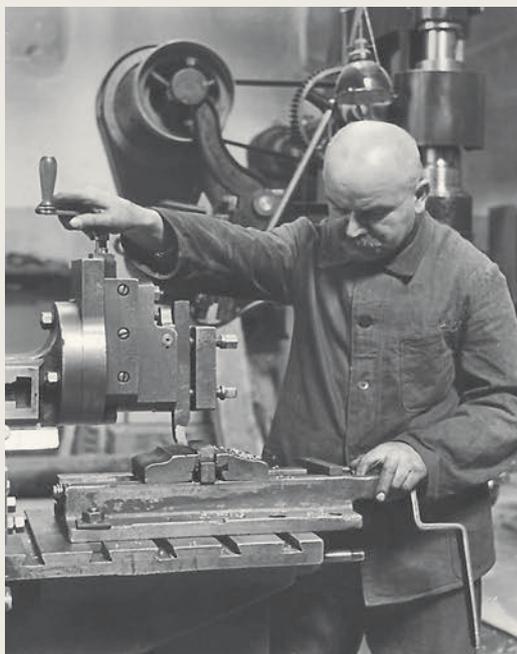
95

erscheinenden Magazin, „Der Spohn-Zement“, für dessen Inhalt Betriebsleiter Paul Hemscheidt verantwortlich zeichnete, gab die Werkschar unbekümmert und siegessicher ihre Parolen ab:

„Die Werkschar fördert alles, was der Betriebsgemeinschaft dient und bekämpft alles, was der Betriebsgemeinschaft schadet. Sie ist die beste Hilfe des Betriebszellenobmanns und das Bindeglied von der Gefolgschaft zu dem Betriebsführer ... Ihre hauptsächliche Aufgabe ist immer die weltanschauliche Durchdringung des Betriebes. ... Ein Weg zur Durchdringung des Betriebes mit dem nationalsozialistischen Gedankengut ist die kulturelle Arbeit, die Ausgestaltung unserer Feiern. ... In unseren Kampfliedern muß der Marschtritt der Kolonnen des Dritten Reiches zu hören sein.“²⁸⁴

Ab dem Jahre 1936 lieferte das Werk Blaubeuren als einer der Ersten Deckenzemente für den Reichsautobahnbau und erreichte bei der Lieferung von Hochwertzementen einen Spitzenplatz. Während beispielsweise der Anteil der Deckenzementlieferungen aller Werke der Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG im 1. Halbjahr 1936 bei 8,6 % ihres Gesamtkontingentversandes lag, betrug deren Versandanteil in Blaubeuren 35 %. Der Autobahnbau war im wesentlichen für die stark gestiegenen Gewinne des Werks Blaubeuren verantwortlich, behinderte aber auch verschiedene Geschäftsfelder des Unternehmens.²⁸⁵

**REICHSBERUFS-
WETTKAMPF** in der
Schlosserei im Werk
Blaubeuren, 1937.



**AUSSTELLUNGSSTAND DES ZEMENT-
WERKS BURGLANGENFELD** auf einer
Gewerbeausstellung, ca. 1935.



Kriegswirtschaft und Interessensgemeinschaften

96



SACKVERLADUNG IN
BAHNWAGGON, 1935.

Die zahlreichen Übernahmen und Fusionen hatten dem Unternehmen den langen Namen Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG gebracht. Im Jahr 1938 entschied man sich, für die Neufirmierung „Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft AG“.

Seit Jahren war es ein Ziel des Heidelberger Konzerns, die Portland-Cementfabrik Blaubeuren enger an sich zu binden, was nicht zuletzt an der guten Qualität des Zements lag. Schon seit 1918 verfügte man über ein Drittel des Aktienkapitals, bis 1938 wurde es schließlich auf 42,82 % aufgestockt.

Beim Zementverkauf über den Süddeutschen Cementverband hatte es von Seiten Spohns Klagen über Nachteile für dessen Kundenbeziehungen gegeben. Über Jahrzehnte hinweg hatte das Werk Blaubeuren im bayerischen Schwaben und in Oberbayern einen starken

Kundenstamm aufgebaut. Vor allem der Heidelberger Konzern drängte die Süddeutschen Zementverkaufsstellen, den Versand möglichst werksnah zu organisieren und seine in Unterlieferung befindlichen Werke Marienstein, Burglengenfeld und Kiefersfelden mit Aufträgen zu versorgen. Das Spohnsche Werk war dagegen seit 1927, bis auf das Jahr 1931, jeweils zum Jahresende beim Süddeutschen Cementverband in Überlieferung gekommen. Vergeblich hatte der Vorstand des Werks beim Süddeutschen Cementverband eine Erhöhung der Versandkontingente gefordert. Klagen von Kunden, dass über die Münchner Verkaufsstelle kein Spohn-Zement zu erhalten wäre und man schon für eine Lieferung einen „besonderen Herrgott“ brauche, hatten schon im Sommer 1932 den heftigen Protest des Vorstands der Blaubeurer Zementfabrik hervorgerufen.

DR. FRIEDRICH KIRCHHOFF (*12.07.1859 Iserlohn i.W.
† 16.10.1953), Aufsichtsratsvorsitzender 1933-1942,
danach Ehrenvorsitzender, ca. 1920.



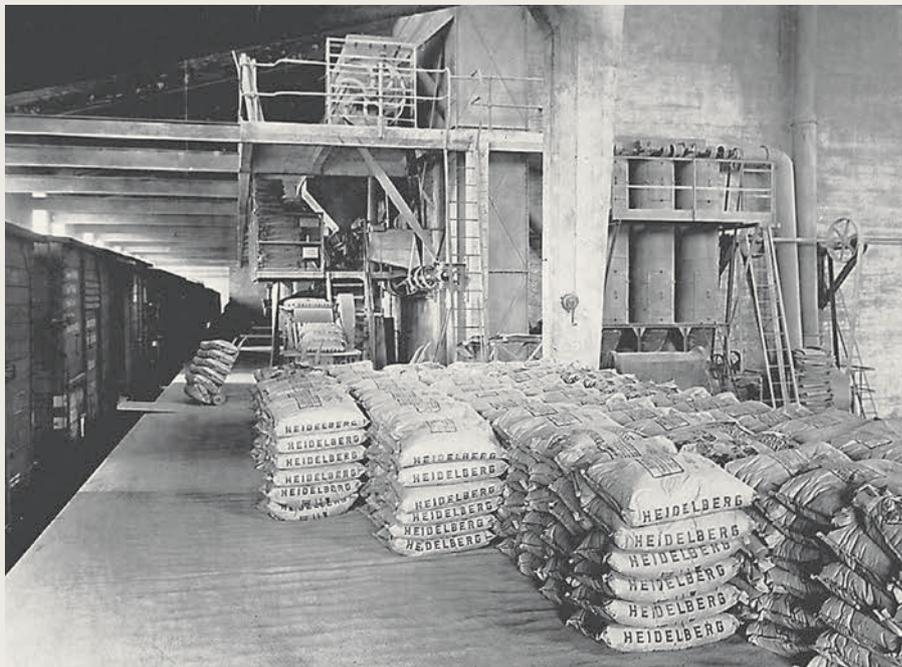
Kurioserweise lag die Ursache des Streits in der guten Qualität des Spohn-Zements. Da bereits die näherliegende Stuttgarter Verkaufsstelle ständig eine dem Spohn-Kontingent entsprechende Menge nachgefragt hatte, war im Münchner Raum Spohn-Zement zur Mangelware geworden. Aus diesem Grund duldeten der Süddeutsche Cementverband auch die ständigen Überlieferungen durch Spohn, versuchte aber andererseits, den Kunden möglichst Ersatzmarken anzubieten.²⁸⁶

Nachdem sich die Heidelberger beim Süddeutschen Cementverband für ein zusätzliches Kontingent von 1.200 Wagen im Jahr 1936 und in den Folgejahren eingesetzt hatten, war Spohn zu Gesprächen bereit. Die im Oktober 1938 begonnenen Verhandlungen hatte der Heidelberger Konzern zunächst mit der Absicht einer Vollfusion geführt, der sich die Familie Spohn aber widersetzte.²⁸⁷ Nach zweimonatigen Verhandlungen schloss Spohn

mit den Portland-Zementwerken einen Interessensgemeinschaftsvertrag ab, wodurch Heidelberg die volle Weisungsbefugnis über die geschäftliche Tätigkeit zufiel. Im Gegenzug erhielt die Familie Spohn zwei Aufsichtsratssitze für Richard Spohn, Neckarsulm und Dr. Georg Spohn, Blaubeuren. Die Interessengemeinschaft wurde von einem Direktorium, bestehend aus Dr. Friedrich Kirchhoff, Otto Heuer, Richard Spohn und Dr. Georg Spohn, geleitet.²⁸⁸

Neben dem Autobahnbau hielten die gewaltigen Rüstungsmaßnahmen und Kriegsvorbereitungen der Nationalsozialisten mit etwa 60 Mrd. RM die Baukonjunktur auf Hochtouren. Allein der Bedarf für den Westwall und die Wehrmacht belief sich 1938 auf 8,4 Mio. t, daneben fiel der Bedarf für die Reichsautobahnen mit 1,8 Mio. t bescheiden aus. Die deutsche Zementindustrie war somit frühzeitig in die Vorbereitungen für den Krieg hineingezogen worden.

**SACKVERLADUNG
IM ZEMENTWERK**
Nürtingen, 1935.





**ARBEITSDIENST
IN MANNHEIM,**
im Hintergrund
einer der ersten
Vögele-Fahrmischer,
ca. 1935.

Anders als im Ersten Weltkrieg wurde sie daher „rechtzeitig“ als „kriegswichtig“ eingestuft. Per ministerieller Weisung vom 30. August 1939 blieben sämtliche Zementwerke nach dem Kriegsausbruch im September 1939 in voller Produktion, um den Bedarf an Luftschutzbunkern, Rollfeldern, Kasernen usw. decken zu können. Zur besseren Überwachung der Rüstungsaufgaben und Produktionsziele wurde auf Anordnung des Reichswirtschaftsministeriums vom 12. Oktober 1940 der „Deutsche Zementverband“ mit Zwangsmitgliedschaft für alle deutschen Werke gegründet.²⁸⁹

Bis Anfang des Jahres 1940 hatten die meisten Werke nur geringe Einschränkungen der Produktion, obwohl bereits ein durch die Kriegsverhältnisse bedingter Abfall der Leistungsfähigkeit zu verzeichnen war. Die Bewirtschaftung der notwendigen Roh- und Hilfsstoffe, insbesondere von Kohle und Strom, und die Verknappung des Betriebs- und Reparaturmaterials ließen in den folgenden Jahren die Zementerzeugung weiter absinken.²⁹⁰

Durch Einberufungen fehlten aber bald Arbeitskräfte in allen Betriebsabteilungen. Ein Beispiel aus Burglengenfeld steht stellvertretend für die Situation in den meisten Konzernwerken. Über die durch das Arbeitsamt zugewiesenen

Arbeitskräfte schreibt der Werksleiter im April 1940 folgendes:

„Seit Anfang April haben wir 20 serbische Kriegsgefangene zugewiesen bekommen, für die wir im Werk ein gutes Lager mit Küche eingerichtet haben. Diese Zuweisung war dringend notwendig, da wiederum 15 Gefolgschaftsmitglieder zum Wehrdienst eingezogen wurden. Es sieht fast so aus, als ob wir diese 20 Serben wieder abgeben müssten, da laut einer Verfügung von Reichsmarschall Hermann Göring staatliche Balkan-Gefangene der Landwirtschaft zugewiesen werden sollen. Dies würde für uns eine Katastrophe bedeuten, da wir mit den geringen Arbeitskräften und dem hohen Krankenstand unserer Belegschaft unmöglich die uns gestellten Aufgaben erfüllen können.“²⁹¹

Einen Monat später wurden die Serben abgezogen und als Ersatz sechs Belgier dem Werk zugewiesen. Auch in der Folge bleibt die Beschaffung ausländischer Arbeitskräfte für das Werk ein Problem:

„Da uns trotz aller Bemühungen keine weiteren Kriegsgefangenen angewiesen werden konnten, haben wir beim Arbeitsamt Regensburg 20 ausländische Arbeitskräfte beantragt und unser Gefangenenlager für die Unterbringung entsprechend hergerichtet. Obgleich die ausländischen

HERSTELLUNG VON BETONDECKENBALKEN

im Betonwerk Leimen.
Frauen waren im Betonwerk immer wieder beschäftigt, ca. 1946.



*Arbeitskräfte uns viel teurer zu stehen kommen, sind wir doch gezwungen, uns irgendwelche Arbeitskräfte zu sichern. Bisher haben wir aber leider noch keine Zuweisung bekommen und wir sind auch hier, wie bei den Kriegsgefangenen, sehr skeptisch.*²⁹²

Mit zunehmender Dauer des Kriegs bereitete die hohe Zahl der Einberufungen immer größere Probleme. Obwohl zahlreiche Personen Unabkömmlichkeitsstellungen inne hatten, reichten die Arbeitskräfte bald nicht mehr aus, um das Produktionssoll zu erfüllen. Zunehmend kamen neben Kriegsgefangenen, Zivilarbeiter- und Zivilarbeiterinnen aus den besetzten Gebieten Osteuropas zum Einsatz. Die zivilen Arbeitskräfte kamen auf Anforderung über die Arbeitsämter, wobei die Anwerbemethoden in den besetzten Ostgebieten sich immer stärker radikalisierten, je länger der Krieg dauerte. In einer frühen Phase war die Anwerbung mit regulären Arbeitsverträgen noch auf freiwilliger Basis erfolgt, wobei die Betroffenen meist aber

aufgrund großer materieller Not einwilligten. Später erhielten die Arbeitsaufenthalte aber mehr und mehr den Charakter von Zwangsarbeit, da die Arbeitsverhältnisse nicht aufgelöst werden konnten.²⁹³

Im Juni 1942 zählte das Werk Blaubeuren neben 148 deutschen Arbeitern und Lehrlingen 28 Kriegsgefangene, hauptsächlich Franzosen. Trotz des Einsatzes von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern sanken auch dort die Produktionszahlen. Zum Ausgleich für den Absatzeinbruch beim Zement verstärkte man die Düngerkalkproduktion auf 52.000 t. Der vorübergehende Einbruch des Zementabsatzes und die sich verschärfenden Versorgungsprobleme führten im gleichen Jahr zur Schließung des modernen Schelklinger Werks.²⁹⁴

Das Werk Leimen war wie alle Zementwerke als kriegswichtiges Unternehmen von Einberufungen bis zum Frühsommer 1940 weitgehend verschont geblieben. Zugleich versuchte man, durch verstärkten Einsatz von Frauen den sich allmählich bemerkbar machenden Arbeitskräftemangel auszugleichen, was aber ideologischen Schwierigkeiten begegnete. Dennoch arbeiteten bis Oktober 1944 24 deutsche Frauen im Zementwerk. Bis März 1944 waren durchschnittlich 50 Kriegsgefangene, Zivilarbeiter und Zivilarbeiterinnen beschäftigt, insbesondere Italiener, Niederländer und Franzosen. Durch stark gestiegene Rüstungsaufträge, vor allem im Betonwerk, kamen im März 1944 allein 25 Ostarbeiterinnen hinzu. Insgesamt waren in den Jahren 1942 bis 1945 dort insgesamt 48 Ostarbeiterinnen beschäftigt. Die durchschnittliche Gesamtzahl der ausländischen Arbeitskräfte stieg zum Kriegsende kurzzeitig auf über 150 Personen.²⁹⁵

Ganze Verbotskataloge regelten den Umgang mit Kriegsgefangenen und Ausländern und stellten Übertretungen unter strenge Strafen.

**METALLSPENDE AUS
POKALEN DES LEIMENER
ARBEITERVEREINS** zum
Geburtstag des Führers.
Allerdings waren die
Pokale nur zu propagan-
distischen Zwecken
zusammengestellt
worden, da sie größt-
teils noch vorhanden
sind, ca. 1940.



Die Lebensbedingungen der einzelnen Ausländergruppen waren durch eine bis in Kleinigkeiten reglementierte Hierarchie gekennzeichnet. Arbeiter aus den besetzten Westgebieten und den verbündeten Ländern mussten zwar ebenfalls überwiegend in Lagern leben, erhielten aber etwa die gleichen Löhne und Lebensmittelrationen wie deutsche Arbeiter. Die Arbeitszeit betrug auch für die deutschen Arbeitskräfte täglich zehn Stunden bei sechs Arbeitstagen.²⁹⁶ Der Einsatz russischer Kriegsgefangener und Ostarbeiter rief in der Industrie verschiedene Schwierigkeiten hervor. Die Lebensmittelrationen für diese Personengruppen waren so gering, dass die Arbeitsleistung sehr mäßig war. Oft kamen die russischen Kriegsgefangenen in einem so schlechten

gesundheitlichen Zustand in den Werken an, dass sie gleich weiter geschickt wurden.

Die Führung des Unternehmens war überwiegend damit beschäftigt, die Vorgaben aus den Rüstungsplänen zu erfüllen. Als Otto Heuer 1941 in den Ruhestand ging, übernahm Dr. Josef Kellerwessel im November den Vorstandsvorsitz. Die 1937 zu stellvertretenden Vorstandsmitgliedern berufenen Herren, Dr. Fritz Gramesbacher (bis Ende 1942) und Dipl.-Ing. Erich Schmidt, wurden zu ordentlichen Mitgliedern. 1939 kam Emil Scheck als weiterer Stellvertreter hinzu (ab 1941 bis 1945 Vorstand). Als Dipl.-Ing. Erich Schmidt 1940 im Krieg fiel, wurde Dr. Werner Koch aus Heidelberg zu seinem Nachfolger als Stellvertreter bestellt (ab 1941 bis 1945 Vorstand).²⁹⁷



FRANZÖSISCHE KRIEGSGEFANGENE im Zementwerk Nürtingen, 1944.

Im Juni 1943 ging Dr. Friedrich Kirchhoff in den Ruhestand und wurde zum Ehrenvorsitzenden des Aufsichtsrats ernannt. An seine Stelle tritt Dr. Hans-Lothar Frhr. V. Gemmingen-Hornberg aus Saarbrücken.

Im letzten noch im Krieg verfassten Geschäftsbericht für das Jahr 1943 ist noch viel von Pflichterfüllung die Rede:

„Durch den unermüdlichen Einsatz unserer gesamten Arbeitsgemeinschaft ist es uns im Berichtsjahr gelungen, den erhöhten kriegsbedingten Anforderungen vollauf gerecht zu werden und auch ein vertragsmäßig befriedigendes Ergebnis zu erzielen. Betriebsführer und Gefolgschaft gebührt besonderer Dank und Anerkennung für die unter erschwerten Verhältnissen geleistete Arbeit. Alle haben sich, gleich ihren an der Front stehenden Kameraden vorbildlich für den Dienst am Vaterland eingesetzt.“

Im gleichen Bericht wurde auch noch Wert auf die erhaltenen Ehrungen der Partei gelegt:

„Auch im Jahre 1943 tragen unsere Werke Weisenau und Lengfurt als Nationalsozialistische Musterbetriebe die goldene Fahne, wobei Werk Weisenau außerdem zum Kriegs-Musterbetrieb ernannt worden ist. Ferner wurden wiederum die

*Werke Leimen, Blaubeuren, Schelklingen, Kiefersfelden, Burglengelfeld, Cannstatt und Lochhausen mit dem Gaudiplom für hervorragende Leistungen ausgezeichnet.“*²⁹⁸

Im Verlauf des Jahres 1944 ging der Krieg seinem katastrophalen Ende entgegen. Der Gesamtversand der Heidelberger Werke hatte sich von 1938 bis 1944 halbiert. Die unmittelbaren Kriegseinwirkungen, der Wegfall zahlreicher weiterer Arbeitskräfte, der Zusammenbruch des Verkehrs sowie die Beschaffung des Roh- und Ersatzmaterials führten zu immer verschärften Arbeitsbedingungen. Trotzdem erreichten Erzeugung und Versand mit 90.000 t noch nahezu die Höhe des Vorjahres. Engpässe bei den Transportkapazitäten bewirkten, dass beispielsweise die Anlieferung von Gips und Kohle zeitweilig zum Erliegen kam und so auch große Rüstungsprojekte der Organisation Todt nicht mehr erfüllt werden konnten. Um unter diesen Umständen überhaupt noch Zement produzieren zu können, musste zur Erfüllung des Produktionssolls der Anteil der Hochofenschlacke ständig erhöht werden. Doch auch diese stand nicht ausreichend zur Verfügung.²⁹⁹

Die Leistungssteigerung in den letzten beiden Kriegsjahren war nur durch den intensiven Einsatz von Kriegsgefangenen und Zwangsarbeitern möglich. Zu einem frühen Zeitpunkt hat sich die HeidelbergCement AG an der im Jahr 2000 gegründeten Stiftungsinitiative der deutschen Wirtschaft „Erinnerung, Verantwortung und Zukunft“ zur Entschädigung der Zwangsarbeiter, beteiligt. Die Recherchen dafür ergaben trotz schwieriger Quellenlage, dass von einem Personenkreis von insgesamt 1.000 Betroffenen ausgegangen werden muss, deren Aufenthaltsdauer aber nur sehr ungenau festgestellt werden kann.

Die „Stunde Null“ und der Wiederaufbau

DAS NEUE FIRMENLOGO
mit dem Löwen im
Achteck wurde ab 1952
eingesetzt.

Den Zusammenbruch im Frühjahr 1945 überstanden die meisten Werke weitgehend unbeschädigt. Sachschäden erlitten vor allem das Zementwerk Mainz-Weisenau und die Ziegelei Cannstatt sowie Gebäude in Offenbach, Stuttgart und Mannheim.³⁰⁰ Die Werke waren allerdings von Plünderungen und der Beschlagnahmung von Vorräten und Räumen betroffen. Je nachdem, in welcher Besatzungszone die Werke lagen, konnten sie jedoch nach kurzem Stillstand schnell wieder den Betrieb aufnehmen. Besonders die amerikanische Militärregierung war an der raschen Aufnahme der Baustoffproduktion interessiert. Allerdings waren die Maschinen und Gebäude in den Werken durch den Raubbau der Kriegsjahre vollkommen heruntergewirtschaftet. Einer raschen Produktionssteigerung standen einerseits Engpässe in der Kohle- und Stromversorgung entgegen, andererseits fehlte qualifiziertes Personal. Ein Großteil der früheren Beschäftigten war im Krieg gefallen oder befand sich in Kriegsgefangenschaft. Andere konnten als Folge der Entnazifizierung nicht eingesetzt werden. Nach einem Gesetz der Militärregierung wurden belastete Personen ihren Leitungsfunktionen, z. B. als Ingenieure, Meister oder Vorarbeiter, entzogen. Sie durften nur noch in einem untergeordneten Arbeitsverhältnis weiter beschäftigt werden.³⁰¹

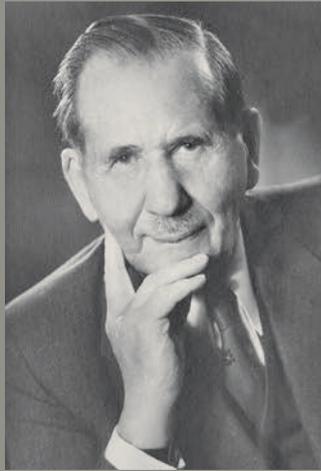
Innerhalb von wenigen Monaten wurde der gesamte Vorstand entlassen. Im Oktober 1945 übernahm der inzwischen 66-jährige



Dr. Ehrhart Schott zusammen mit zwei weiteren Treuhändern die Leitung des Unternehmens. Im März 1946 wurden diese drei Treuhänder durch einen ersetzt und Dr. Schott durch den inzwischen wieder in Funktion getretenen Aufsichtsrat zum Vorstandsmitglied bestellt. Bis 1949 trug er die alleinige Verantwortung für den Wiederaufbau des Unternehmens und die Wiederaufnahme der Produktion.³⁰²

Im Jahr 1950 wurde Prof. Dr. Kurt Schmaltz (*14.07.1900 Saargemünd, Lothringen, †16.02.1995 Heidelberg) in den Vorstand bestellt, wo er über 20 Jahre als Sprecher vor allem betriebswirtschaftliche Akzente setzt.³⁰³ Eine der größten Schwierigkeiten war die Neubesetzung der Werksleiterposten, um die Produktion rasch wieder voranzubringen.³⁰⁴

Die zerstörten Nachrichten- und Verkehrsverbindungen führten bei den weit verstreuten Betriebsstätten ebenfalls zu großen Problemen. Die Zeit zwischen Kriegsende und Währungsreform 1948 war von Zwangsbewirtschaftungsmaßnahmen bestimmt. Nach Überzeugung der Siegermächte hatte die Großindustrie maßgeblich zum Aufbau des „Dritten Reichs“ beigetragen. Deshalb sollten Eingriffe in die Wirtschaftsstrukturen erfolgen, „um die gegenwärtige übermäßige Konzentration der Wirtschaftsmacht ... zu vernichten.“ Die bereits auf der Potsdamer Konferenz beschlossene Dekartellisierung der deutschen Wirtschaft durch die Siegermächte führte im Bereich der Zementindustrie zur Auflösung der Verkaufsverbände.³⁰⁵



DR. EHRHART SCHOTT
(*31.07.1879 Heidelberg
†19.04.1968), Werksleiter in
Leimen, 1911-1933, Vorstand
1916-1933, 1946-1954, ca. 1949.



RICHARD SPOHN,
(*22.08.1880 Ravensburg
†20.09.1959 Neckarsulm)
Aufsichtsrat 1939-1958,
Aufsichtsratsvorsitzender
1946-1958, 1950.



PROF. DR. KURT SCHMALTZ,
(*14.07.1900 †16.02.1995
Heidelberg)
Sprecher des Vorstands
1950-1970, Mai 1954.

Dies hatte zur Folge, dass die gesamte Versandorganisation neu aufgebaut werden musste. Die Einschränkungen durch die Zonengrenzen, die Kontingentierung und die begrenzten Produktionsmöglichkeiten der Werke führten dazu, dass die Kunden direkt im Werk kauften. Dadurch entstand eine dezentrale Verkaufsorganisation. Aufgrund des Mangels an Eisenbahnwaggons verlagerten sich außerdem die Transporte zunehmend auf LKWs.³⁰⁶

Eine andere strukturelle Verschiebung im Absatz wurde durch die Verkehrsgesetzgebung ausgelöst. Zum Schutz des Schienen- und Schifffahrtsverkehrs war 1952 zeitweilig eine Sondersteuer auf LKW-Transporte erhoben worden.³⁰⁷ Einigen Kunden, die Zement mit dem eigenen LKW abholen wollten und deren Wohnsitz mehr als 50 km Luftlinie vom Werk entfernt lag, wurde die sogenannte Werkfernverkehrssteuer aufgebürdet. Um diese Kunden nicht zu verlieren, mussten die Zementwerke Kundenauslieferungslager einrichten. Das Verkaufsnetz wurde dadurch wesentlich erweitert und machte neue organisatorische Maßnahmen, wie die Einrichtung von eigenen und fremden Lagern sowie von Umschlagsanlagen für losen Zement, notwendig.³⁰⁸

Mit der Gründung der Bundesrepublik Deutschland 1949 stand dem wirtschaftlichen Wiederaufstieg nichts mehr im Wege. Im Jahr 1950 begann ein beispielloser Boom für die deutsche Zementindustrie. Ursache war die hohe Bautätigkeit, die zwischen 1950 und

1965 um 600 % stieg. Der bundesdeutsche Zementabsatz vervierfachte sich im selben Zeitraum.³⁰⁹

Der verstärkte Einsatz von Beton als Baumaterial ließ einen Markt für verschiedene Spezialzemente und -mörtel entstehen. Insbesondere die zunehmende Verwendung von sulfathaltigen Waschmitteln ließ einen Markt für Spezialzemente entstehen, die im Abwasserbereich eingesetzt werden konnten. Ebenso verlangte der Markt autoklavbeständige Zemente, die für die Dampferhärtung von Betonfertigteilen verstärkt nachgefragt wurden. In Zusammenarbeit mit dem Hauptlabor in Leimen, entwickelten die Werke Blaubeuren und Nürtingen u.a. den Höchstwertzement PZ 475 (1956), PM-Binder (1958), DurAtherm HOZ 275 (1962) und Antisulfat PZ 375 (1963).³¹⁰

Auch die Ansprüche an Standardzemente stiegen. Raumbeständigkeit, Druckfestigkeit, aber auch Eigenschaften wie Farbe, Frühfestigkeit, Nacherhärtung sowie Hydratationswärme wurden für das industrielle Bauen immer wichtiger. Diese Eigenschaften werden zwar zum großen Teil schon durch die Anteile der Grundkomponenten Kieselsäure, Tonerde und Eisenoxyd in den natürlichen Rohstoffen bestimmt, können aber auch durch Zusatzstoffe ergänzt werden. Die Zementherstellung war somit zu einem komplizierten chemischen Prozess geworden.

Die neuen Anforderungen an Leistungsfähigkeit und Qualität sowie die Reduzierung der Staubemissionen machten eine neue



STUTTIGARTER RATHAUS nach dem Entwurf von Hans Paul Schmohl und Paul Stohrer. Mit Beton aus dem Zementwerk Nürtingen, eingeweiht am 4. Mai 1956.



ZEMENTUMSCHLAGSANLAGE in Andernach, 1961.

Ofentechnik erforderlich. Dr. Otto Lellep und die Maschinenfabrik G. Polysius AG in Dessau hatten ab 1926 den nach seinen Erfindern genannten Lepolofen entwickelt, der 1929 erstmals in Deutschland eingesetzt wurde. Lellep hatte wesentliche Vorversuche dazu an den Leimener Versuchsanlagen durchgeführt. Das Grundprinzip des Lepolofens beruht auf der Nutzung der Ofenabwärme für das Vorheizen des Rohmehls. Auf einem Wanderrost wird das zu Pellets granuliert Rohmehl von den heißen Ofenabgasen durchströmt, wodurch eine Energieersparnis von bis zu 50 % erreicht werden konnte.³¹¹

Das Schachtofenwerk Blaubeuren erhielt 1955 den ersten leistungsfähigen Lepolofen (LO I). Im folgenden Jahr gingen die Werke Blaubeuren und Schelklingen eine „Zement-Verkaufsunion“ ein. Zu diesem Zeitpunkt hatten sich bereits die Absatzgebiete im Alb-Donauraum konsolidiert und entsprachen wieder dem Vorkriegsstand. Die Zusammenarbeit zwischen dem Werk Blaubeuren und dem Heidelberger Konzern, die 1904 mit einer Aktie begonnen hatte und seit 1938 durch einen Organvertrag geregelt war, führte am 22. Juni 1966 schließlich zur Eingliederung in den Konzern. Für das Werk Blaubeuren ermöglichte diese Eingliederung in den finanzstarken Heidelberger Konzern den Bau eines zweiten Lepolofens, der angesichts anhaltender Hochkonjunktur dringend gebraucht wurde. Noch im gleichen Jahr konnte der zweite Lepolofen (LO II) mit einer Leistung von 1.350 t

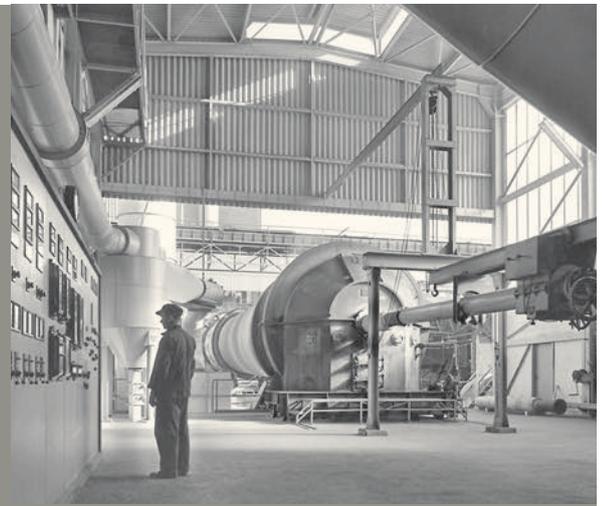
Klinker pro Tag in Betrieb genommen werden, worauf die alten Schachtofen stillgelegt wurden.

Die geografische Positionierung der zehn Zementwerke, Mahlwerke, Ziegeleien sowie Kalk- und Gipswerke im süddeutschen Raum war besonders vorteilhaft für die Absatzgestaltung und -abstimmung beim Aufbau einer Verkaufsorganisation. Die hohe Baustoffnachfrage führte ab Mitte der 1950er-Jahre zu Rationalisierungen und einschneidenden Veränderungen in der Verwendung, dem Transport und der Lagerung von Zement. Wurde Zement bisher fast ausschließlich in Säcken mit der Bahn transportiert, erfolgte ab 1953 eine immer stärkere Umstellung auf losen Zement, der mittels Spezialfahrzeugen, den sogenannten Silo-Wagen, auf die Baustellen und in die Betonwerke transportiert und dort in Zementsilos umgefüllt wurde. Anfang der 1960er-Jahre machte der Anteil des Transports von losem Zement bereits rund 50 % des Gesamtzementabsatzes aus, was eine Erweiterung der Versandinrichtungen notwendig machte. Zahlreiche Maßnahmen und Investitionen, von den Lade- und Wiegeeinrichtungen in den Werken bis zu den Zementsilos und Waagen auf den Baustellen, waren dadurch erforderlich. Die Loseverladung änderte auch die Arbeit in der Packerei nachhaltig.³¹²

Am 1. Mai 1957 wurde in allen Konzernwerken eine neue Schichteinteilung mit einer Obergrenze von 49 Wochenstunden



SILO-LKWS im Zementwerk Weisenau, ca. 1953.



LEPOLOFEN II mit Leitstand, 1961.



INBETRIEBNAHME DES NEUEN LEPOLOFENS „DR. GEORG SPOHN“ in Blaubeuren. Links Aufsichtsratsvorsitzender Richard Spohn, hinten Vorstand Dr. Eberhard Spohn und Werksleiter Georg Spohn, 1955.

eingeführt.³¹³ Zu diesem Zeitpunkt war im Ausland, unter anderem in der Schweiz, bereits die 40-Stundenwoche eingeführt worden, was einen Produktivitätsvorsprung bedeutete. Dieser entstand dadurch, dass im Dreischichtbetrieb ohne zeitliche Überlappung bei kürzerer Wochenarbeitszeit die gleiche Arbeit geleistet wurde. Andererseits gab es gegen die Verringerung der Wochenarbeitszeit auch generell Widerstände in der Arbeiterschaft, da diese mit Einkommenseinbußen verbunden war.³¹⁴

Nach Schließung der gemeinsamen Verkaufsstellen nach dem Zweiten Weltkrieg und dem bereits erwähnten Übergang zu dezentralen Verkaufsstellen, wurden Anfang 1950 für die Kundenbetreuung Verkaufsbüros in München und Stuttgart eingerichtet. Diese kümmerten sich um Aufträge des Baustoffhandels, der Bauwirtschaft sowie der Behörden und unterhielten enge Verbindungen zu allen Verbrauchergruppen. Ebenso waren sie für die technische Beratung der Kunden

zuständig. Ein Bericht über das Stuttgarter Büro, das am Friedrichsplatz inmitten noch un bebauter ehemaliger Trümmer-Grundstücke lag, vermittelt ein Bild des Baubooms:

„Inzwischen hat sich jedoch das Stuttgarter Hauptbahnhofviertel völlig verändert. Die Bundesgartenschau 1961 hat wesentlich zur Veränderung des Stadtteiles am Bahnhof beigetragen. Aufsehererregend sind jedoch die Baukomplexe, die rings um unser Verkaufsbüro hochgeführt werden. In das Schreibmaschinengeklapper und Telefongeklingel dröhnen die wuchtigen Schläge der Dieselrammen; das Gepolter großer Betonmischanlagen, die Geräusche von prasselndem Kies und zischendem Wasserstrahl dringen durch die Bürofenster. Für ein Zementverkaufsbüro herrscht hier vorübergehend die richtige Atmosphäre.“³¹⁵

Neue Geschäftsbereiche und Ausbau von Beteiligungen

Ansicht des 1971 übernommenen **GIPSWERKS KÜNKELE TRICHTINGEN** GmbH & Co. KG, ca. 1976.



Die starke Nachfrage nach Baumaterialien zum Aufbau der zerstörten Städte führte bei der Portland-Zementwerke Heidelberg AG zu Überlegungen, eine eigene Gips- und Putzsparte aufzubauen. Eine gute Gelegenheit dazu bot sich in Neckarzimmern, wo die BASF 1946 eine Gipsgrube und ein Magazingebäude veräußerte. Wie auf S. 47 bereits berichtet, bauten die Portland-Zementwerke in der Gipsgrube Obrigheim auf der gegenüberliegenden Neckarseite bereits seit 1905 Gips ab. 1948 ging dann das Gipswerk Neckarzimmern in Betrieb. 1953 folgte der Kauf eines weiteren Gipswerks in Sulzheim. Neben dem bisherigen Produktionsprogramm von Formen- und Stuckgips wurde in den folgenden Jahren auch die Herstellung von Mischgipsen, wie Haftputz und Fertigputz, und von Gipszwischenwandplatten aufgenommen. Erst 2007 hat sich der Heidelberger Konzern vollständig von der Gips- und Trockenmörtelproduktion getrennt.³¹⁶

Mitte der 1950er-Jahre rückte auch die noch junge Transportbetonbranche zunehmend in das Interesse der Zementhersteller.

Zwar waren schon Anfang des Jahrhunderts die Weichen dafür gestellt worden, doch erst die Industrialisierung des Bauens nach dem Zweiten Weltkrieg brachte hier den Durchbruch. So beteiligten sich die Portland-Zementwerke Heidelberg AG 1959 an mehreren mittelständischen Transportbetonunternehmen. Im Zuge der Privatisierung im Personen- und Güterverkehr bot sich im Jahr darauf der Erwerb einer Zwei-Drittel-Beteiligung an dem Transport- und Speditionsunternehmen Kraftverkehr Bayern (KVB), München, an. Die 1919 gegründete KVB gehörte zu diesem Zeitpunkt zu den führenden Unternehmen der Branche.³¹⁷

Die letzten Übernahmen von Zementwerken lagen inzwischen vierzig Jahre zurück und wie berichtet, mussten in den 1920er-Jahren auch noch einige Werke stillgelegt werden. Aufgrund der guten Baukonjunktur entschloss sich die Unternehmensleitung, die Produktionskapazitäten auszubauen. Von der Nordbau-GmbH wurden 1958 die Zement-, Kalk- und Thuramentwerke Sulzbach-Rosenberg übernommen und als Zementmahlwerk weiterge-



SILOZÜGE DER SPEDITION KVB
der Südkraft-Transportgesellschaft, ca. 1980.

107



UNVORSTELLBARE ENGE herrschte im **GROSSRAUMBÜRO IN DER RIEDSTRASSE 4**. Das Gebäude wurde am 8. April 1933 von der Volksfürsorge, Gewerkschaftlich-Genossenschaftliche Versicherungsgesellschaft in Hamburg erworben und bis Mitte 1962 als Hauptverwaltung der Portland-Zementwerke Heidelberg genutzt, 1960.

führt. 1960 übernahmen die Portland Zementwerke Heidelberg von Anton und Bernhard Bucker-Flürenbrock ein Zementmahlwerk in Karlsruhe und beteiligten sich in Höhe von 63,5% an der Portland-Zementwerke Obergimpeln GmbH. Zu letzterer gehörte auch ein Kalksandsteinwerk in Durmersheim bei Karlsruhe. Ende des gleichen Jahres erwarb Heidelberg auch noch ein Klinkerwerk in Haßmersheim am Neckar, zusammen mit einem Zementmahlwerk in Kehl von der gleichen Familie.³¹⁸

Zwischen 1955 und 1960 kam es in der gesamten deutschen Zementindustrie zu einem starken Rationalisierungsschub. Der Grund lag in explodierenden Kohlepreisen aufgrund der hohen Nachfrage. Den stark gestiegenen Löhnen begegnete man mit Automatisierung und Rationalisierung. So wurden in den Zementwerken Kiefersfelden, Lengfurt und Leimen leistungsstarke Lepolöfen errichtet, die erstmals über 1.000 t Klinker pro Tag herstellen konnten. Die Zeit der „weißen Dächer“ gehörte durch den Bau moderner Elektrofilteranlagen allmählich der Vergangenheit an. In den Jahren 1961 bis

1971 investierte das Unternehmen 76 Mio. DM in Staubfilteranlagen zur Reinigung der Abluft. Der Zementversand erreichte 1960 4,3 Mio. t und der Konzern zählte 4.840 Mitarbeiter.³¹⁹

Die Verwaltung des Unternehmens war seit dem Brand im Heidelberger Zementwerk im Jahr 1895 in verschiedenen angemieteten, aber auch eigenen Bürogebäuden in Heidelberg untergebracht. Der größte Teil der Verwaltung befand sich in der Riedstraße 4, heute Hans-Böckler-Straße. Im Jahr 1963 konnte schließlich das neue Verwaltungsgebäude in der Berliner Straße 6 bezogen werden. Zuvor waren auf dem Gelände mehrere römische Töpfereien und Teile eines Gräberfeldes ausgegraben worden. Unmittelbar angrenzend stieß man auch auf die Reste eines römischen Steinkastells. In den Steinbrüchen in Rohrbach und in Leimen fand man die römischen Kalköfen, die einst den Mörtel für den Bau des Steinkastells lieferten. Damit war für den neuen Standort der Hauptverwaltung eine fast zweitausendjährige Geschichte der Baustofffabrikation in Heidelberg belegt.³²⁰



1963 unternahm das Unternehmen schließlich den ersten Schritt ins Ausland mit einer fünfzigprozentigen Beteiligung an dem französischen Zementwerk Xeuilley bei Nancy, die 1968 gegen Anteile am französischen Unternehmen Ciments Vicat getauscht wurde. Diese Beteiligung, die bis 1981 auf 35 % erhöht wurde, geschah zunächst in der Absicht, die Zementlieferung aus Frankreich auf deutsches Gebiet besser kontrollieren zu können. Sie entwickelte sich in fast 40 Jahre zu einer bedeutenden Auslandsinvestition. Erst 2007 im Rahmen der Finanzierung des Hanson-Kaufs wurden die Anteile an Vicat verkauft. Eine weitere dauerhafte Beteiligung ging man 1968 mit dem Südbayerischen Portland-Zementwerk, Gebr. Wiesböck & Co. GmbH, in Rohrdorf ein.³²¹

Der auch zwei Jahrzehnte nach dem Zweiten Weltkrieg anhaltende Bauboom hatte insbesondere im Betonbau bis dahin ungeahnte Entwicklungen erreicht. Vor allem der zunehmende Einsatz von Transportbeton ließ die Nachfrage nach Betonzusatzmitteln deutlich steigen. In Leimen begann deshalb 1970 die Produktion von Betonzusatzmitteln, die unter dem Markennamen Addiment vertrieben wurden. Im Vorstand vollzog sich unterdessen ein Generationswechsel. An Stelle von Prof. Dr. Kurt Schmaltz rückte Dipl.-Kaufmann Peter Schuhmacher 1971 zum Sprecher des Vorstands auf, ab 1977 war er Vorsitzender des Vorstands.³²²



SICHTBETONBAU MIT SPIELPLÄTZEN aus Beton, ca. 1965.



Von der Hochkonjunktur in die tiefe Depression

BETONKLETTERFELSEN im
Olympiapark in München,
Oktober 1972.



109

Bis Anfang der 1970er-Jahre hatte es trotz konjunktureller Schwankungen in der Absatzentwicklung der Zementindustrie ein beständiges Wachstum gegeben. Der absolute Höhepunkt wurde 1972, im Jahr der Olympischen Sommerspiele in München, erreicht. Als die Organisation erdölexportierender Länder (OPEC) Mitte Oktober 1973 nach dem israelisch-arabischen Jom-Kippur-Krieg die Ölproduktion um 5 % drosselten und sich der Preis eines Barrel Rohöls dadurch innerhalb kürzester Zeit verdoppelte, war der langanhaltende Boom zu Ende. Die schlagartige Erkenntnis der Abhängigkeit vom Öl und von den ölexportierenden Staaten löste in den Industriestaaten eine Rezession aus. Die Heftigkeit des Niedergangs resultierte auch aus psychologisch bedingten Ängsten, die nicht zuletzt durch eine breite, zeitgleiche gesellschaftliche Diskussion um die Grenzen des Wachstums angeheizt wurden.³²³

Die Bundesrepublik Deutschland wurde von der Erdölkrise hart getroffen, da sie ihren Energiebedarf zu 55 % aus importiertem Erdöl deckte, drei Viertel davon aus arabischen Ländern. Der Bundestag reagierte am 9. November 1973 mit dem Energiesicherungsgesetz, das umfassende Sparprogramme und die intensive Suche nach alternativen Energiequellen beinhaltete. Im November und Dezember galt sogar an vier Sonntagen Fahrverbot. Darüber hinaus wurden die Höchstgeschwindigkeit auf Autobahnen und Landstraßen gesenkt und die Abgabemengen für Treibstoff begrenzt.

Während die Prognosen 1972 noch von einem jährlichen Wachstum von 3,5 % bis 5,5 % bei den realen Bauinvestitionen ausgingen,

beschrieb der Vorstand im Geschäftsbericht für das gleiche Jahr schon eine schwere Krise: „Die bis zum Jahre 1972 veröffentlichten langfristigen Orientierungsdaten für die Entwicklung des Sozialproduktes und der Bauinvestitionen haben sich als falsch erwiesen.“³²⁴

Die von der Erdölkrise ausgelöste Rezession führte zu einem einschneidenden Rückgang der Bauinvestitionen. Insbesondere in der Bau- und Automobilindustrie kam es zu Kurzarbeit, Massenentlassungen und Firmenfusionen. Die allgemeine Arbeitslosenquote stieg zwischen 1973 und 1974 von 2,2 auf 4,2 %.³²⁵

Neben dem anhaltenden Konjunkturerückgang, einem allgemeinen Preisanstieg und der Hochzinspolitik der Bundesbank bereitete der Zementindustrie besonders der extreme Ölpreisanstieg Schwierigkeiten. Während der Heizölpreis zwischen 1973 und 1976 um fast 250 % zulegte, erhöhte sich der Zementpreis im gleichen Zeitraum nur um 35 %. Bei einer so stark energieabhängigen Branche wie der Zementindustrie führte dies zu starken Ergebniseinbrüchen und offenbarte deutliche Strukturschwächen. Erschwerend kam hinzu, dass die deutsche Zementindustrie im Vertrauen auf den anhaltenden Boom ihre Kapazitäten Anfang der 1970er-Jahre durch den Bau neuer Öfen massiv erweitert hatte. Diese Kapazitäten konnten in der Folge nicht mehr ausgelastet werden und leiteten den sogenannten Strukturwandel ein, der zur Stilllegung zahlreicher Zementstandorte führte.³²⁶

In der Zementindustrie machten bis zur Ölpreiskrise die Energiekosten etwa 40 % der Herstellungskosten aus, jetzt lagen sie plötzlich

NEUER WÄRMETAUSCHEROFEN
im Zementwerk Burglengenfeld,
1974.



FAHRMISCHER an der **FULDABRÜCKE**, Mai 1967.



FAHRMISCHER IN DÜSSELDORF,
August 1977.

bei über 50 %. Während beispielsweise in den USA bei relativ niedrigen Energiepreisen aber hohem Lohnniveau die Tendenz dahin ging, Zementanlagen zu bauen, die mit einem möglichst geringen Lohnstundenaufwand zu betreiben waren, führte in Deutschland mit seinem traditionell hohen Energiepreisniveau die technologische Entwicklung schon frühzeitig zur Einführung energiesparender Brennverfahren. So benötigte z.B. der neue, 1974 fertiggestellte zweite 2.000 tato Wärmetauscherofen im Zementwerk Burglengenfeld 760 kcal/kg Klinker, während davor im Durchschnitt 900 kcal/kg Klinker erforderlich waren.³²⁷

Geschichte der Lehigh Portland Cement Company



CHARLES A. MATCHAM
AN DEN DREHÖFEN IN
EVANSVILLE,
40 km südwestlich
von Allentown,
Pennsylvania, kurz vor
der Inbetriebnahme,
1909.

Die Geschichte des Lehigh-Tals in Pennsylvania ist eng verknüpft mit der Geschichte der amerikanischen Portlandzementindustrie. Hervorragende Kalkvorkommen sowie die Nähe zu Kohlefeldern und Absatzmärkten ließen hier die erste Zementfabrik der USA im Jahr 1872 entstehen. Bis zur Jahrhundertwende beherrschten zwar noch heimische Naturzemente und Importe den größten Teil des Markts, doch mit der Entwicklung des Drehofens und der durch fallende Preise stimulierten Nachfrage bekam die einheimische Produktion von Portlandzement eine immer größere Bedeutung. Bereits 20 Jahre später bedienten Zementwerke im Lehigh-Tal ein Drittel des amerikanischen Zementmarkts, der im gleichen Zeitraum von 1,3 Mio. t auf 13,3 Mio. t anstieg. Zu diesem Zeitpunkt stellten 80 Unternehmen in 150 Werken schon 99 % des Portlandzements der USA her.³²⁸

Eines dieser Unternehmen war die Lehigh Portland Cement Company, die 1897 von sechs Geschäftsleuten aus Allentown, Pennsylvania gegründet wurde. Sie investierten 250.000 \$, um ein Zementwerk in der Nähe von Ormrod

zu bauen. Das Lehigh-Tal im östlichen Pennsylvania hatte vortreffliche Voraussetzungen für die Herstellung von Zement. Der in großen Mengen vorhandene Kalkstein wies bereits die richtige Mischung der Mineralien auf.³²⁹

Bald baute Lehigh Cement eine zweite Anlage in West Coplay sowie eine weitere Fabrik in Ormrod. Da das Unternehmen seinen Zement in den Westen bis nach Kansas City versandte, baute man 1902 ein Werk in Mitchell, Indiana. Im darauf folgenden Jahr wurde eine dritte Anlage in Ormrod errichtet und auch in Mitchell kam 1906 eine weitere, größere Anlage hinzu. Im Jahr 1907 expandierte Lehigh durch den Kauf eines Werks in Fogelsville, Pennsylvania, und 1911 überschritt man mit dem Kauf eines Werks in Mason City, Iowa, den Mississippi.

Drei Jahre später wurde auch eine erst zwei Jahre alte Zementfabrik in Metaline Falls im Bundesstaat Washington im Nordwesten der USA erworben. Im selben Jahr kaufte Lehigh drei weitere Zementwerke in New Castle, Pennsylvania. Auch in der Folgezeit wurde jedes Jahr ein weiterer Produktionsstandort hinzugekauft: 1915 ein Mahlwerk in Fordwick, Virginia, 1916 ein Zementwerk in Oglesby, Illinois, und 1917 ein Werk in Iola, Kansas.³³⁰

Bis 1920 wuchs Lehigh Cement zum größten nationalen Zementhersteller mit einer Jahresproduktion von mehr als 12 Mio. Barrel (1,9 Mio. t) Portlandzement heran.³³¹ Im Süden der USA, in Birmingham, Alabama, errichtete Lehigh 1923 ein großes Zementwerk. 1925 wurden nochmals vier Zementwerke in Alsen, New York, Union Bridge, Maryland sowie in Bath und Sandts Eddy in Pennsylvania übernommen. Diese Akquisitionen und das 1927 erworbene Werk in Buffalo, New York, erhöhte die Anzahl der Werke auf insgesamt 21 in zehn Bundesstaaten.³³²



JÄHRLICHES BANKETT der leitenden Angestellten der Lehigh Portland Cement Company im **KIRBYVILLE HOTEL BEI EVANSVILLE, Pennsylvania, 15.01.1925.**



BELASTUNGSVERSUCH an einer Betonstraße mit einem mit 6,5 t Zement beladenen LKW in **GLENS FALLS, NEW YORK, 1929.**

Lehigh Cement erzielte zu diesem Zeitpunkt einen Reingewinn von 5,9 Mio. \$ bei einem Umsatz von 30,5 Mio. \$. Dies war das höchste Ergebnis, von da an ging es zurück. 1929, im Jahr der Weltwirtschaftskrise, lag der Umsatz nur noch bei 19,3 Mio. \$ und der Jahresüberschuss war auf 2,7 Mio. \$ gesunken. Obwohl der Zementpreis in den USA 1930 einen Höchststand von 2,02 \$ pro Barrel (12,75 \$ pro t) erreichte, sank der Gewinn immer weiter. Der Grund lag im stark rückläufigen Zementverbrauch. Während 1928 noch 72 % der Produktionskapazitäten ausgelastet waren, waren es 1931 nur noch 46 %; der Zementpreis war auf 1,15 \$ pro Barrel (7,25 \$ pro t) gesunken. Als Folge davon machte die gesamte Zementindustrie Verluste.³³³

Nachdem Edward M. Young 1932 gestorben war, übernahm sein Sohn Joseph S. Young die Geschäfte in schwieriger Zeit. Es gelang ihm, bei niedrigen Umsätzen das Unternehmen wieder in die Gewinnzone zu bringen, allerdings nur auf dem Weg radikaler Gesund-schrumpfung. Joseph S. Young sagte später einem Reporter: „Nur indem wir acht Fabriken über Bord warfen, waren wir in der Lage, aus dem Sturm der Wirtschaftskrise heraus zu kommen.“ Aufgegeben wurde eine der beiden Fabriken in Mitchell, zwei Werke in Ormrod, die Werke in West Coplay und Bath und alle drei Anlagen in New Castle.

Mit den verbliebenen Zementwerken erreichte Lehigh Cement bereits im Jahr 1940 wieder eine Produktionskapazität von 22 Mio. Barrel (3,45 Mio. t) pro Jahr oder mehr als acht Prozent der gesamten US-Produktionskapazitäten. Im gleichen Jahr erzielte das Unternehmen

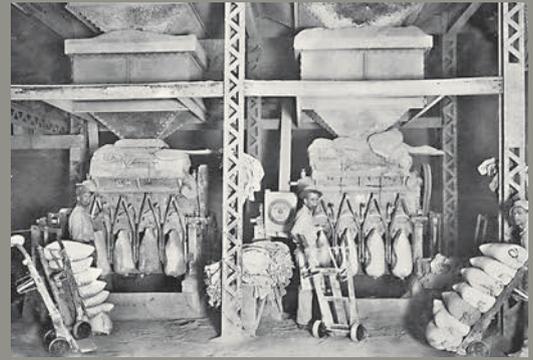
einen Reingewinn von 2 Mio. \$ bei einem Umsatz von 16,9 Mio. \$. Nach dem Zweiten Weltkrieg stiegen Umsatz und Gewinn rasch, bei gleichbleibender Zahl der Zementwerke und einem leichten Rückgang der Produktionskapazität auf 21 Mio. Barrel (3,3 Mio. t). Schließlich erreichte Lehigh Cement im Jahr 1956 den höchsten Reingewinn von 13,1 Mio. \$ bei einem Umsatz von über 70 Mio. \$.

In den 1950er-Jahren erwarb das Unternehmen Zementwerke in Miami und Bunnell in Florida. Die mit der Ausweitung der Produktionskapazität verbundenen Hoffnungen erfüllten sich aber nicht und die Rentabilität sank. Bei einem steigenden Umsatz, der 1959 bei 100,6 Mio. \$ lag, schrumpfte der Gewinn auf 12,1 Mio. \$. Die dennoch scheinbar guten Ergebnisse waren überwiegend buchhalterischen Maßnahmen und den zu geringen Rückstellungen für Ersatzinvestitionen geschuldet. In einzelnen Fällen wurden auch Modernisierungen vorgenommen, so z.B. in Union Bridge, Maryland, wo im Jahr 1955 ein 15 Mio. \$ Projekt gestartet wurde, um die Kapazität der Werke von drei Mio. Barrel (475.000 t) zu verdreifachen. Bis 1960 wurde dadurch die Produktionskapazität des ganzen Unternehmens auf 31 Mio. Barrels (4,9 Mio. t) gesteigert.³³⁴

Im Verlauf der 1960er-Jahre beschloss die Unternehmensleitung jedoch, ältere Werke nicht mehr zu modernisieren sondern still zu legen – einige arbeiteten noch mit der maschinellen Ausstattung aus ihrer Gründerzeit. Trotz Führungswechsel im Jahr 1964, als Joseph S. Young die Unternehmensleitung an seinen Sohn William J. Young weitergab (er stand bis



SCHÖFFERÖFEN IN ALLENTOWN
aus der Gründungszeit im Lehigh Tal, 1980.



SACKVERLADUNG PER HAND, Allentown Pennsylvania,
ca. 1927.



ZEMENTWERK EVANSVILLE, Pennsylvania, ca. 1930.

1983 an der Unternehmensspitze), wurde der bisher eingeschlagene Weg nicht grundsätzlich geändert. Das Zementwerk Sandts Eddy wurde 1962, Oglesby 1963, Bunnell 1965 und Fordwick 1968 geschlossen. Der Trend setzte sich in den nächsten zehn Jahren mit den Zementwerken Iola und Fogelsville im Jahr 1971 und dem Verkauf des Werks Buffalo im selben Jahr, fort. Statt neue Zementwerke zu errichten, baute Lehigh während der 1950er und 1960er-Jahre überall in den Vereinigten Staaten Terminals, um den Zementtransport von der Eisenbahn auf Lastwagen zu verlagern. Ab Mitte der 1960er-Jahre investierte Lehigh darüber hinaus verstärkt im Geschäftsbereich Beton. Dazu wurden vier Betonfirmen gekauft, zwei in Florida, eine in Virginia und eine in Kentucky. Im Jahr 1968 erwarb Lehigh sogar eine Möbelfabrik für kostengünstige Schlafzimmereinrichtungen in Florida und eine Fabrik für Vorhänge, Teppiche und Garne in Georgia.

Aufgrund der Marktlage beschloss Lehigh Cement, das noch junge Betongeschäft in Virginia mit seinen inzwischen elf Betonwerken an die Florida Rock Industries Inc. zu verkaufen. Im gleichen Jahr schloss man mehrere alte Zementwerke, wodurch insgesamt ein Verlust von 8,9 Mio. \$ entstand.

Nur sechs Zementwerke in Florida, Indiana, Iowa, Maryland, New York und Washington blieben übrig. Dadurch war Lehigh in der

Rangliste der Marktanteile auf den 12. Platz abgestiegen. Die begonnene Modernisierung in Union Bridge wurde mit einem Aufwand von 9 Mio. \$ weitergeführt, so dass auf das Werk bei seiner Fertigstellung im Jahr 1970 30% der Produktionskapazitäten von Lehigh Cement entfielen.³³⁵

Im Jahr 1972 fügte sich Lehigh einer Weisung der Federal Trade Commission, einer Wettbewerbs- und Verbraucherschutzbehörde, und trennte sich von 17 Betonwerken in Virginia und Kentucky. Den Verkaufserlös nutzte das Unternehmen zum Rückkauf eigener Aktien zu einem Preis deutlich unter dem Buchwert. 1974 veräußerte Lehigh Cement noch seine restlichen sechs Betonwerke in Kentucky. Durch die Verkäufe stieg der Reingewinn des Unternehmens vorübergehend an.

Der auf die Ölkrise folgende Einbruch im Wohnungsbau zog auch Einbrüche im Wohnungseinrichtungssektor nach sich. Dieser, wenn auch marginale Unternehmensbereich von Lehigh Portland Cement, machte hohe Verluste. Als Reaktion darauf wurde die Fabrik in Georgia verkauft. Außerdem wurden sämtliche Aktivitäten im Baustoffbereich in Florida beendet, auf die 26% des Umsatzes im Jahr 1975 entfielen. Betroffen waren die Zement- und Zuschlagstoffwerke sowie sieben Betonwerke. Allein die Möbelfabrikation in Marianna blieb noch längere Zeit im Konzern erhalten.

Übernahme der Lehigh Portland Cement Company



BOARD-SITZUNG AM 4. MÄRZ 1981 IN ALLENTOWN. Mitglieder von links nach rechts vorne: Dr. Schleicher, Schuhmacher, Bill Young. Hinten: Dr. Fritz Vöhringer, Theodor Brenke, Fritz Toepel, Dr. Peter Otto.

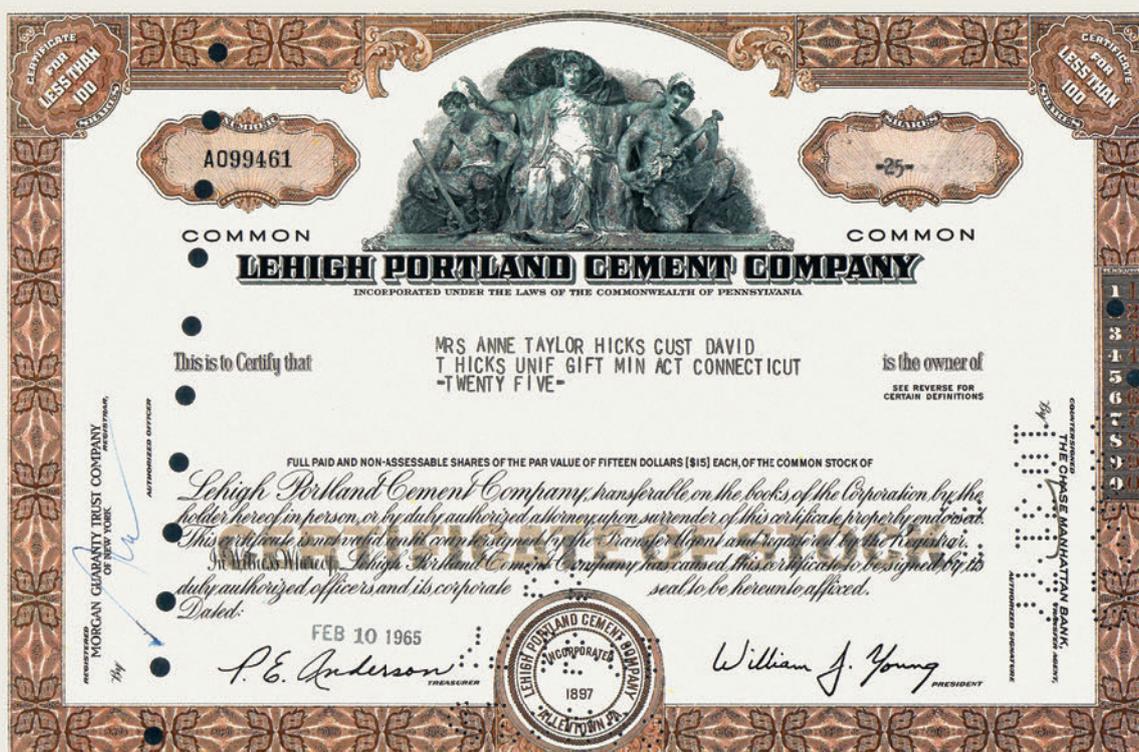


GLENS FALLS PORTLAND CEMENT COMPANY. Das Werk gehört heute zu den ältesten noch produzierenden Werken von HeidelbergCement, ca. 1967.

Die unsichere Marktlage in Deutschland nach der Ölpreiskrise führte im Vorstand zu Überlegungen, neben der bereits eingeleiteten Erweiterung der Produktpalette, die Marktabhängigkeiten durch eine geografische Diversifizierung zu reduzieren und neue Investitions- und Absatzmärkte zu erschließen. Gerade die Abhängigkeit der Bau- und Zementindustrie von staatlichen Investitionsprogrammen forderte immer wieder ihre Opfer zu Zeiten von Sparprogrammen und „Haushaltskonsolidierungen“. Rasch konzentrierten sich Untersuchungen über potenzielle Übernahme- oder Partnerschaftskandidaten auf die nordamerikanische Zementindustrie, die ihrerseits in einer Krise steckte weswegen die Preise für eine Übernahme relativ niedrig waren. Für den nordamerikanischen Markt sprach auch das dortige erfolgreiche Engagement anderer europäischer Firmen. Große europäische Wettbewerber, wie Lafarge, Holderbank (Holcim) und CBR, hatten sich teilweise schon seit den späten 1950er-Jahren im nordamerikanischen Zementmarkt engagiert.³³⁶

Die nordamerikanische Zementindustrie war seit der Frühphase ihrer Entwicklung mit strengen Anti-Trust-Gesetzen konfrontiert. Diese verhinderten die Bildung von Monopolstellungen durch Fusionen oder Kartellierungsbestrebungen. Der Zementmarkt war dadurch relativ gleichförmig unter den Firmen aufgeteilt, von denen nur selten eine über 10 % Marktanteil besaß. Das führte dazu, dass viele Firmen relativ klar begrenzte regionale Räume bedienten, was wiederum für eine relative Preisstabilität sorgte.³³⁷

Die Situation änderte sich in den 1960er- und 1970er-Jahren trotz Übernahme- und Marktkämpfen nicht wesentlich. Auf dem amerikanischen Markt blieben zahlreiche mittelgroße, aber finanzschwache Firmen zurück. Die Energiekrise verstärkte den Druck auf die nordamerikanischen Zementhersteller, deren Energiekosten pro Tonne Zement plötzlich aufgrund ineffizienter Produktion in die Höhe schossen. Während in den vorangegangenen Jahren die Personalkosten die Produktionskosten



25\$-AKTIE DER LEHIGH PORTLAND CEMENT COMPANY, 10.02.1965.

dominierten, wurde in Zeiten der Ölknappheit und des explodierenden Ölpreises klar, wie veraltet die amerikanischen Produktionstechniken waren. In den 1970er- und 1980er-Jahren boten amerikanische Firmen aufgrund der niedrigen Börsenwerte für europäische Käufer eine günstige Gelegenheit zur Übernahme.

Bereits auf der Hauptversammlung im Juni 1977 hatte der Vorstandsvorsitzende Peter Schuhmacher den Aktionären mitgeteilt, dass die auf 65 Mio. DM angewachsenen Rücklagen für Substanzerhaltung für neue Beteiligungen an Unternehmen der Baubranche eingesetzt werden sollten. Aufgrund der schlechten Zukunftsaussichten der deutschen Bauindustrie konzentrierten sich die Portland-Zementwerke Heidelberg auf Nordamerika und dort sehr schnell auf drei mögliche Kandidaten: General Portland Inc., Martin Marietta Cement und Lehigh Portland Cement Company Inc. Gespräche hinsichtlich möglicher Partnerschaften, Übernahmen oder Fusionen wurden mit allen drei Kandidaten geführt. Da alle drei amerikanischen Unter-

nehmen den Zement noch im Nassverfahren herstellten, war mit hohen Energiekosten zu rechnen. Andererseits bot das Heidelberger Know-how Möglichkeiten, in diesem Bereich hohe Einsparungen zu erzielen.³³⁸

Schnell wurde die Favoritenrolle von Lehigh klar. Das Unternehmen war bei einem deutlich unter Wert liegenden Aktienkurs fast schuldenfrei. Mit einer Kapazität von 2,8 Mio. t und einem Umsatz im Jahr 1976 von 100 Mio. \$, waren hier die geringsten Investitionskosten von 104 Mio. \$ in den nächsten zehn Jahren zu erwarten. Die Werke lagen hauptsächlich in den Staaten des mittleren Ostens und verfügten über ausgedehnten Grundbesitz. Durch Rationalisierungs- und Verkleinerungsmaßnahmen hatte Lehigh in den vergangenen zehn Jahren auf Krisen reagiert und sich „gesund“ geschrumpft.³³⁹

Am 5. September 1977 meldete das Handelsblatt „Heidelzement greift nach USA“. Kurz zuvor hatten die Lehigh Portland Cement Company in Allentown und die Heidelberger



MÖBELMONTAGE in Lehigh Furniture, Marianna, Florida, 1975.

Portland-Zementwerke erklärt, dass letztere ein sogenanntes „Tender Offer“ zur Übernahme des Großteils des Aktienbesitzes von Lehigh angeboten hatte. Bis zum 16. September sollten sich die Aktionäre von Lehigh entscheiden, dem Angebot zu folgen. Nach zweimaliger Verlängerung des Angebots konnte Heidelberger Zement am 13. Oktober 1977 erfolgreich die Übernahme eines Anteils von 93 % am Grundkapital von Lehigh verkünden. Die Mitarbeiter in Deutschland und die Öffentlichkeit waren von diesem Schritt überrascht, da er weit über die gewohnten Sphären hinausging. Bisher hatten sich die Aktivitäten hauptsächlich auf Süddeutschland beschränkt. Beteiligungen gab es nur im Zementbereich an Vicat oder an kleineren regionalen Produzenten. Durch die Übernahme in den USA kamen die Portland-Zementwerke Heidelberg in den Besitz von fünf Zementwerken, einem Blähtonwerk und einem Möbelwerk.³⁴⁰ Im Jahr vor der Übernahme durch Heidelberger Zement hatte Lehigh einen Gewinn von 6,1 Mio. \$ bei einem Umsatz von 119,5 Mio. \$ erzielt.³⁴¹

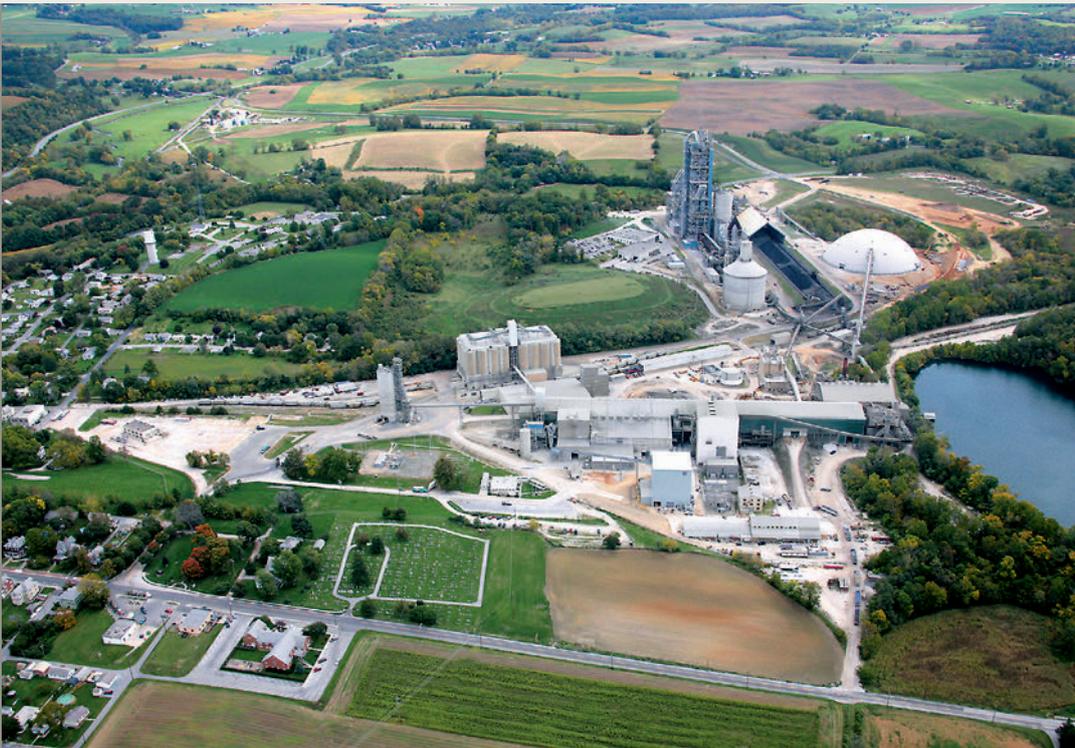
Der Kauf von Lehigh kostete Heidelberg Cement 85 Mio. \$ (200 Mio. DM) und konnte je zur Hälfte aus Eigenmitteln und kurzfristigem Fremdkapital finanziert werden. Dies wurde später als ein „rock-bottom price“ (absoluter Tiefpreis) bezeichnet.³⁴²

Dank des technischen Know-hows aus Heidelberg konnten die Kosten pro Tonne Zement bei Lehigh deutlich verringert und damit die Marktsituation des amerikanischen Produzenten nachhaltig verbessert werden, getreu dem Motto des Vorstandsvorsitzenden Peter Schuhmacher „nicht Marktführer sondern Kostenführer“ zu sein. Innerhalb von nur drei Jahren gelang es, den Energieverbrauch von Lehigh um 23 % zu senken und gleichzeitig die Kapazität um 17 % anzuheben.³⁴³

Mit dem Erwerb von Lehigh durch die Portland-Zementwerke Heidelberg im Jahr 1977 begann ein Jahrzehnt der Expansion europäischer Firmen in Nordamerika. 1990 waren so 70 % der US-amerikanischen Zementproduktion und 88 % der kanadischen in europäischer Hand.³⁴⁴

Der Wandel der amerikanischen Zementindustrie in so kurzer Zeit hätte kaum dramatischer sein können. Er war auch begleitet von Ängsten der Marktbeherrschung und Monopolbildung, die amerikanischen Kommentatoren den europäischen Zementherstellern vorwarfen. Die Furcht vor Preisanstiegen und Marktdominanz, welche die Übernahmen der amerikanischen Zementhersteller begleitete, bewahrheitete sich jedoch nicht.³⁴⁵

Im Jahr 1980 erwarb Lehigh die Universal Atlas Cement Company, eine Sparte des



Lehigh startete 1998 eine weitere **MODERNISIERUNG UND ERWEITERUNG DES WERKS UNION BRIDGE** mit einem Kapitaleaufwand von 200 Mio. \$, ca. 2002.

Konzerns United Steel Corporation. Die Ursprünge des Unternehmens Universal Atlas gingen bis ins Jahr 1889 zurück.³⁴⁶ Mit dessen Übernahme erreichte Lehigh einen Anteil von 7 % des US-Marktes und rückte damit auf den zweiten Platz vor.³⁴⁷ Auf Weisung der Wettbewerbsbehörde, Federal Trade Commission (FTC), musste Lehigh aber das Universal-Atlas-Werk Hannibal in Missouri 1981 an eine neu zu gründende fremde Gesellschaft, die Continental Cement Co., verkaufen.

Lehigh musste außerdem drei Zementverteilerterminals verkaufen und durfte zehn Jahre lang keine Zementwerke oder Terminals in fünf Staaten des Mittleren Westens ohne vorherige Genehmigung der FTC kaufen.³⁴⁸

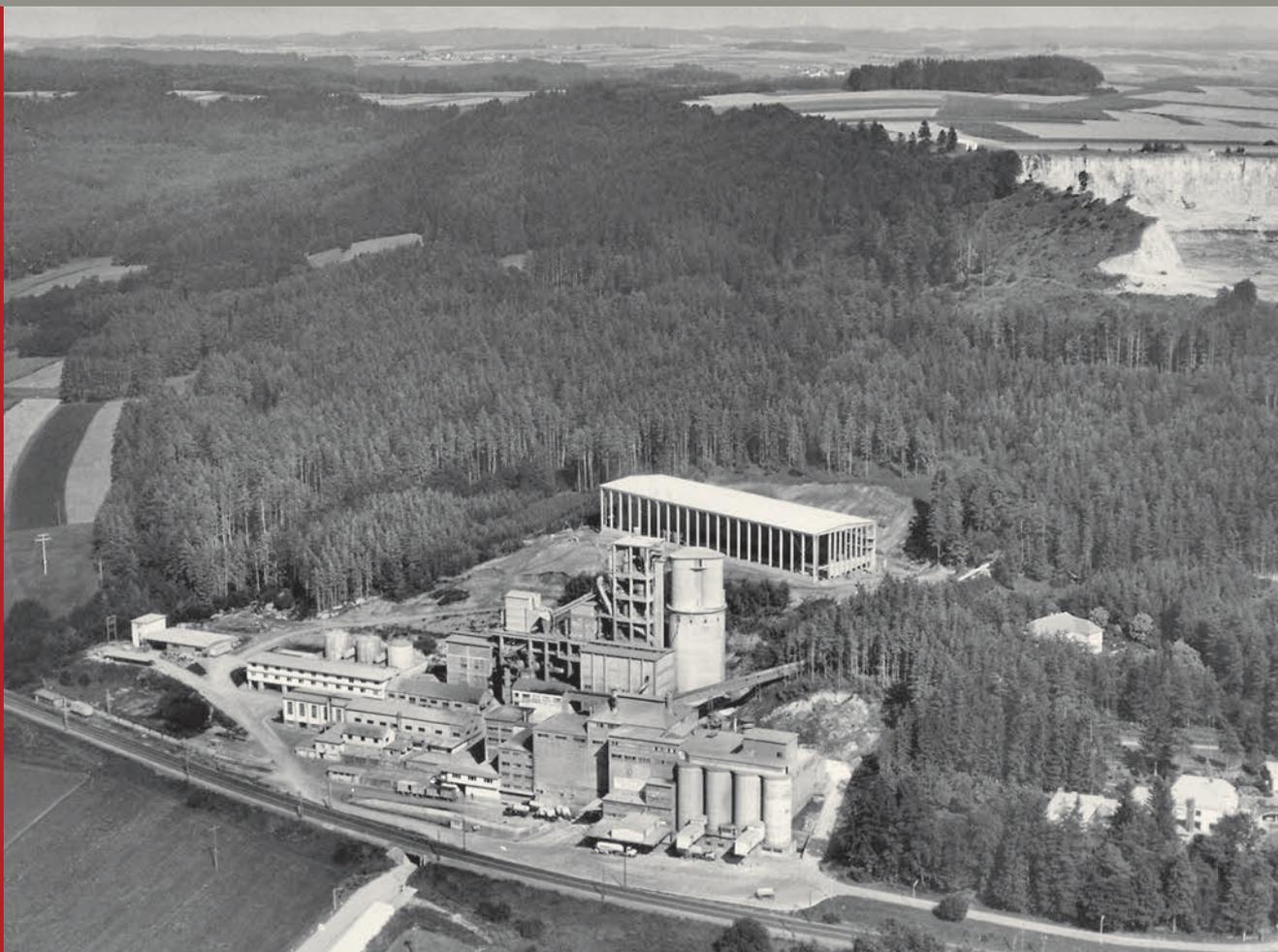
Als Konsequenz daraus erwarb Lehigh Cement 1982 das Zementwerk Cementon im Bundesstaat New York von Alpha Industries Portland Inc. und das Werk York in Pennsylvania von Medusa Corp's. Ende 1985 betrieb Lehigh Zementwerke in Leeds, Alabama, Mitchell, Indiana, Mason City, Iowa, Independence, Kansas, Union Bridge, Maryland, Cementon, New York, York, Pennsylvania, Waco, Texas und Metaline Falls, Washington.

Die Möbelherstellung in Marianna, Florida, war für Lehigh zwar von untergeordneter Bedeutung, dennoch wurde 1991 die Gelegenheit für eine Erhöhung der Kapazität um 30 %

genutzt. Die Sparte entwickelte sich erfolgreicher als erwartet und erzielte 1995, ein Jahr vor dem Verkauf, einen Rekordumsatz von 40 Mio. \$. Lehigh Möbel waren in Hauptvertretungen in High Point, North Carolina, und Tupelo, Mississippi, mit großen Ausstellungsräumen anzutreffen. Nach dem Verkauf an P.A. Inds., einer Holdinggesellschaft für mehrere Industrieunternehmen, geriet die Möbelfabrik 1997 in Konkurs.³⁴⁹

Energieeinsparung und Produktdiversifikation

118



PORTLAND-ZEMENT- UND KALKWERKE G. BEHRINGER in Neumarkt, ca. 1980.

Der Zementversand der Heidelberger Werke sank nach der Ölkrise um 15 % auf 6,4 Mio. t. Die Anpassung der Kapazitäten an die rückläufige Nachfrage führte 1977 zur Einstellung der Klinkerproduktion in Nürtingen; das Mahlwerk Sulzbach-Rosenberg wurde zur Zementumschlagsstelle. 1988 wurden die erst 1974 übernommenen Portland-Zement- und Kalkwerke G. Behringer in Neumarkt stillgelegt, um Überkapazitäten abzubauen.

Abgesehen von der Strukturbereinigung leitete die Energiepreiskrise in der Zementindustrie erneut einen tiefgreifenden Rationalisierungsprozess ein. Als Reaktion auf die gestiegenen Energiekosten wurde die Vollautomatisierung der verschiedenen Produktionsschritte vorangetrieben. Im Zementversand machten die Rundpackmaschinen mit Sackaufsteckautomaten den Anfang. Es folgte die Versandautomatisierung für losen Zement.



GUTBETTWALZENMÜHLE im Zementwerk Schelklingen, 2000.

In den Steinbrüchen erhöhte man die Produktivität durch den Einsatz von Schwerlastkraftwagen mit 80 t Nutzlast.

In den 1980er-Jahren fielen in der Bundesrepublik Deutschland jährlich etwa 350.000 t Altreifen an. Aufgrund ihres hohen Heizwertes bot es sich an, diese nicht zu deponieren, sondern als Energieträger zu verwerten. Als Zusatzbrennstoff eingesetzt, können damit hochwertige Energieträger, wie z. B. Kohle, eingespart werden. Aufgrund der hohen Temperaturen in den Klinkeröfen und der bereits vorhandenen Rauchgasreinigung, konnten Altreifen, aber auch andere alternative Brennstoffe, verbrannt werden, ohne Freisetzung von Schwermetallen oder Entstehung von Nitrosaminen und Dioxinen. Der Einsatz von alternativen Brennstoffen half, die stark gestiegenen Brennstoffkosten teilweise zu kompensieren.

VERSAND-
ENTWICKLUNG
1945 bis 1984.



Große Einsparpotenziale brachten auch Verbesserungen und Neuentwicklungen im Bereich der Zementmahlung. In Zusammenarbeit mit der Krupp Polysius AG und gefördert durch das Bundesministerium für Forschung und Technologie wurde erstmals eine Gutbettwalzenmühle im großtechnisch-industriellen Maßstab in Leimen erprobt. Nach dem Prinzip der Hochdruckzerkleinerung ermöglichte dieser neue Mühlentyp Energieeinsparungen von bis zu 20 % und fand in kürzester Zeit weltweite Verbreitung.

Unter dem Vorstandsvorsitzenden Peter Schuhmacher fand ab Mitte der 1980er-Jahre eine breite Produktdiversifizierung statt. In Deutschland und teilweise auch im Ausland wurden zahlreiche Unternehmen, unter anderem in den Bereichen Natursteine (Marmor und Granit), Dämmsysteme und Verpackungen aus Polystyrol, Bauchemie, Trockenmörtel, Porenbeton, Papierwaren (Zementsäcke) oder Transport, erworben. Dies führte zur Neugliederung des Konzerns in sechs Geschäftsbereiche: Zement, Beton-Baustofftechnik, Kalk-Gips-Putz, Bauelemente, Kunststoff-Druck-Papier sowie Verkehr-Sonderbereiche. Diese sogenannte horizontale Diversifizierung der Geschäftsaktivitäten folgte dabei einem Trend der Zeit, der auch in anderen Industrieunternehmen üblich war und als Reaktion auf die starken Konjunkturschwankungen der 1980er-Jahre zu sehen ist. Im Zusammenhang mit der geografischen Ausweitung und Produktdiversifizierung wurde auch der Firmenname von Portland-Zementwerke Heidelberg in Heidelberger Zement geändert. Im Heidelberger Konzern waren 1987 6.900 Mitarbeiter im In- und Ausland beschäftigt. Der Umsatz betrug zu diesem Zeitpunkt 1,8 Mrd. DM, wobei der Hauptanteil von 63 % noch immer mit Zement erzielt wurde (36 % im Inland und 27 % im Ausland).³⁵⁰

Offene Grenzen und Aufstieg zum Global Player



UNTERZEICHNUNG DES VERTRAGS FÜR DEN KAUF DER CBR am 23.09.1993 in Brüssel.

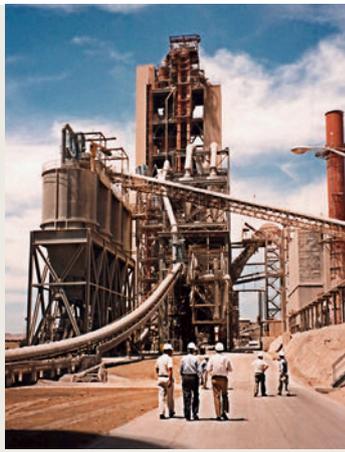
Die politischen Veränderungen, die durch die Öffnung der ungarischen Grenze 1989 ausgelöst wurden, führten letztendlich zum Fall der Mauer. Mit der Beendigung des Ost-West-Konflikts und der Auflösung des Warschauer Pakts 1991 veränderten sich auch die weltwirtschaftlichen Bedingungen in hohem Tempo. Heidelberger Zement entschloss sich in diesem Umfeld zu einer beschleunigten Internationalisierung seines Geschäfts durch Akquisitionen, unter anderem in Ungarn, der damaligen Tschechoslowakei und Kroatien.

Der nach 1989 einsetzende Bauboom in Deutschland durch den zumeist staatlich finanzierten wirtschaftlichen Aufbau in Ostdeutschland weckte zunächst hohe Erwartungen in einen langanhaltenden Aufschwung. Da Heidelberger Zement bei der Privatisierung der Zementwerke in den Neuen Bundesländern nicht zum Zuge kam, stieg das Unternehmen dort in die Kalksandstein- und Transportbetonproduktion ein.

Um in weiteren Ländern in Europa und in der Welt die Marktführerschaft zu erhalten oder sich in Märkte mit Wachstumspotenzial auszudehnen, suchte Heidelberger Zement nach einem Partner, der ebenfalls in den Bereichen Zement, Transportbeton und Zuschlagstoffe tätig war. Eine wesentliche Voraussetzung war,

dass es keine Marktüberlappungen in Europa und Amerika gäbe. Diese Bedingungen erfüllte der belgische Baustoffkonzern Cimenteries CBR S.A., der Werke in Belgien, den Niederlanden, der Tschechoslowakei, Polen, an der Westküste der USA und im Westen Kanadas betrieb. Die 19 Zementwerke des Unternehmens verfügten zusammen über eine Zementkapazität von 17 Mio. t. Ende September 1993 war man sich einig, dass die Heidelberger Zement AG 42,4 % des Aktienkapitals von CBR von der belgischen Industrieholding Société Générale de Belgique übernehmen würde. Nach belgischem Börsenrecht musste allen Aktionären von CBR ein Kaufangebot von Heidelberger Zement vorgelegt werden, wovon aber kaum Gebrauch gemacht wurde. Am 21. Dezember schließlich konnten die Aktien für rund 1,2 Mrd. DM durch die Heidelberger Zement AG erworben werden. Von belgischer Seite war vor allem darauf Wert gelegt worden, dass die belgische Identität und Autonomie bewahrt und die internationale Entwicklungsstrategie fortgesetzt würden.³⁵¹

Im Jahr 1994 wurde CBR aufgrund der einheitlichen Leitung durch Heidelberger Zement voll konsolidiert. Damit verdoppelte sich der Konzernumsatz auf 6,3 Mrd. DM



ZEMENTWERK TEHACHAPI IN KALIFORNIEN. Mit dem Kauf von CBR S.A. dehnte Heidelberg Zement seine Aktivitäten auch auf die Westküste der USA aus, 1995.



INBETRIEBNAHME des neugebauten **ZEMENTWERKS GUANGZHOU** in der chinesischen Provinz Guangdong mit einer Kapazität von 2,3 Mio. t am 02.04.2005.



ZEMENTWERK VON CBR S.A. in der belgischen Stadt Lixhe, ca. 2000.

(3,2 Mrd. €) mit 24.000 Mitarbeitern. Mit CBR hatte Heidelberg Zement einen idealen Partner für seine Entwicklung zu einem internationalen Baustoffkonzern gefunden. Bei einer vergleichbaren Größenordnung ergänzten sich beide Unternehmen sowohl in geografischer Hinsicht als auch in ihrem Produktangebot. So kamen in Nordamerika, wo Heidelberg Zement bisher durch Lehigh an der Ostküste der USA, dem Mittleren Westen und in Texas tätig war, durch den Kauf der CBR weitere Standorte an der Westküste der USA und im Westen Kanadas hinzu. Dazu gehören u.a. zwei Zementwerke in Kalifornien: Redding und Tehachapi sowie die kanadischen Zementwerke Delta in British Columbia und Edmonton in Alberta.³⁵²

Im Rahmen der Integration von CBR und der zunehmenden Internationalisierung wurde auch die organisatorische Struktur an die erweiterte Dimension angepasst und der Konzern nach Regionen gegliedert: Zentraleuropa-West,

Westeuropa, Zentraleuropa-Ost und Nordamerika. Die Aktivitäten in den einzelnen Regionen wurden in die drei Geschäftsbereiche Zement, Beton und Baustoffe unterteilt.

Bereits 1995 wurde die Internationalisierung durch eine Beteiligung an China Century Cement Ltd. fortgesetzt. Das Unternehmen betrieb drei Zementwerke in der südchinesischen Provinz Guangdong mit einer Kapazität von 2,6 Mio. t. In den Folgejahren erhöhte Heidelberg Zement seine Beteiligung allmählich von 5 % auf 50 % (Stand 2013), ebenso erweiterte und modernisierte man gemeinsam mit dem Joint-Venture-Partner die Produktionsstätten und erhöhte deren Kapazität.

Nach der Hauptversammlung am 12. Juli 1995 schied der langjährige Vorstandsvorsitzende Peter Schuhmacher (*12.01.1931 † 15.03.2002) aus dem Amt und wechselte in den Aufsichtsrat. Peter Schuhmacher stand 25 Jahre lang an der Spitze des Unternehmens, das unter seiner



Leitung zu einem der weltweit führenden Produzenten von Zement, Beton und Baustoffen aufstieg. Wegen seiner außerordentlichen Verdienste wählte ihn die Hauptversammlung am 19. Juni 2001 zum Ehrenvorsitzenden von HeidelbergCement. Sein Nachfolger an der Spitze des Vorstands wurde Rolf Hülstrunk.

Die Internationalisierung des Unternehmens ging in den folgenden Jahren weiter. 1996 wurde mit der Sabanci-Gruppe als Partner das Gemeinschaftsunternehmen Akçansa Çimento Sanayi ve Tikaret A.S. in der Türkei gegründet. Das erfolgreiche Unternehmen zählt heute zu den größten Zementproduzenten in der Türkei und stellt außerdem Transportbeton und Zuschlagstoffe her.

Ebenfalls 1996 führte die wachsende Zahl der Mitarbeiter in verschiedenen europäischen Ländern zur Gründung eines Europäischen Betriebsrats. Dessen Ziel ist eine grenzüberschreitende Arbeitnehmervertretung mit Konsultations- und Informationsrechten.

1998 folgte der Markteintritt in den rumänischen Zementmarkt. Zementbeteiligungen in Bulgarien und auf den Philippinen, die in den Jahren 1997 bzw. 1998 erworben worden waren, wurden 2003 wieder veräußert, da das Unternehmen seine Marktposition in diesen Ländern nicht weiter ausbauen konnte.



1998 erwarb die Heidelberg Zement AG 51 % an dem rumänischen ZEMENTUNTERNEHMEN **MOLDOCIM – S.A. BICAZ**, ca. 1990.

In Deutschland ging die Bauwirtschaft mit Ausnahme des privaten Wohnungsbaus ab Mitte der 1990er-Jahre zurück. Trotz einer boomenden Gesamtwirtschaft war die Bautätigkeit von Industrie und Gewerbe rückläufig. Produktionssteigerungen gingen nicht mehr unbedingt mit Baumaßnahmen einher und neue Technologien und Produktionsmethoden, wie der Einsatz von modernen Informationstechnologien und Logistik, führten zu Einsparungen beim Raumbedarf. Nach der Änderung der steuerlichen Förderung im privaten Wohnungsbau, setzte sich der Abwärtstrend bis 2005 weiter fort. Aufgrund der angespannten Finanzsituation der öffentlichen Auftraggeber waren keine Impulse zu erwarten.

ZEMENTWERK SLITE auf der schwedischen Insel Gotland, ca. 2000.



SCHIFF im Hafen des norwegischen **ZEMENTWERKS KJØPSVIK**, ca. 2000.



Mit dem Kauf von Scancem erfolgte auch der **MARKTEINTRITT IN MEHRERE AFRIKANISCHE LÄNDER SÜDLICH DER SAHARA**, ca. 2000.



CASTLE CEMENT-SILOZUG auf einer Hängebrücke. Zur **SCANCEM-GRUPPE** gehörte auch **CASTLE CEMENT**, der zweitgrößte Zementhersteller Großbritanniens, 2005.



Allein im Bauhauptgewerbe ging in Deutschland die Zahl der Beschäftigten seit 1995 von 1,4 Mio. auf 0,8 Mio. zurück. Der Umsatz der Bauwirtschaft lag 2004 um etwa 30 % unter dem Wert von 1995.

Die schlechte Lage der Bauwirtschaft in Deutschland war für Heidelberger Zement eine Triebfeder dafür, durch weiteres internationales Wachstum eine stärkere Unabhängigkeit von regionalen Rezessionen zu erreichen. Mit dem schwedischen Baustoffkonzern Scancem AB hatte man 1999 erneut einen geeigneten Partner mit nur minimalen Marktüberschneidungen gefunden. Bei einer Zementkapazität von insgesamt 14,5 Mio. t entfielen 9,2 Mio. t auf Länder in Europa, in denen Heidelberger Zement bislang nicht tätig war. Als einziger Hersteller in Norwegen und Schweden sowie in Estland war Scancem in Skandinavien unangefochtener Marktführer. In Großbritannien war der Konzern mit der Tochter Castle Cement der zweitgrößte Zementproduzent. Neben Zement- und Mahlwerken in mehreren afrikanischen Ländern südlich der Sahara, wie z.B. Benin, Ghana, Liberia, Niger, Sierra Leone, Tansania und Togo, und einem Importterminal in Bangladesh betrieb Scancem auch Produktionsstandorte in den USA, die die Lehigh-Werke ideal ergänzten. Nach dem im Juli 1999 erfolgten Erwerb einer Mehrheitsbeteiligung von 73,4 % am

Grundkapital und von 90,8 % der Stimmrechte, wurde der Anteil durch ein öffentliches Übernahmeangebot an die verbliebenen Minderheitsaktionäre im Oktober 1999 auf jeweils 99,8 % erhöht. Der Kaufpreis belief sich auf insgesamt 4,7 Mrd. DM (2,4 Mrd. €). Der Konzernumsatz von Heidelberger Zement stieg nach der erstmaligen Konsolidierung auf 12,5 Mrd. DM (6,4 Mrd. €); die Zahl der Mitarbeiter erreichte über 38.000. Der Erwerb von Scancem war ein weiterer wichtiger Schritt bei der geografischen Diversifizierung von Heidelberger Zement, der sowohl die Expansion in reife Märkte als auch neue Chancen auf Wachstumsmärkten in Afrika und Asien bot. Das Unternehmen wurde dadurch zum drittgrößten Zementhersteller weltweit.

Die Übernahme von Scancem und die damit verbundene Erweiterung der internationalen Präsenz machten eine Neugliederung der Regionen des Konzerns erforderlich. Zu den bisherigen Regionen Zentraleuropa-West, Westeuropa, Zentraleuropa-Ost und Nordamerika kamen Nordeuropa und die Zukunftsmärkte Afrika-Asien-Türkei als weitere strategische Geschäftseinheiten hinzu.

Im Jahr der Scancem-Übernahme baute Heidelberger Zement durch eine Mehrheitsbeteiligung an der maxit Holding GmbH die Trockenmörtelaktivitäten in Europa aus.

ZEMENTWERK KRYVYI RIH IN DER UKRAINE, wo HeidelbergCement 2002 Marktführer wurde, 2010.



124

Bislang war das Unternehmen in diesem Bereich, wie bereits auf S. 106 beschrieben, nur mit sehr kleinen Einheiten am Markt.

Interne Optimierungsmaßnahmen begleiteten die internationale Expansion. Zur Vereinfachung der Beteiligungsstrukturen, Beseitigung interner gesellschaftsrechtlicher Hürden und damit Verkürzung von Entscheidungsprozessen innerhalb des stark erweiterten Konzerns beschloss Heidelberg Zement, die belgische Tochtergesellschaft CBR durch ein öffentliches Übernahmeangebot vollständig zu übernehmen. Den Minderheitsaktionären der CBR wurde daher im Oktober 1999 angeboten, ihre Aktien gegen Heidelberg Zement-Aktien und eine zusätzliche Barzahlung einzutauschen. Nachdem der Anteil von Heidelberg Zement an CBR bereits bis Jahresende 1999 von 55,9 % auf über 94 % erhöht werden konnte, stieg die Beteiligung im Januar 2000 durch ein zweites, abschließendes Angebot zu gleichen Konditionen auf 98,9 %. Die vollständige Übernahme der CBR wurde schließlich wenige Monate später im Juli 2001 abgeschlossen, nachdem die noch ausstehenden CBR-Aktien in einem Squeeze-out-Verfahren erworben worden waren.

Rolf Hülstrunk, in dessen Amtszeit mit dem Erwerb von Scancem ein weiterer bemerkenswerter Expansionsschritt des Konzerns fiel, trat Ende 2000 in den Ruhestand. Sein Nachfolger an der Spitze des Vorstands wurde Hans Bauer.

Neben der Übernahme von CBR und Scancem war die Expansion in Osteuropa und Asien seit Mitte der 1990er-Jahre ein vorrangiges Ziel, um die dortigen Entwicklungsmärkte mit großem Wachstumspotenzial zu nutzen. In den Jahren 2000 und 2001 wurden Mehrheitsbeteiligungen an Zementwerken in Bosnien-



Im Juli 1999 erwarb Heidelberg Zement eine **MEHRHEITSBETEILIGUNG VON 61,2 %** an der **maxit HOLDING GMBH**. Der Hersteller von Trockenmörtelprodukten verfügte mit 1.800 Mitarbeitern in neun Ländern über führende Marktstellungen in Deutschland und Europa.

Herzegowina, Rumänien, der Ukraine und Russland erworben. In der Ukraine und Rumänien wurde das Unternehmen im Jahr 2002 sogar Marktführer.

Besondere Bedeutung hatte der Kauf einer Mehrheitsbeteiligung am zweitgrößten indonesischen Zementhersteller PT Indocement Tunggul Prakarsa Tbk. im Jahr 2001. Das Unternehmen betreibt unter anderem drei große Zementproduktionsstätten auf den Inseln Java und Borneo. Aufgrund der boomenden Zementnachfrage baute Indocement seine Werke kontinuierlich aus und verfügt 2013 über eine Zementkapazität von 18,6 Mio. t. Mit einer Produktionskapazität von knapp 12 Mio. t ist das Zementwerk Citeureup, das rund 50 km südlich der Hauptstadt Jakarta liegt, das größte im ganzen Konzern. Bis 2015 soll dessen Kapazität um weitere 6,3 Mio. t erhöht werden.

2001 erfolgte ebenfalls die Inbetriebnahme des Zementwerks Union Bridge in Maryland, USA, nach vollständigem Neubau der Produktionsanlagen und gleichzeitiger Kapazitätserweiterung. Mit 2 Mio. t Zementkapazität nahm damit das größte und modernste Zementwerk

Das **ZEMENTWERK CITEUROP IN INDONESIA** ist die größte Produktionsstätte für Zement im Unternehmen, ca. 2010.



der Heidelberger Zement AG in den USA die Produktion auf.

Das Wachstum der vergangenen Jahre und vor allem der starke internationale Anteil des Unternehmens führten auch dazu, dem bis dahin bereits aus 500 internationalen Unternehmen bestehenden, dezentral organisierten Konzern, ein neues Leitbild und Corporate Design zu geben. Als äußerlich sichtbares Zeichen, das Internationalität und Sitz des Unternehmens miteinander verbindet, wurde 2001 der Schriftzug in „HeidelbergCement“ geändert. Mit Beschluss der Hauptversammlung vom 7. Mai 2002 firmierte schließlich auch die Aktiengesellschaft in „HeidelbergCement AG“ um.

Während die Expansion auf den osteuropäischen und asiatischen Märkten voranschritt, kämpfte die deutsche Bauwirtschaft immer noch gegen starke Umsatzrückgänge und Preisverfall. Die lange Talfahrt der Baukonjunktur führte zwangsläufig zu Kapazitätsanpassungen bei allen Zementherstellern. Im Heidelberger Konzern wurden 2002 das Werk Kiefersfelden stillgelegt und 2003 das Werk in Mainz-Weisau in ein Mahlwerk umgewandelt. Darüber hinaus wollte das Unternehmen die Stabilisierung der Preise durch Expansion in Deutschland und Erlangen der Marktführerschaft erreichen. Mit der Übernahme von Werken in Wetzlar und Königs Wusterhausen sowie der Erhöhung der Beteiligung an der westfälischen Anneliese Zementwerke AG auf 97,4 % durch den Kauf der Anteile von der Dyckerhoff AG wurde das bis dahin in Deutschland auf den Süden konzentrierte Unternehmen auch in Norddeutschland tätig. Im Folgejahr wurden noch die Zementwerke Bosenberg in Ahlen/Westfalen und eine Anteilsmehrheit an der Teutonia Zementwerk AG in Hannover gekauft. 2003 wurde HeidelbergCement Marktführer in Deutschland.

Im Januar 2005 erfolgte erneut ein Wechsel an der Spitze des Unternehmens. Dr. Bernd Scheifele, der bereits im Mai 2004 den Vorsitz im Aufsichtsrat von HeidelbergCement übernommen hatte, folgte Hans Bauer als Vorsitzender des Vorstands nach.

Nachdem sich die an der HeidelbergCement AG beteiligten Finanzinstitute – Deutsche Bank und Allianz/Dresdner Bank Anfang der 2000er-Jahre, dem damaligen Trend folgend, von ihren Industriebeteiligungen getrennt hatten, machte die zur Merckle-Gruppe gehörende Spohn Cement GmbH den HeidelbergCement Aktionären im Jahr 2005 ein Übernahmeangebot und erwarb dadurch 77,95 % der Anteile.

Ab 2005 investierte HeidelbergCement erneut in China mit einer 50%-Beteiligung am Zementwerk Fufeng in der Provinz Shaanxi im Nordwesten des Landes. Gemeinsam mit dem Joint-Venture-Partner Tangshang Jidong Cement wurde das Werk modernisiert und ein weiteres gebaut. Das neue Werk Jingyang mit 2,3 Mio. t Zementkapazität wurde im Juni 2007 eröffnet. Bereits ein Jahr später wurde in beiden Werken jeweils eine weitere Produktionslinie in Betrieb genommen, die die Zementkapazität in der Provinz Shaanxi auf 9 Mio. t steigen ließ.



ERÖFFNUNG der ersten Produktionslinie des **ZEMENTWERKS JINGYANG** in der chinesischen Provinz Shaanxi im Juni 2007.



Nach dem Markteintritt in den Zementmarkt in Georgien wurde 2009 das erste TRANSPORTBETONWERK IN PONCHIALA in der Nähe der Hauptstadt Tiflis erbaut, 2009.



Ofen des südindischen ZEMENTWERKS AMMASANDRA, 2008.

Die zunehmende Marktreife in Osteuropa führte nun auch hier zu verstärkten Investitionen in den Bereichen Transportbeton und Zuschlagstoffe. Mit Markteintritten in Kasachstan, Georgien und Indien in den Jahren 2005 und 2006 wurde der Grundstein für weiteres Wachstum in diesen Ländern gelegt. Vor allem das Engagement in Indien wurde in den folgenden Jahren rasch ausgebaut. Heute betreibt HeidelbergCement zwei Zementwerke und zwei Mahlanlagen in Zentral- und Südindien mit einer Gesamtkapazität von 6,2 Mio. t.

Im Jahr 2007 vollzog HeidelbergCement die bis dahin größte Übernahme im Baustoffsektor mit dem Erwerb des britischen Baustoffkonzerns Hanson PLC für 14,0 Mrd. €.

Hintergrund der Übernahme war eine Neuausrichtung der Konzernstrategie. Neben das traditionelle Kerngeschäft Zement sollten Zuschlagstoffe als zweites strategisches Standbein treten. Beton, der am stärksten nachgefragte Baustoff der Welt, besteht hauptsächlich aus Zuschlagstoffen (Sand und Kies) und Zement. Mit der Übernahme von Hanson, einem weltweit führenden Zuschlagstoffunternehmen, schaffte HeidelbergCement dieses zweite Rohstoff- und Produktstandbein und verbesserte seine Position als globaler, integrierter Baustoffanbieter. Diese vorläufig letzte und größte Übernahme wurde weitgehend durch Fremdkapital finanziert, aber auch durch den Verkauf des 35 %-Anteils an dem französischen Zementhersteller Vicat im Juni 2007 und dem Verkauf der Baustofftochter maxit im August 2007 an das französische Unternehmen Saint-Gobain. Mit der Übernahme von Hanson wandelte sich HeidelbergCement von einem Zementproduzenten zu einem Baustoffkonzern und schloss mit einem Umsatz von mehr als 14 Mrd. € im Jahr 2008 zu den größten internationalen Baustoffkonzernen auf. Wie bereits beim Kauf von CBR und Scancem gab es auch jetzt keine nennenswerten Marktüberlappungen. Neben der Weltmarktführerschaft bei Zuschlagstoffen gewann das Unternehmen



ZUSCHLAGSTOFFWERK BRIDGEPORT in Texas/USA, 2008.



TRANSPORTBETONFAHRZEUGE VON HANSON
in Australien, 2010.



ZUSCHLAGSTOFFWERK WOLFDENE in Australien, 2005.

insbesondere attraktive Marktpositionen in den USA, Großbritannien, Israel, Malaysia und Australien hinzu. Vor allem in Großbritannien, wo HeidelbergCement bisher ausschließlich im Zementgeschäft tätig war, und in den USA betreibt HeidelbergCement seither ein dichtes Netz an Produktionsstandorten in allen Geschäftsbereichen.

Die weltweite Finanzkrise, die im Jahr 2008 mit der Lehmann-Krise begann, führte zu einer Veränderung der Aktionärsstruktur der HeidelbergCement AG. Zur Senkung der Nettoverschuldung erhöhte der Konzern im September 2009 das Grundkapital um 50 % durch die Ausgabe von 62,5 Mio. neuen Aktien. Gleichzeitig wurden 57,2 Mio. Aktien

der Merckle-Gruppe an der Börse umplatziert. Der Nettoemissionserlös belief sich auf rund 2,2 Mrd. €. Durch diese Maßnahme stieg der Streubesitz auf rund 75 %, Ludwig Merckle blieb aber mit einem Anteil von 25 % der größte Einzelaktionär.

Als Folge des erhöhten Streubesitzes wurde HeidelbergCement am 21. Juni 2010 als erstes deutsches Unternehmen im Bau- und Baustoffsektor in den Leitindex DAX-30 aufgenommen. Im gleichen Jahr erfolgte auch der Markteintritt in die Demokratische Republik Kongo.

Mit Beginn des Geschäftsjahres 2010 gliederte HeidelbergCement seine Organisationsstruktur neu.



Erwerb der Mehrheitsbeteiligung am ZEMENTUNTERNEHMEN CIMENTERIE DE LUKALA mit drei Standorten in der Demokratischen Republik Kongo, 2010.



Eröffnung des neu gebauten ZEMENTWERKS TULACEMENT IN RUSSLAND im Juli 2011. Mit 2 Mio. t Kapazität beliefert es den Großraum Moskau, 2011.



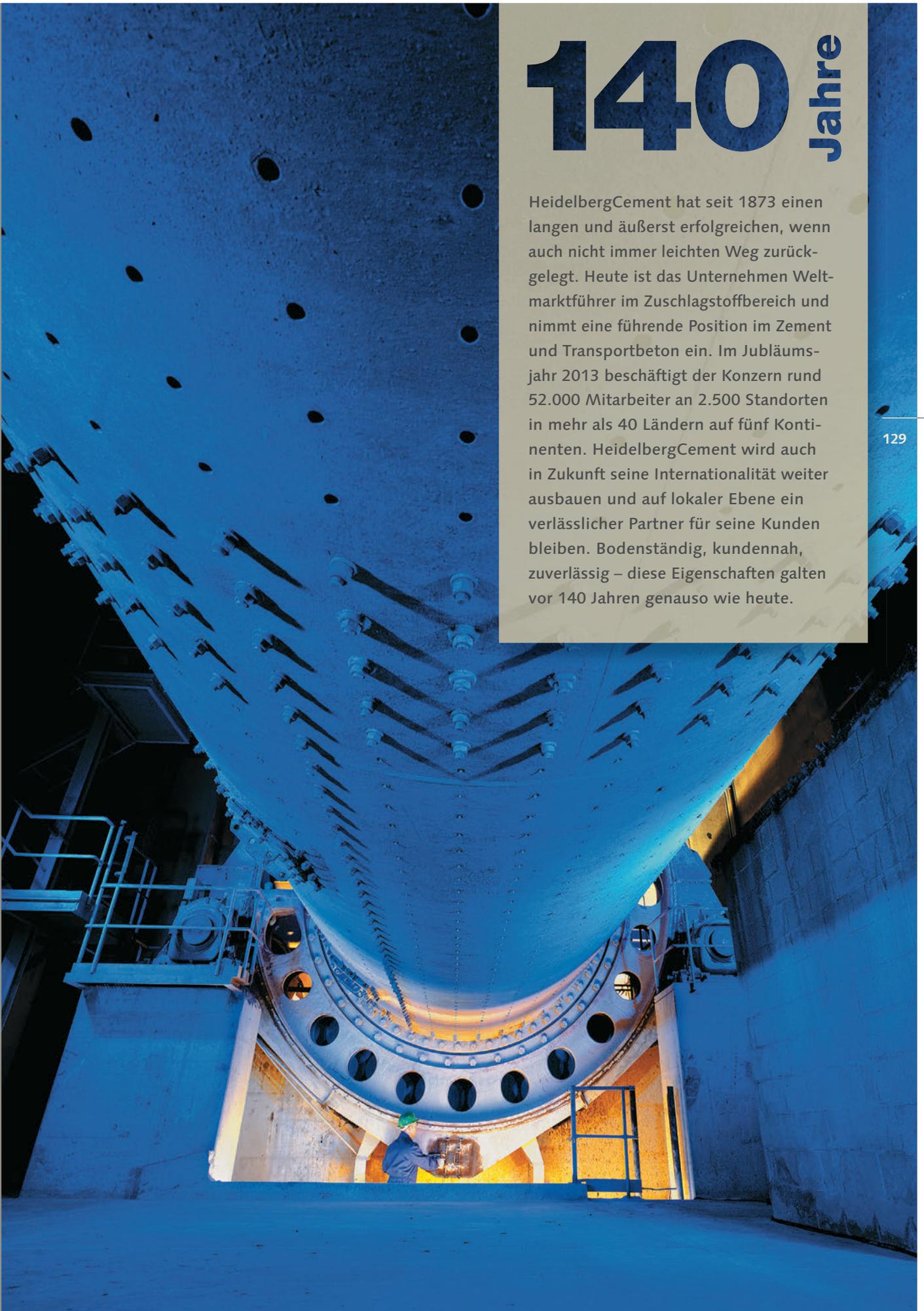
Die Modernisierung und Erweiterung des ZEMENTWERKS TANZANIA PORTLAND CEMENT wurde im Juni 2009 abgeschlossen, 2009.

Die Unterteilung erfolgt jetzt in die fünf geografischen Konzerngebiete West- und Nordeuropa, Osteuropa-Zentralasien, Nordamerika, Asien-Pazifik und Afrika-Mittelmeerraum. Im sechsten Konzerngebiet Konzernservice sind die weltumspannenden Handelstätigkeiten zusammengefasst. Innerhalb der geografischen Konzerngebiete sind die Aktivitäten des Konzerns in vier Geschäftsbereiche untergliedert: Zement, Zuschlagstoffe, Bauprodukte sowie Beton.

Seit der Übernahme von Hanson bilden Zement und Zuschlagstoffe die Basis der dualen Rohstoff- und Wachstumsstrategie von HeidelbergCement. Gegenwärtig liegt der Schwerpunkt der Investitionen hauptsächlich auf dem Ausbau der Zementkapazitäten in den Wachstumsmärkten Asiens, Afrikas und Osteuropa-Zentralasiens.

140 Jahre

HeidelbergCement hat seit 1873 einen langen und äußerst erfolgreichen, wenn auch nicht immer leichten Weg zurückgelegt. Heute ist das Unternehmen Weltmarktführer im Zuschlagstoffbereich und nimmt eine führende Position im Zement und Transportbeton ein. Im Jubiläumsjahr 2013 beschäftigt der Konzern rund 52.000 Mitarbeiter an 2.500 Standorten in mehr als 40 Ländern auf fünf Kontinenten. HeidelbergCement wird auch in Zukunft seine Internationalität weiter ausbauen und auf lokaler Ebene ein verlässlicher Partner für seine Kunden bleiben. Bodenständig, kundennah, zuverlässig – diese Eigenschaften galten vor 140 Jahren genauso wie heute.



Nicht gekennzeichnete Bilder stammen aus dem HeidelbergCement-Unternehmensarchiv.

- 1 Winneke, Stefan: Zucker, Zahncreme und Zement. Die Verwendung von Kalk in Geschichte und Gegenwart, in: Kalk und Zement in Württemberg. Industriegeschichte am Südrand der schwäbischen Alb, hrsg. Landesmuseum für Technik und Arbeit Mannheim, Ubstadt-Weiher 1991, S. 28.
- 2 Reinhardt, Carsten: Was die Welt zusammenhält. Die Entwicklung der Chemie von Kalk und Zement, in: Kalk und Zement in Württemberg. Industriegeschichte am Südrand der schwäbischen Alb, hrsg. Landesmuseum für Technik und Arbeit Mannheim, Ubstadt-Weiher 1991, S. 49.
- 3 Winneke, 1991, S. 28 f.
- 4 Winneke, 1991, S. 30-32.
- 5 Reinhardt, 1991, S. 52.
- 6 Albrecht, Helmuth: Vom Caementum zum Zement. Geschichte der Zementindustrie im Alb-Donau-Raum, in: Kalk und Zement in Württemberg. Industriegeschichte am Südrand der schwäbischen Alb, hrsg. Landesmuseum für Technik und Arbeit Mannheim, Ubstadt-Weiher 1991, S. 117.
- 7 Ebd.
- 8 Quietmeyer, Friedrich: Die Mörtelkunde von ihren ersten Anfängen bis zur zielbewussten Herstellung von Portlandzement, in: Riepert: Die deutsche Zementindustrie, Berlin 1927, S.68 f.
- 9 Reinhardt, 1991, S. 54 f.
- 10 Albrecht, 1991, S. 125.
- 11 Albrecht, 1991, S. 135 f.
- 12 Quietmeyer erklärt Johnson zum eigentlichen Erfinder des Portlandzements. Allerdings spricht manches für seine Voreingenommenheit in Bezug auf die Konkurrenten Aspdin und Johnson, vgl. Quietmeyer, 1927, 68 f. und 76 f. Zum anderen geht aus seinem Aufsatz von 1910 anlässlich des 100. Geburtstags von Charles Isaac Johnson hervor, dass er sich auf dessen Schriftstücke stützte und mit ihm in Kontakt stand. Vgl. Quietmeyer, Friedrich: Zum 100. Geburtstage Isaac Charles Johnsons, Tonindustrie-Zeitung, Nr. 13, 34. Jg., 1910, S. 131 f.
- 13 Die 1850 von Brunkhorst in Buxtehude/Westf. betriebene Brennerei von künstlichem Portlandzement wie auch die Herstellung von künstlichem Zement beim Bau der Dirschauer Brücke, von der Quietmeyer berichtet, führten zu keiner dauerhaften Fabrikation, blieben also ohne Einfluss auf die Entwicklung der deutschen Zementindustrie und verdienen heute lediglich historisches Interesse. Vgl. Schott, Friedrich: Entwicklung der Fabrikation in Deutschland, in: Riepert: Die deutsche Zementindustrie, Charlottenburg, 1927, S. 91 f. sowie Quietmeyer, 1927, S. 82 f.
- 14 Zeitschrift für angewandte Chemie, Nr. 19 und Nr. 31., 37. Jg., 1921.
- 15 Portland-Cementwerke Heidelberg und Mannheim AG 1860-1910, (Festschrift zum 50-jährigen Jubiläum), 1910, S. 5-7, HC-Archiv DS 2380 (im folgenden PCWHM, 1910) sowie Schott, 1927, S. 97-100.
- 16 Flieger, Heinz; Gehring, Christian; Norberg, Kurt: Ein Jahrhundert Bonner Zement: Bonner Portland-Zementwerk AG. 1856 – 1956, Düsseldorf 1956
- 17 Albrecht, Helmuth (Hrsg.): Kalk und Zement in Württemberg, Ubstadt-Weiher 1991, S. 136 und Schott, 1927, S. 100. Bis 1966 entstanden folgende weitere Konkurrenzwerke in Deutschland: Pommerscher Industrieverein auf Aktien Stettin (1872), Portlandcementfabrik vorm. Grundmann in Oppeln (1857), 1861; Portlandcementfabrik Stern Finkenwalde bei Stettin (1861), Portlandcementfabrik Alsen bei Itzehoe (1863), Portlandcementfabrik Uerersen (1863), Portlandcementfabrik Dyckerhoff & Söhne Bieberich a. Rh. (1864), Portlandcementfabrik Höxter (1864), Portlandcementfabrik Gebr. Heyn Lüneburg (1866), Portlandcementfabrik Hemmoor (1866).
- 18 Albrecht, Helmuth (Hrsg.): Vom Caementum zum Zement. Die Geschichte der Zementindustrie im Alb-Donau-Raum. In: Kalk und Zement in Württemberg, Ubstadt-Weiher 1991, S. 135.
- 19 PZWHM, 1910, S. 16, HC-Archiv DS 2380. Bis 1910 verfiel der Preis auf 5,50 Mark pro Fass.
- 20 Als Schriftstellerin war sie unter dem Namen E. Diethoff (Ernestine, 1832-1880) bekannt geworden.
- 21 PZWHM, 1910, S. 14. In Verlängerung des alten Zollhafens entstand 1878/79 ein neuer Hafen, der „Verbindungskanal“ als Verbindung des „Zollhafens“ mit dem Neckar, der an seinem oberen Ende durch einen Querkanal mit dem Mühlauhafen verbunden ist.
- 22 Ebd., S. 15-16.
- 23 Die „Kautschuk und Guttapercha-Fabrik“ von Schalk und Berger kaufte schließlich Hiram Hutchinson Ende 1859 für „147.000 fl in baar“. Die 1857 gegründete Fabrik war aber bald wieder stillgelegt worden. Sie lag im Quadrat S 6/1 in der Mannheimer Innenstadt, schräg gegenüber dem städtischen Krankenhaus.
- 24 PZWHM, 1910, S. 15-16, HV-Archiv DS 2380 Espenschied musste den ersten Zement, 12 Fass, den ihm Dietzsch 1862 vor dem Ankauf der

- Fabrik lieferte, mit 100 Gulden noch teurer bezahlen.
- 25 Ebd., S. 14-15.
- 26 Ebd., S. 15.
- 27 Ebd., S. 16.
- 28 Ebd., S. 11. DRP. Kl. 80 Nr. 23919 vom 23. Januar 1883. Vgl. Heusinger von Waldegg, Die Kalkziegel- und Röhrenbrennerei, Leipzig 1889. Naske, K.: Die Portlandzementfabrikation, Leipzig 1903. Schoch, K.: Die moderne Aufbereitung und Wertung der Mörtelmaterialien, Berlin 1896.
- 29 Georg Mendheim (1836-1903) entwickelte das von Friedrich Hoffmann erfundene Ringofenprinzip durch Heizung mit Generatorgas weiter.
- 30 PZWHM, 1910, S. 16-17.
- 31 Zur Reparatur solcher Bauwerke stellt z.B. der französische Zementhersteller Vicat seit mehr als 150 Jahren Romanzement her.
- 32 PZWHM, 1910, S. 17.
- 33 Die Ziegelei wurde 1863 von Otto Reinhard gegründet. Nach dem Rückzug von Espenschied aus der Firmenleitung 1878 lief die Fabrik eigenständig unter dem Namen Portland-Cement- und Thonwarenfabrik Friedrichsfeld. Später wurde daraus die „Deutsche Steinzeugwarenfabrik für Kanalisation und chemische Industrie“. 1889 geriet das Unternehmen in Liquiditätsschwierigkeiten. Das Bankhaus Bonte in Berlin übernahm daraufhin die Aktienmehrheit, beließ aber Espenschied als Direktor. Als es zu Differenzen über die Finanzierung des Aktientauschs kam, wurde er 1892 entlassen und durch Otto Hoffmann ersetzt. Seit 1993 gehört die Fabrik zur FRIATEC AG.
- 34 PZWHM, 1910, S. 18.
- 35 Ringöfen wurden 1864 zum ersten Mal in Deutschland zum Brennen von Klinker eingesetzt, vgl. Albrecht, 1991, S. 149.
- 36 PZWHM, 1910, S. 17 f.
- 37 PZWHM, 1910, S. 21.
- 38 Geschichte des Portland-Zementwerkes Weisenau von 1864 bis 1935 (unveröffentlichtes Manuskript), S. 24, HC-Archiv HV 72. Catharina Rosina Lothary geb. Jung und ihr Sohn Christian leiteten das Unternehmen, Kommanditisten waren Margarete Marie geb. Lothary, Ehefrau des Schiffsreeders Hermann Becker im Ruhrort, Susanne geb. Lothary, Ehefrau des Hotelbesitzers und Weinhändlers Hermann Specht in Mainz und Christian Lothary jun. Kaum bestand die neue Kommanditgesellschaft einige Monate, als unerwartet der eine Kommanditist und Mitleiter Christian Lothary im Alter von 33 Jahren am 06.07.1881 verstarb. Die Geschwister übernahmen den Anteil des Verstorbenen. Kurz darauf trat der Kaufmann Jakob Junker als Direktor und Prokurist in die Gesellschaft ein, in der er bis Anfang des Jahres 1888 tätig war.
- 39 PZWHM, 1910, S. 22.
- 40 Ebd. S. 28.
- 41 Ebd. S. 22-24.
- 42 Ebd. S. 24-25.
- 43 Ebd. S. 24-25.
- 44 Leithäuser, Joachim: Firmengeschichte der Portland-Zementwerke- Heidelberg AG 1860-1944, (unveröffentlichtes maschinenschriftliches Manuskript), Berlin 1944, S. 249.
- 45 Zit. nach Leithäuser, 1944, S. 249, HC-Archiv HV 160.
- 46 In den Matrikeln der Universität Heidelberg ist Paul für das Wintersemester 1866 nachweisbar. Aus den Einträgen geht hervor, dass er zuvor in Karlsruhe studiert hatte, vermutlich seit 1864. Vgl. Toepke, Gustav und Hintzelmann, Paul: Die Matrikel der Universität Heidelberg. Bd. VI: 1846-70. Heidelberg 1907, S. 578 sowie WS 1866-SS 1867, Kaufmann Egge, Plöck 32, WS 1867 Kettengasse 25, Dr. Puchelt, SS 1868 Akademiestr. 2, Ww. Ing. Frey, vgl. Adressbücher der Ruprechts-Karls-Universität in Heidelberg, WS 1866 bis SS 1868.
- 47 Leithäuser, 1944, S. 28-29. Vgl. dazu auch Runow, Martin: Johann Philipp Schifferdecker – einer der erfolgreichsten Unternehmer, die in unserer Stadt geboren wurden, in: Mosbacher Jahreshft 1998, S. 249. Beide geben übereinstimmend das Geburtsdatum des Sohns mit 14.01.1846 an. Runow hat offenbar die Namen und Leithäuser die Geburtsdaten der Töchter verwechselt. Johann Philipp Paul heiratete am 06.06.1874 Anna Maria Elisabeth Anders (*16.05.1856 Heidelberg +20.05.1931 Heidelberg). Aus der Ehe ging ein Sohn, Johann Philipp Paul Carl (*24.09.1877 Heidelberg +1937), hervor, vgl. HC-Archiv HV 532.
- 48 1 Taler enthielt 16,704 g Silber und entsprach 1876 2.565 Mark. Vgl. Staisch, Erich: Zug um Zug, Augsburg 1977, sind Angaben zum durchschnittlichen Jahreseinkommen von Preußischen Bahnbeamten für 1862 gemacht. Jahresverdienste: Zugführer 300 Taler, Lokomotivführer 400 Taler. Heute entspräche Johann Philipps Anteil bei einem Multiplikator von 7,31 etwa 755.000 €.
- 49 Leithäuser, 1944, S. 25.
- 50 Ebd.

- 51 Weitere Ausführungen zur Familie Schifferdecker und ihrem Wirken in Mosbach vgl. Runow, Martin (Hrsg.): Johann Philipp Schifferdecker - einer der erfolgreichsten Unternehmer, die in unserer Stadt geboren wurden. In: Mosbacher Jahreshaft 8, 1998, S. 239-261.
- 52 Setzler, Wilfried u.a.: Von Menschen und Maschinen. Industriekultur in Baden-Württemberg, Stuttgart - Weimar 1998, S. 22.
- 53 Freimann, Willi: Königsberg Pr. und seine Vororte. Eine Bild-Dokumentation. Rendsburg 1988, S. 198.
- 54 Zit. nach Runow, 1998, S. 244.
- 55 Die Stadt Leimen/Baden wird in diesem Jahr 1200 Jahre alt, in: Unser Bartenstein. Heimatkreisblatt Bartenstein/Ostpreußen, H. 2, 42, 1991, S. 39.
- 56 Runow, 1998, S. 248.
- 57 StAH, Stadtrat XI. Gemeinde-Vermögen, Nr. 3 Äcker, Wiesen, Gärten Nr. 123, Fasz. 20, 1897/1905, HC-Archiv ZWL 113
- 58 Das entspricht etwa einer heutigen Kaufkraft von 2,13 Mio. €. 1 Taler entsprach 1871 1,5 Gulden, 1 Gulden entsprach zu dieser Zeit 1,71 Mark, 2002 entsprach 1 € 1,95583 Mark.
- 59 PCWHM, 1910, S. 16 f.
- 60 Johann Philipp Schifferdecker an Stadtrat Heidelberg, 07.08.1873, HC-Archiv ZWL 11.
- 61 Vgl. auch Cramer, Dietmar: Johann Philipp Schifferdecker und Friedrich Schott. Die Anfänge der Baustoffindustrie in Heidelberg, in: Blum, Peter (Hrsg.): Pioniere aus Technik und Wirtschaft in Heidelberg, Aachen 2000, S. 126-127.
- 62 Leithäuser, 1944, S. 33.
- 63 Der Transport von Rohmaterial über relativ weite Strecken war in den 1860er und 1870er-Jahren nicht ungewöhnlich. Der Grund dafür hing mit der bis dahin noch nicht geklärten Zusammensetzung der Rohstoffe zusammen. Eine Festlegung auf einen bestimmten Standort war deshalb mit einem hohen Risiko verbunden. Auch die Portland-Cement-Fabrik von J. F. Espenschied in Mannheim hatte harten Muschelkalk und Mergel vom Hühnerberg bei Haßmersheim am Neckar per Schiff bezogen, später auch aus Eschelbronn, Mauer und Langenbrücken, vgl. PZWHM, 1910, S. 16 f.
- 64 PCWHM, 1910, S. 31.
- 65 Schott zum 80. Geburtstag. in: Werkszeitung der Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG, 4. Jg., Nr. 1, 10.01.1931, S. 1. HC-Archiv SD 4.
- 66 Geheimrat Dr. Ing. et rer. nat. e.h. Friedrich Schott zum 80. Geburtstag. in: Werkszeitung der Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG, 4. Jg., Nr. 1, 10.01.1931, S. 1. HC-Archiv SD 4.
- 67 Der Scottsche Zement bezeichnet ein patentgeschütztes Produkt, das bei der Behandlung von gebranntem Kalk mit brennendem Schwefel ein Produkt mit hydraulischen Eigenschaften entstehen lässt. Die Reaktionsprozesse waren bis dahin ungeklärt. Durch Synthese von gebranntem Kalk und schwefeliger Säure gelang es Friedrich Schott, die Zusammensetzung des Zements als schwefeligsaurer Kalk (CaOSO_2), Ätzkalk (CaO) und Schwefelkalzium (CaS) nachzuweisen. Weiterhin gelang es ihm, weitere vereinfachte Herstellungsverfahren und eine Erklärung der Erhärtungsvorgänge zu finden. Vgl. Dingler Journal CCII, S. 52-76.
- 68 Friedrich Schott. Der Heimgang des Industrieführers und Ehrenbürgers der Stadt. in: Heidelberger Tagblatt, 21.02.1931, S. 5. Friedrich Schott hatte bei seinen Untersuchungen des Scottschen Zements beim Glühen von Kalk und Gips bereits hydraulische Eigenschaften beobachtet. Dies gab ihm die Anregung, die hydraulischen Eigenschaften des stark geglühten Gipses zu untersuchen. Er konnte zeigen, dass Anhydrid bis zu 500 °C erhitzt, schwache hydraulische Eigenschaften aufweist und die entstehenden Gipse in fünf verschiedenen Modifikationen auftreten (Vgl. Dingler Journal CCII, S. 335; Segers Notizblatt 1872, S. 208; Chemic. News 1872, Nr. 633, S. 23; Chem. Zentralblatt 1872, S. 11; Polytechnisches Zentralblatt 1872, S. 454).
- 69 Von 1870 bis zum 02.03.1879 enthielten die in München erscheinenden „Fliegenden Blätter“ die Inseratseiten „Beilage der Fliegenden Blätter“.
- 70 Portland-Cement-Werk Heidelberg, vorm. Schifferdecker & Söhne in Heidelberg (Firmenbroschüre mit Referenzen), o.O. 1898, S. 4, HC-Archiv HV 175.
- 71 Geheimrat Dr. Ing. et rer. nat. e.h. Friedrich Schott zum 80. Geburtstag. in: Werkszeitung der Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG, 4. Jg., Nr. 1, 10.01.1931 Jan., S. 2. HC-Archiv SD 4.
- 72 Adressbuch der Stadt Heidelberg für 1874 und 1875 (Stand Nov. 1873) und Adressbuch der Stadt Heidelberg für 1876 und 1877 (Stand Nov. 1875).

- 73 Freimann, Willi: Königsberg i. Pr. und seine Vororte - eine Bild-Dokumentation, Rendsburg 1988, S. 198.
- 74 Zeichenregister des Großh. Badischen Amtsgerichts Heidelberg, 14.12.1886, gelöscht 16.03.1891, heute Registergericht Mannheim HC-Archiv HV1359.
- 75 Den vielfältigen Formen des Stadtwappens machte der Stadtrat am 20.02.1969 ein Ende, indem er eine neue Darstellung des Stadtwappens entsprechend dem damaligen Zeitgeschmack in formal strenger Abstraktion festlegte. Man hatte sich dazu den wissenschaftlichen Rat des Generallandesarchivs Karlsruhe und des Stadtarchivs eingeholt. In erster Linie war die Frage des Löwenschwanzes zu klären, denn schließlich hat der alte Pfälzer Löwe einen Schweif, während der Böhmisches Löwe zwei Schweife hat. Der doppelschwänzige Heidelberger Löwe wird daher vielfach als Erbstück des Kurfürsten Friedrich V angesehen, der 1919 die böhmische Königskrone annahm und als sogenannter Winterkönig bekannt wurde. Dies lässt sich allerdings in keiner Weise belegen. Vgl. Heidelbergs neuer Wappenlöwe, Heidelberger Amtsanzeiger, 24. Jg. Nr.14, 03.04.1969 sowie Es geht um den Heidelberger Wappenlöwen, RNZ 10.07.1968
- 76 Das Verfahren wurde in Rüdersdorf bei Berlin zum Gesteinsabbau entwickelt. Dabei wurden in geringem Abstand nebeneinander horizontale Stollen bis zu ca. 8 m Tiefe in die Bruchwand vorgetrieben. Anschließend wurden die zwischen den Stollen stehen gebliebenen Pfeiler gesprengt, wodurch das gesamte über den Stollen liegende Gestein zum Einsturz kam. Die entstandenen Bruchsteine mussten von Hand zerkleinert und auf Loren verladen werden.
- 77 PCWHM, 1910, S. 33.
- 78 Karmarsch und Heerens Technisches Wörterbuch, 1877, S. 282 f.
- 79 Schroeter, Eva-Maria: Der Botanische Garten und das Botanische Institut, in: Semper-Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386-1986. Bd. V: Die Gebäude der Universität. Heidelberg u.a. 1985, S. 475-497, hier S. 480 f.
- 80 Schneider, Jutta: Das Alt-Klinikum Bergheim. In: Semper-Apertus. Sechshundert Jahre Ruprecht-Karls-Universität Heidelberg 1386-1986. Bd. V: Die Gebäude der Universität. Heidelberg u.a. 1985, S. 382-431, hier 382 f.
- 81 Generallandesarchiv Karlsruhe (nachfolgend zitiert als GLAK), 356/5595, Großherzoglich Badisches Bezirksamt Heidelberg, Heidelberg, Gewerbe und Handel: Die Erbauung eines Ringofens durch die Firma Schifferdecker und Söhne in Heidelberg 1882.
- 82 PCWHM, 1910, S. 33.
- 83 Runow, 1998, S. 258.
- 84 Seine Frau Louise verstarb 1909 im Alter von 88 Jahren ebenfalls in Königsberg. Totenbuch Burgkirche-KbG. 1877 Nr. 76: Schieferdecker, Johann Philipp, Partikulier, Tragheimer Gartenstraße 1, gestorben 01.10.1877 an Lungenlähmung, 76 Jahre alt, begraben 05.10.1877.
- 85 Paul Schifferdecker und seine Frau wohnten in der Handschuhsheimer Landstr. 2, vgl. Adressbuch der Stadt Heidelberg nebst den Stadtteilen Neuenheim und Schlierbach für das Jahr 1901, Heidelberg, 1901.
- 86 GLAK, 269/1566: Öffentliche Urkunde über Gründung der Aktiengesellschaft Portlandzementwerk Heidelberg vormals Schifferdecker & Söhne mit Sitz in Heidelberg vom 17. März 1889.
- 87 PCWHM, 1910, S. 33. Zur Prokuraerteilung vgl. Heidelberger Zeitung, 12.04.1888 sowie Leithäuser, 1944, S. 47.
- 88 Zeichenregister des Großh. Badischen Amtsgerichts Heidelberg, 14.12.1886, gelöscht 16.03.1891, heute Registergericht Mannheim, HC-Archiv HV 1359.
- 89 Heidelberger Zeitung, 07.02.1895, S. 2.
- 90 Stadtarchiv Leimen (nachfolgend zitiert als STALE), Spezialia IV, Gemeindeverwaltung, 3. Gemeindevermögen, 1888/1901, Nr. 2205: In Sachen der Firma Portlandzementwerk Heidelberg vormals Schifferdecker & Söhne gegen die Gemeinde Leimen. Ermäßigung der Gewerbesteuer für die Gemeindeumlage.
- 91 GLA, 356/5633: Heidelberg, Polizei, Bauwesen: Gesuch des Portlandzementwerks Heidelberg um provisorische Wiederherstellung eines Theils der durch Brand zerstörten Fabrikgebäude 1895.
- 92 Braunschweiger Tageblatt, 19.03.1895.
- 93 Leithäuser, 1944, S. 49 f. sowie StAH 123/20: Portland-Cement-Werk Heidelberg vorm. Schifferdecker & Söhne F. Schott Leonhard an Stadtrat 06.10.1897.
- 94 Portland-Cement-Werk Heidelberg vorm. Schifferdecker & Söhne F. Schott und Carl Leonhard an Stadtrat, 12.01.1897 „Wir bekennen uns zum Empfang der geehrten Zuschrift vom 16. December v. Js. No11892 und haben von Ihrem Einverständnis mit dem von uns projektierten Umbau des Turbinenhauses gerne dankend Kenntnis genommen. Der Aufbau einer Direktorwohnung auf das

- Turbinenhaus ist zunächst nicht beabsichtigt; wir möchten uns deshalb, unter Wahrung des beiderseitigen Rechtsstandpunktes, die Erörterung dieser Fragen für den Zeitpunkt vorbehalten, da derselbe ein aktuelles Interesse besitzen wird." Brf. an Stadtbauamt, 03.02.1897, Stadtbau-Kommission Dr. Walz: 04.07.1897 „Verehrlichem Stadtrat ergebenst zu berichten, dass wir der roten Sandsteinfarbe den Vorzug geben."
- 95 STAHD 123/20: Stadtratsakten XI, Gemeinde-Vermögen, Nr. 3, Äcker, Wiesen, Gärten: Die Veräußerung bezws. Verwendung des ehemaligen Cementwerks-Geländes, 1897/1905.
- 96 Eine Hälfte eines ca. 50 m langen Teilstücks der alten Fabrikhalle ist noch weitgehend im Originalzustand erhalten. In ihr befindet sich heute die Zementmühle VII.
- 97 PCWHM, 1910, 1910, S. 33.
- 98 Ebd., S. 43-45.
- 99 Portland-Cement-Werk Heidelberg, vorm. Schifferdecker & Söhne (Jubiläumsschrift zum 25-jährigen Bestehen mit Zeugnissen), Heidelberg 1898, S. 8, HC-Archiv HV 175.
- 100 Ebd.
- 101 PCWHM, 1910, S. 38-39. Diese Einrichtung wurde später dahingehend verbessert, dass in der Vorbrecherei, das Material sofort auf Nußgröße zerkleinert wurde, wodurch die Crusher entfielen; vgl. auch HC-Archiv ZWL 154: Meyer, Leonhard: Geschichte des Cementwerks Leimen, das Hauptwerk der Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG, Aug. 1938, S. 4.
- 102 PCWHM, 1910, S. 40 f.
- 103 Ebd., S. 40-42.
- 104 Ebd., S. 42.
- 105 Meyer, 1938, S. 6-7.
- 106 Ebd., S. 6.
- 107 Spohn, Eberhard: Über die Anfänge der Zementfabrik, (Aufsatz), o.D., S. 7, HC-Archiv HV 382. Bereits 1878 gehörte die Stuttgarter Zementfabrik Blaubeuren zu den Mitgliedern, 1882 folgte Leube, 1887 Schwenk und 1889 die Firma Spohn.
- 108 Riepert, 1927, S. 959.
- 109 TIZ, 23. Jg., Nr. 13, 07.02.1899, S. 152 und TIZ, 23. Jg., Nr. 14, 10.02.1899, S. 177.
- 110 Geheimrat Dr. Ing. et rer. nat. e.h. Friedrich Schott zum 80. Geburtstag. In: Werkszeitung der Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG, 4. Jg., Nr. 1, 10.01.1931, S. 2, HC-Archiv SD 4.
- 111 Weidner, Heinrich: Die Portlandzementfabrik, ihr Bau und Betrieb. Berlin 1909, S. 202 f.
- 112 Zur Geschichte des Werks vgl. Garski-Hoffman, Petra: Nürtingen 1918-1950, Nürtingen 2011, S. 23, 34, 41, 53, 56, 61, 72, 77 f., 85, 116 f., 119, 204, 206, 220, 301 f., 394, 397 und 444.
- 113 Ebd. S. 24 und Riepert, 1927, S. 960-961. Nach dem Zusammenbruch des Nordwest-Mitteldeutschen Zementsyndikats Ende Dezember 1901 verschärfte sich die Situation erheblich. Auf der Suche nach neuen Absatzmärkten drängten die bis 1901 dort zusammengeschlossenen Fabriken nun, ohne Bindung an Preise und Lieferkontingente, verstärkt auf den süddeutschen Markt.
- 114 Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 16-20, 26, HC-Archiv HV 126.
- 115 Meyer, 1938, S. 6-7.
- 116 Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 8, HC-Archiv HV 126.
- 117 Ebd., S. 8.
- 118 Ebd., S. 26, 37-38 und Meyer, 1938, S. 6-7.
- 119 Ebd., S. 23.
- 120 Meyer, 1938, S. 6-7.
- 121 Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 16, HC-Archiv HV 126.
- 122 Meyer, 1938, S. 5.
- 123 Ebd., S. 6-7.
- 124 Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 28-34, HC-Archiv HV 126.
- 125 Ebd., S. 50-51, 65 f.
- 126 Meyer, 1938, S. 6-7.
- 127 Jahresbericht 1911 Werk Leimen, S. 28-34, HC-Archiv HV 126.
- 128 Riepert, 1927, S. 990, 1023 f.
- 129 Geheimrat Dr. Ing. et rer. nat. e.h. Friedrich Schott zum 80. Geburtstag, in: Werkszeitung der Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG, 4. Jg., Nr. 1, 10.01.1931, S. 2, HC-Archiv SD 4.
- 130 Technischer Jahresbericht der Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG, Heidelberg 1931, HC-Archiv HV 67, S. 17 und PCWHM, 1910, S. 70-73. Nach dem ersten Weltkrieg nahm die Baukonjunktur in München einen großen Aufschwung, sodass eine benachbarte Ziegelei ebenfalls übernommen werden konnte.
- 131 Cramer, Dietmar: Eine Fabrik verschwindet. Die Geschichte und das Ende der Portland-Cementfabrik Blaubeuren, (Der Heidelberger Portländer. Beiträge zur Unternehmensgeschichte und Unternehmenskultur 1), Ulm 2001. Cramer, Dietmar: Seit wann und wofür – Zur Geschichte der Kalksteinnutzung auf der Alb, in: Das weiße Gold der Alb. Zur Natur- und Kulturgeschichte des Weißjurakalksteins,

- hrsg. Rosendahl, Wilfried u.a., Stuttgart 2010, S. 35-40; Cramer, Dietmar: Kalkstein mein täglich Brot – Die Arbeit im Kalkstein von gestern bis heute, in: Das weiße Gold der Alb. Zur Natur- und Kulturgeschichte des Weißjura-kalksteins, hrsg. Rosendahl, Wilfried u.a., Stuttgart 2010, S. 41-45.
- 132 Gipsgrube Obrigheim. 100 Jahre Gipsabbau durch HeidelbergCement, in: Obrigheim – gestern und heute, 15. Jg., 2005, S. 31-37.
- 133 Der Heidelberger Portländer. Werkszeitschrift der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft, Sondernummer zum 75. Geburtstag von Dr. Ehrhart Schott, 1954, S. 1-2, HC-Archiv DS 41.
- 134 In den Steinbrüchen Rüdersdorf bei Berlin waren ursprünglich 150 bis 300 Arbeiter mit der Sprengung beschäftigt. An jede der Sprengstoffladungen musste von Hand die Lunte angelegt werden. Auf Kommando des Obersteigers „Brennt“ entzündeten die Arbeiter am Bohrloch die Zündschnur. Dann blieben noch 2 Minuten Zeit, um sich in Sicherheit zu bringen. Dieses Verfahren machte es erforderlich, dass eine große Anzahl der Steinbrucharbeitern eine Sprengerlaubnis haben musste.
- 135 Meyer, 1938, S. 3, HC-Archiv ZWL 154.
- 136 Basten, Robert und Jeanmaire, Claude: Heidelberger Straßenbahnen. Eine Dokumentation über die Heidelberger Straßen- und Bergbahn AG, Villingen/Schweiz 1986, S. 10, HC-Archiv LIT 94.
- 137 Kaufakten (Kaufvertrag) Gemeinde Nussloch, 1899-1923, HC-Archiv ZWL 242.
- 138 Basten, 1986, S. 11-12; In der Dokumentation finden sich im Bildteil unter den Nummern 295 bis 301 einige Abbildungen der Steinzüge. Durch einen Brand im HSB-Archiv wurden allerdings ein Teil der Unterlagen und Bilder vernichtet, sodass diese nicht mehr greifbar sind.
- 139 Ebd., S. 12.
- 140 Kaufakten (Kaufvertrag) Gemeinde Nussloch, HC-Archiv ZWL 242.
- 141 Jahresbericht des Werks Leimen 1911, S. 4-5, HV-Archiv HV 126.
- 142 Meyer, 1938, S. 4, HC-Archiv ZWL 154.
- 143 Protokollbuch des Arbeiterausschusses 1905-1919, S. 3, HC-Archiv ZWL 21.
- 144 Ebd., S. 7.
- 145 Ebd., S. 1.
- 146 Ebd., S. 3.
- 147 Ebd., S. 103 f.
- 148 Ebd., S. 25-27. In Leimen wurden 1906 etwa 50 Personen mit einem Kostenaufwand von jährlich etwa 8.800 Mark unterstützt.
- 149 Jahresbericht des Werks Leimen 1911, S. 84, HC-Archiv HV 126
- 150 Protokollbuch des Arbeiterausschusses 1905-1919, S. 65-66, HC-Archiv ZWL 21: Auf der 12. Sitzung des Arbeiterausschusses am 22.11.1907 wurde ein Raum für das Trinken des verkauften Flaschenbiers gefordert. In derselben Sitzung wurde die Öffnung der Kantine um 8 ¼ Uhr abends verlangt und es sollte „... dafür gesorgt werden, dass in der Kantine stets von allen Sorten Wurst und Käse vorrätig ist.“ Weitere Hinweise auf die Errichtungszeit der Kantine ergeben sich aus den Werkslageplänen von 1903 und 1909. Mit einiger Sicherheit kann die Inbetriebnahme der neuen Kantine Mitte des Jahres 1907 angenommen werden. Siehe auch Protokoll der Vereinsgemeinde Zementwerk Leimen vom 14.06.1903, HC-Archiv ZWL 84 sowie Jahresbericht des Werks Leimen 1911, S. 83, HC-Archiv HV 126.
- 151 Jahresbericht des Werks Leimen 1911, S. 83, HC-Archiv HV 126.
- 152 Ebd., S. 83.
- 153 PCWHM, 1910, S. 87.
- 154 Ebd., S. 88.
- 155 Ebd.
- 156 Zusammenstellung vom 10. Sept. 1908 von Dr. Ehrhart Schott für Dr. Hack für die Gemeinderatssitzung am 11. Sept. 1908, HC-Archiv ZWL 116.
- 157 GLAK, 69, Baden Sammlung 1995 SI/550.
- 158 PCWHM, 1910, S. 40 f.
- 159 Protokoll der Vereinsgemeinde Zementwerk Leimen vom 14.06.1903, HC-Archiv ZWL 84:
- 160 Ebd., Protokoll vom 29.03.1903.
- 161 Das erste Gemeindegremium setzte sich folgendermaßen zusammen: Friedrich Erlenbach (Bürgermeister), Hermann Heilig (Ratschreiber) und Adam Raudenbusch (Gemeinderechner), hinzu kamen sechs weitere Gemeinderäte.
- 162 Zur weiteren Entwicklung: 50 Jahre Sängerbund Zementwerk der Vereinsgemeinde Leimen, Juni 1953, HC-Archiv HV 136.
- 163 Zusammenstellung von Dr. Ehrhart Schott vom 10. Sept. 1908 für Dr. Hack für die Gemeinderatssitzung am 11.09.1908, HC-Archiv ZWL 116.
- 164 75 Jahre Schwimmklub Neptun Leimen 1919-1994, S. 13, HC-Archiv ZWL 151.
- 165 PCWHM, 1910, S. 85-86.
- 166 Schwimmbadbesucher: 1910: 5.538 (Werksfremde 10.029), 1911: 8.306 (Werksfremde 13.463). Vgl. Jahresbericht des Werks Leimen 1911, S. 84, HC-Archiv HV 126.
- 167 PCWHM, 1910, S. 93.

- 168 Riepert, B.: Friedrich Schotts Ehrentag. Die Jubelfeier im Zementwerk Leimen, in: Heidelberger Tagblatt, 14.07.1925.
- 169 Cramer, Dietmar: Das Heidelberger Zementwerk in Diedesheim, in: Mosbacher Jahresheft, Jg. 10, 2000, S. 148-178, HC-Archiv Lit 404.
- 170 GLAK 364/4041, Bezirksamt Mosbach, Errichtung eines Zementwerks durch die Aktiengesellschaft Zementwerk Diedesheim-Neckarelz betreffend (Baupläne), 1898-1903, hier: Brf. Johann Tüncher an Bürgermeisteramt in Diedesheim, 20.10.1905.
- 171 Cramer, Dietmar: Das Geheimnis der Fahne. Eine Geschichte aus der Anfangszeit der Vereinsgemeinde, Vortrag am 29.05.2008, HC-Archiv VZL 3280.
- 172 TIZ, 28. Jg., Nr. 80, 09.07.1904, S. 975 sowie TIZ, 28. Jg., Nr. 85, 21.07.1904, S. 1021 und GLAK 364/6767, Bezirksamt Mosbach: Diedesheim, Gemeindeverwaltung, Gemeindeorganisation: Ortsbereisung 1892-1906, hier: Ortsbereisung in Diedesheim 12.11.1904.
- 173 Bericht des Vorstands der Portland-Cementwerke Heidelberg und Mannheim AG, Friedrich Schott, Wilhelm Merz, Christoph Riehm, Carl Leonhard, über das sechzehnte Geschäftsjahr 1903/1904 an die ordentliche Generalversammlung, 11.03.1905, HC-Archiv HV 46.
- 174 Zement- und Beton-Adressbuch Deutschland, hrsg. von TIZ, Berlin 1909, S. 42.
- 175 Der Versuch, das Zementwerk in Neuffen beim Steinbruch neu zu errichten, scheiterte an der nicht genügend zur Verfügung stehenden Wassermenge. Vgl. Amtsblatt der Stadtgemeinde Neuffen, 01.07.1912.
- 176 PCWHM, 1910, S. 25.
- 177 Der Blaumann. Amtsblatt für den Bezirk Blaubeuren, 18. Jg., 06./08.11.1872, HC-Archiv HV 382.
- 178 Statut der Portland-Cementfabrik Blaubeuren, Gebr. Spohn AG in Blaubeuren, S. 17 f., HC-Archiv HV 5.
- 179 Friedrich Schott an Georg Spohn, 18.02.1904 sowie Geheimrat von Pflaum, Württembergische Bankanstalt an PCF Blaubeuren, 03.03.1904, HC-Archiv HV 330. Der Betrag von einer Mio. Mark wurde in 25 gleichen Jahresraten zu 40.000 Mark abbezahlt. Die erste Rate war am 01.11.1905 fällig.
- 180 Zur allgemeinen Entwicklung der Zementindustrie vgl. Albrecht, 1991, S. 117-230, hier S. 160.
- 181 Zur Geschichte der Kalkwerke Funk, Micheler und Büechl in Regensburg: Cramer, Dietmar: Die Geschichte von Walhalla Kalk. Der Weg von den Pionieren zu HeidelbergCement, (Der Heidelberger Portländer. Beiträge zur Unternehmensgeschichte und Unternehmenskultur 7), Heidelberg 2013.
- 182 May, Paul: Die bayrische Zementindustrie, Leipzig 1909, S. 45. Zur Geschichte des Zementwerks Burglengenfeld und den Fränkischen Portland-Cement- und Kalkwerken: Cramer, Dietmar: 100 Jahre. Die bewegte Geschichte des Zementwerks Burglengenfeld, (Der Heidelberger Portländer. Beiträge zur Unternehmensgeschichte und Unternehmenskultur 5), Heidelberg 2012.
- 183 Aufsichtsräte waren Alfred Weinschenk, Friedrich Kirchhoff, Alexander von Pflaum, Ludwig Roth, Friedrich Schott und Waldemar Schrader. Vgl. Urkunde Heinrich Schauler, K. Notariat Stuttgart 21.04.1910 für die Fränkische Portland-Cement- und Kalkwerke Aktiengesellschaft Hersbruck.
- 184 Ebd., sowie GB 1911, HC-Archiv HV 462.
- 185 Am 05.06.1915 erschienen drei Aktionäre mit 696 Stimmen: Stuttgart 152, Heidelberg 476, Ludwig Roth 68.
- 186 Vertrag zwischen der Portland-Cementwerk Burglengenfeld AG und dem Architekten Carl Adam aus Leimen bei Heidelberg vom 01.03.1912.
- 187 Portland-Cementwerk Burglengenfeld AG, GB 1914, HC-Archiv HV 462.
- 188 Ebd.
- 189 Cramer, 2012, S. 38.
- 190 Jahresbericht des Werks Leimen 1911, S. 1, HC-Archiv HV126. Die heißen Sommer wirkten sich mit niedrigen Wasserständen sowohl negativ auf die Schifffahrt als auch auf die Wasserkraft aus (durchschnittliche Leistung 1910: 237 PS/174 KW, 1911: 198 PS/145 KW).
- 191 Riepert, 1927, S. 950, 956-957.
- 192 Schott, Otto: Bericht über eine Studienreise nach Brasilien im Jahre 1913, HC-Archiv HV 117.
- 193 Riepert, 1927, S. 994 f.
- 194 Riepert, 1927, S. 950, 956-957.
- 195 TIZ, 39. Jg., Nr. 63, 29.05.1915, S. 345.
- 196 Ein halbes Jahrhundert Zementwerksgeschichte in Burglengenfeld, in: Werksreportage, H. 1, 1963, S. 2-5 sowie Portland-Cementwerk Burglengenfeld AG, GB 1914, HC-Archiv HV 462.
- 197 Ebd., Portland-Cementwerk Burglengenfeld AG, GB 1915-1917, HC-Archiv HV 462.
- 198 Spohn, Eberhard: Über die Anfänge der Zementfabrik, (Aufsatz), o.D., S. 7, HC-Archiv HV 382.
- 199 Der Heidelberger Portländer. Werkszeitschrift der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesell-

- schaft, Sondernummer zum 75. Geburtstag von Dr. Ehrhart Schott, 1954, S. 2, HC-Archiv DS 41.
- 200 Keil, Fritz: 90 Jahre Zementverein, in: Zement-Kalk-Gips, 20. Jg., 1967, H. 12, S. 551-554.
- 201 Albrecht, 1991, S. 167-168. Gemeinsam mit der „Portland-Cementfabrik Karlstadt am Main, vorm. Ludwig Roth AG“, Würzburg, beteiligt sich „Heidelberg-Mannheim“ 1917 an der „Portland-Cement-Fabrik Elm AG“, Elm bei Schlüchtern (Hessen) durch Aktienkauf.
- 202 Meyer, 1938, S. 6-7, HC-Archiv ZWL 154.
- 203 Bezirksamt Mosbach: Über- und Nachtschicht in gewerblichen Betrieben. Sonntagsarbeit im Portland-Cement-Werk, 1918-1920, hier: Brf. Carl Friz und Paul Kieser an das Großherzoglich Badische Finanzamt Mosbach, 15.02.1918, GLAK 364/3708.
- 204 Ebd.
- 205 Ebd.
- 206 Zit. nach Weigl, Julia: Industrie-Kultur-Geschichte im Landkreis Schwandorf, Regensburg 1994, S. 83 sowie Staatsarchiv Amberg, Bezirksamt Burglengenfeld 810/10.
- 207 Becker, Karl: Die geschichtliche Entwicklung des Kalk- & Zementwerkes und des Kohlenbergwerkes in Marienstein, Waakirchen 1982, S. 12, 30, HC-Archiv HV 507.
- 208 Stuttgarter Immobilien und Baugeschäft, Bericht für die außerordentliche Generalversammlung am 24.09.1918, HC-Archiv HV 293.
- 209 Der Aufsichtsrat bestand aus: Alfred Weinschenk, Vorsitzender, Alfred von Kaulla (Vorstandsmitglied der Württembergischen Vereinsbank, Stuttgart), 1. stellvertretender Vorsitzender, Dr. Josef Helm, 2. stellvertretender Vorsitzender, Ludwig Anderst, Reichsrat Franz von Buhl, Geheimer Kommerzienrat Wilhelm Federer, Carl Leonhard, Oberfinanzrat Adolf Klett, Karl Koenigs, Wilhelm Merz, Eduard Schall, Wilhelm Scipio.
- 210 Hirschfeld, Paul: Württembergs Großindustrie und Großhandel, Bd. 3, Berlin 1889, S. 116-120, HC-Archiv HV 293.
- 211 Gedenkblatt zum 25. Jubiläum (1871-1896) des Stuttgarter Immobilien- und Baugeschäfts am 01.12.1896, Stuttgart 1896, HC-Archiv HV 239.
- 212 Ebd.
- 213 Schultheiß, H.: Geschichtliche Entwicklung der Werke des Heidelberger Konzerns im Blautal und Oberschwaben, 27.03.1927.
- 214 Hirschfeld, 1889, S. 116-120.
- 215 Hepach, Wolf-D.: Schwenk 1847-1997. Fünf Generationen – ein Werk, Allmendingen 1997, S. 19.
- 216 Schultheiß, H.: Geschichtliche Entwicklung der Werke des Heidelberger Konzerns im Blautal und Oberschwaben, 27.03.1927, HC-Archiv ZWS 12.
- 217 Ebd.
- 218 Hirschfeld, 1889, S. 116-120.
- 219 Albrecht, 1991, S. 153.
- 220 StA Schelklingen, C 375, und B 58/4.
- 221 Schultheiß, 1927.
- 222 Ebd.
- 223 Werk Schelklingen Jahresbericht 1929, S. 26, HC-Archiv HV 74.
- 224 Aktennotiz von Curt Anderst, Zementverkauf Stuttgart, 03.10.1963, HC-Archiv HV 293.
- Schultheiß, H.: Geschichtliche Entwicklung der Werke des Heidelberger Konzerns im Blautal und Oberschwaben, 27.03.1927, HC-Archiv ZWS 12.
- 225 Arbeitsordnung für die Portlandcementfabrik Blaubeuren von Gebrüder Spohn in Blaubeuren, 08.04.1892, HC-Archiv ZWB 13/1.
- 226 Riepert, 1927, S. 972-974.
- 227 Riepert, 1927, S. 972-974.
- 228 Arbeitsordnung für die Portlandcementfabrik Blaubeuren von Gebrüder Spohn in Blaubeuren, 08.04.1892, HC-Archiv ZWB 13/1.
- 229 Ebd.
- 230 Arbeitsordnung der Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG vom 2. August 1923, S. 3, HC-Archiv ZWL 78.
- 231 Ebd., S. 4.
- 232 Riepert, 1927, S. 981-983.
- 233 Arbeiterdemonstration in Leimen. Eine Erklärung [unterzeichnet: Portland-Cement-Werke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart Aktiengesellschaft F. Schott, F. Brans, Dr. E. Schott], in: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 10.02.1919, S. 8.
- 234 SPD-Archiv Leimen, Protokoll-Buch der Sozialdemokratischen Bürgerausschussmitglieder Leimen, Protokoll der Bürgerausschusssitzung vom 15.01.1913.
- 235 Arbeiterdemonstration in Leimen. Eine Erklärung, in: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 10.02.1919, S. 8.
- 236 Cramer, Dietmar u.a.: Von Menschen und Zement. Die Geschichte des Zementwerks Leimen, (Der Heidelberger Portländer. Beiträge zur Unternehmensgeschichte und Unternehmenskultur 2), hrsg. Heidelberger Zement, Heidelberg 2001, S. 100 f.; Unruhen in Leimen. In: Heidelberger Tageblatt vom 10.02.1919; Die Vorgänge in Leimen, in: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 12.02.1919, S. 8.;

- Die Vorgänge im Cementwerk Leimen, in: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 13.02.1919, S. 8.
- 237 Unruhen in Leimen, in: Heidelberger Tageblatt vom 10.02.1919.
- 238 Die Vorgänge im Cementwerk Leimen, in: Heidelberger Neueste Nachrichten vom 13.02.1919, S. 8.
- 239 Arbeitsordnung für die Portlandcementfabrik Blaubeuren von Gebrüder Spohn in Blaubeuren, 08.04.1892, HC-Archiv ZWB 13/1.
- 240 Verzeichnis derjenigen Zementwerksarbeiter, welche im Okt. 1921 vom hiesigen Zementwerk Kartoffeln erhalten haben, 22.11.1921, StA Burglengenfeld 412/2-7.
- 241 Jahresbericht 1929 Werk Leimen, S. 27, HC-Archiv HV 127.
- 242 Ebd., S. 28-29.
- 243 Ebd., S. 29. Zwischen 1916 und 1920 starben Kesselmeister Robert Schirm, Elektromeister Markus Mayr, Küfermeister Ludwig Grieshaber, Spenglermeister Franz Knopf und Packmeister Wilhelm Schönit.
- 244 Ebd., S. 79.
- 245 Ebd., S. 62.
- 246 Ebd., S. 54.
- 247 Der Spohn-Zement. Mitteilungen an die Gefolgschaft der Portland-Cementfabrik Blaubeuren Gebrüder Spohn AG, Folge 1, 31.12.1937, Blaubeuren, S. 4, HC-Archiv ZWB 13.
- 248 Curt von Grueber, Maschinenbau AG, Berlin-Lichterfelde an Dr. Georg Spohn, 14.02.1931, HC-Archiv HV 355.
- 249 Der Spohn-Zement. Mitteilungen an die Gefolgschaft der Portland-Cementfabrik Blaubeuren Gebrüder Spohn, AG, Folge 1, 31.12.1937, Blaubeuren, S. 5.
- 250 Ebd.
- 251 Jahresbericht 1929 Werk Leimen, S. 2-3, 41-42, 55 f., HC-Archiv HV 127. Die außergewöhnlich kalten Monate Januar und Februar 1929 brachten die Bautätigkeit und den Schiffsverkehr auf dem vom 04.02.-12.03.1929 zugefrorenen Rhein völlig zum Erliegen. Die Fabrikation ruhte vom 21.12.1928 bis 02.04.1929. Dadurch mussten Exportaufträge storniert werden. Der Minderversand in Süddeutschland belief sich auf 10.178 Wagen.
- 252 Ebd., S. 22, 26 f., 53-55.
- 253 100 Jahre Zementwerk Lengfurt, Jubiläumsfestschrift, Lengfurt 1999.
- 254 Ebd., S. 29-31
- 255 Ebd., S. 3-5, 10.
- 256 Ebd., S. 10.
- 257 Ebd., S. 21 f.
- 258 Ebd., S. 24 f.
- 259 Geschäftsbericht der Bayerischen Portlandzementwerk Kiefersfelden AG, 1925, Bericht des Vorstandes vom 12.05.1926, HC-Archiv HV 463 sowie Prospekt über die Errichtung der Portlandzementfabrik Kiefersfelden AG in Kiefersfelden, 06.12.1921.
- 260 Ansprache von Adolf Lude bei der Werksfeier zu seinem 80. Geburtstag, 25.12.1967, HC-Archiv ZWK 65.
- 261 Die Entstehung, geschichtliche Entwicklung und der Betrieb des Bayerischen Portland-Cementwerkes Kiefersfelden AG in Kiefersfelden, in: Werkszeitung, 16.06.1928, HC-Archiv DS 1.
- 262 Ebd., Geschäftsberichte der Portlandzementfabrik Kiefersfelden 1928-1933 sowie Das Zementwerk Kiefersfelden, Werksreportage, H. 3, 1965, S. 6-12.
- 263 Kiefersfelden schließt die Tore, Wir Heidelberger, H. 4, 2002, S. 1, HC-Archiv DS 2908.
- 264 Otto Heuer war Mitglied des Kepler-Kreises (Freundeskreis Himmler). Bütow, Tobias und Bindernagel, Franka: Ein KZ in der Nachbarschaft. Das Magdeburger Außenlager der Brabag und der „Freundeskreis Himmler“, Köln 2003.
- 265 Besondere Protokolle über die Sitzung des Aufsichtsrates, Sitzungen des „engeren Kreises“, 16.10.1918-27.03.1931, HC-Archiv HV 1161. 1930 scheiden Werksleiter Carl Schindler und Wilhelm Friedrich aus dem Vorstand aus.
- 266 Jahresbericht des Werks Leimen 1929, S. 22, 26 f., 53-55, HC-Archiv HV 127.
- 267 Volksgemeinschaft, 5. Mai 1933.
- 268 Ebd.
- 269 Volksgemeinschaft, 09.05.1933.
- 270 Geschäftsbericht der Portland-Zementwerke Heidelberg AG, 1932, Bericht des Vorstandes vom 17.05.1933, HC-Archiv HV 20.
- 271 Ebd.
- 272 Geschäftsbericht der Portland-Zementwerke Heidelberg AG, 1934, Bericht des Vorstandes vom 30. April 1935, HC-Archiv HV 29.
- 273 Technischer Monatsbericht, März 1936, 11.04.1936, HC-Archiv ZWBL 193.
- 274 Technischer Monatsbericht, Mai 1936, 16.05.1936 und 19.06.1936, HC-Archiv ZWBL 193. Am 29.02.1936 vormittags 9 Uhr fand ein Betriebsappell statt, bei denen der Redner der Gauverwaltung der DAF Pg. Döll, Bayreuth, sprach. Vgl. Technischer Monatsbericht, Februar 1936, 10.03.1936, HC-Archiv ZWBL 193.
- 275 Betriebsordnung für das Werk Leimen vom 1. April 1938, S. 7-8, HC-Archiv ZWL 78.

- 276 Geschäftsbericht für das Jahr 1939 der Portland-Zement-Werke Heidelberg Aktiengesellschaft, Bericht des Vorstands vom 25.04.1940, HC-Archiv HV 28.
- 277 Ebd., S. 1–4, 16.
- 278 Betriebsordnung für das Werk Leimen vom 01.04.1938, S. 3, HC-Archiv ZWL 78.
- 279 Betriebsordnung und Satzung der Unterstützungskasse der Portland-Zementwerke Heidelberg AG vom 1. Mai 1940, S. 10, HC-Archiv ZWL 78.
- 280 Ebd.
- 281 Ebd.
- 282 Ebd., S. 17, 21.
- 283 Werden und Wirken. Aus den Aufzeichnungen des Kommerzienrats Dr.-Ing. e.h.Carl Schwenk, Ulm a.D., Ulm 1939, S. 84.
- 284 Der Spohn-Zement. Mitteilungen an die Gefolgschaft der Portland-Cementfabrik Blaubeuren Gebrüder Spohn AG, 30.04.1938, Folge 2, S. 4, HC-Archiv ZWB 13.
- 285 Der Spohn-Zement. Mitteilungen an die Gefolgschaft der Portland-Cementfabrik Blaubeuren Gebrüder Spohn, AG, Folge 1, 31.12.1937, Blaubeuren, S. 3 sowie Dr. Georg Spohn und Friedrich Kirchoff an Otto Heuer, 27.07.1936, HC-Archiv HV356.
- 286 Süddeutscher Cement-Verband an Friedrich Kirchoff, 06.09.1932 und Dr. Georg Spohn und Friedrich Schott an Dr.Friedrich Kirchoff, 26.08.1932, HC-Archiv HV 356.
- 287 Eberhardt Spohn: Die Portland-Cementwerke Heidelberg-Mannheim-Stuttgart AG (Aufsatz), o.D. [ca. 1965], HC-Archiv HV 494. Im Interessensgemeinschaftsvertrag war ein Tausch von drei Heidelberger Aktien für eine Spohn-Aktie festgelegt, der am 01.03.1939 vollzogen wurde. Es wurden 920.400 Spohn-Aktien zu 400 Mark je Stück gegen 2.771.200 Heidelberger Aktien zu 400 Mark je Stück getauscht. Beim Aktienkapital von 2.000.000 Mark erhöhte sich der Anteil Heidelbergs von 42,82% um 46,02 % der Familie Spohn auf 88,9 %. Von den ausstehenden Aktien wurden von 1942 bis 1944 noch weitere nominelle 144.400 Spohn-Aktien (7,22 %) getauscht, sodass Heidelberg über 96,12 % verfügte. Die restlichen Aktien wurden in den Folgejahren restlos aufgekauft.
- 288 Interessensgemeinschaftsvertrag zwischen den Portland-Zementwerken Heidelberg und der Portland-Cementfabrik Blaubeuren, 10.12.1959, HC-Archiv HV 356.
- 289 Albrecht, 1991, S. 200.
- 290 Ein halbes Jahrhundert Zementwerksgeschichte in Burglengenfeld, in: Werksreportage, H. 1, 1963, S. 2-5.
- 291 Technischer Monatsbericht, April 1940, HC-Archiv ZWBL 193.
- 292 Technischer Monatsbericht, Mai und Juni 1940, HC-Archiv ZWBL 193.
- 293 Im September 1944 entstammten 33 % der Arbeitskräfte in der deutschen Wirtschaft den Kategorien „Kriegsgefangene“, „Fremdarbeiter“ und „KZ-Häftlingen“. Am Standort Leimen lag der Anteil am 24. Oktober 1944 bei 35 %, wobei keine KZ-Häftlinge beschäftigt wurden. Der Anteil der Arbeiterinnen an den ausländischen Zivilbeschäftigten lag im Deutschen Reich bei einem Drittel, in Leimen lag der Anteil bei 38,8 %. Am 16.03.1945 waren noch sechs Franzosen, 45 Italiener, 30 Ostarbeiter und acht Holländer am Standort Leimen tätig. Die letzten Kriegswochen brachten eine ständige Verringerung an Arbeitskräften durch hektische Verlagerungen mit sich. So wurden z.B. am 19.03.1945 37 Italiener und drei Deutsche an die Reichsbahn abgegeben, vgl. HC-Archiv ZWL 379.
- 294 Besprechungsprotokoll Hemscheidt und Schmidhuber mit Vorständen Kellerwessel, Koch, Scheck, 03.06.1942, HC-Archiv ZWB 69.
- 295 Ebd.
- 296 Anforderung von Kriegsgefangenen beim Arbeitsamt Heidelberg, 27.06.1942, HC-Archiv ZWL 379.
- 297 Herbert, Ulrich (Hrsg.): Europa und der „Reichseinsatz“. Ausländische Zivilarbeiter, Kriegsgefangene und KZ-Häftlinge in Deutschland 1938-1945, Essen 1991, S. 12.
- 298 Geschäftsberichte für die Jahre 1933-1945 der Portland-Zement-Werke Heidelberg Aktiengesellschaft, HC-Archiv HV 21 bis HV 33.
- 299 Geschäftsbericht der Portland-Zementwerke Heidelberg AG, 1943, HC-Archiv DS 2335.
- 300 Brief von Paul Hemscheidt an Dr. Josef Kellerwessel, 13.07.1944, HC-Archiv HV 357.
- 301 Geschäftsbericht der Portland-Zementwerke Heidelberg AG, 1944, HC-Archiv DS 2336.
- 302 Mitteilung Bohmann und Scheer/Hauptverwaltung an Werksleitung Burglengenfeld, 02.11.1945, HC-Archiv ZWBL 323.
- 303 Der Heidelberger Portländer. Werkszeitschrift der Portland-Zementwerke Heidelberg Aktiengesellschaft, Sondernummer zum 75. Geburtstag von Dr. Ehrhart Schott, 1954, S. 3, HC-Archiv DS 41.
- 304 Ebd., Sondernummer 1960.
- 305 Ebd., Sondernummer 1954, S. 4.
- 306 Mai, Gunther: Der Alliierte Kontrollrat in Deutschland 1945-1948: alliierte Einheit –

- deutsche Teilung?, München, Wien 1995, S. 233-234 sowie Geschäftsbericht der Portland-Zementwerke Heidelberg AG, 21.06.1948- 31.12.1949, HC-Archiv DS 2343.
- 307 Niederschrift der Werksleitertagung vom 30.03.1951, S. 3, HC-Archiv ZWL 145 sowie Protokoll der Aufsichtsratssitzung der Portland-Cementfabrik Blaubeuren, Gebrüder Spohn AG vom 01.10.1948, HC-Archiv HV 357.
- 308 Kopper, Christopher: Die Bahn im Wirtschaftswunder. Deutsche Bundesbahn und Verkehrspolitik in der Nachkriegszeit, Frankfurt 2007, S. 207 f.
- 309 Freese, Bernd: Die Verkaufsorganisation unseres Unternehmens, in: Werksreportage, H. 2, 1962, S. 3-6, HC-Archiv DS 100.
- 310 Albrecht, 1991, S. 210.
- 311 Freese, 1962, S. 3-6.
- 312 Die Entwicklung des Lepol-Verfahrens durch Dr.-Ing. Otto Lellep und die Maschinenfabrik G. Polysius AG, Dessau 1936.
- 313 Freese, 1962, S. 3-6.
- 314 Niederschrift der Werksleitertagung vom 22. und 23.05.1957, S. 4, HC-Archiv ZWL 148.
- 315 Niederschrift der Werksleitertagung vom 31.10.1956, HC-Archiv ZWL 149.
- 316 Freese, 1962, S. 3-6.
- 317 Heidelberger Portländer, H. 4, 1961, S. 5 f., 9, HC-Archiv DS 93.
- 318 Geschäftsbericht der Portland-Zementwerke Heidelberg, 1959, HC-Archiv DS 2430.
- 319 Heidelberger Portländer, H. 4, 1961, S. 5 f., 9, HC-Archiv DS 93.
- 320 Ebd. sowie S. 12.
- 321 Cramer, Dietmar: Römer in Heidelberg. Ausgrabungen im Bereich der Hauptverwaltung der HeidelbergCement AG, (Der Heidelberger Portländer. Beiträge zur Unternehmensgeschichte und Unternehmenskultur 6), Heidelberg 2013.
- 322 Vorstandsprotokolle 13.06.1963 bis 14.10.1968, HC-Archiv HV 1437.
- 323 Schuhmacher begann 1950 seine kaufmännische Ausbildung im Zementwerk Nürtingen.
- 324 Hinzu kam ein weit verbreitetes Krisengefühl im Rahmen der entstehenden breiten Umwelt-schutzbewegung und der Veröffentlichung „Grenzen des Wachstums“ durch den Club of Rome, vgl. Jaraus, Konrad K.: Krise oder Aufbruch?, in: Zeithistorische Forschungen, online-Ausgabe 3, 2006, H. 3, S. 2.
- 325 Geschäftsbericht Portland Zementwerke Heidelberg, 1972, S. 10 sowie 1973, S. 10 und 1974, S. 12.
- 326 Stiftung Haus der Geschichte der Bundesrepublik Deutschland.
- 327 Geschäftsbericht der Portland Zementwerke Heidelberg, 1976, S. 18. Jaraus, 2006, H. 3, S. 2.
- 328 Der theoretische Wärmebedarf liegt bei 425 kcal/kg Klinker, was einem Wirkungsgrad von 68 % entspricht.
- 329 Prentice, David: What delays the rise of an industry? The long slow birth of Lehigh Valley Cement, 2012, S. 2 sowie Tolksdorf, Michael: Ruinöser Wettbewerb: Ein Beitrag zur Phänomenologie und wettbewerbspolitischen Behandlung einer marktwirtschaftlichen Fehlentwicklung, Berlin 1971, S. 147. Die acht größten Zementhersteller hatten 1954 einen Anteil von ca. 50 %: Universal Atlas 10,5 %, Lehigh Portland 7,9 %, Lone Star 7,9 %, Ideal 7,6 %, Penn-Dixie 4,9 %, Marquette 4,7 %, general 4,7 %, Alpha 3,4 %.
- 330 International Directory of Company Histories, Vol. 23, St. James Press, Farmington Hills, Michigan, USA 1998.
- 331 Salomon, William A.: A 100 year history of Lehigh Portland Cement Company 1897-1997, Allentown 1997, S. 17-25 sowie Young, Joseph S.: A brief history of cement, hrsg. Lehigh Portland Cement Company, 1966, S. 20-22, HC-Archiv HV 2548/1.
- 332 1 Barrel (bbl.) entspricht ca. 376 US-Pfund oder 156,94 Kg Portlandzement.
- 333 Salomon, 1997, S. 25 f.
- 334 Ebd., S. 32 f.
- 335 Smee, Doyle: Portland cement industry, riding the construction boom, warily embarks on huge expansion program, in: Wall Street Journal, 24.02.1955, S. 26.
- 336 Herod, Sandy: Union Bridge operation now Lehigh's largest, in: Pit and Quarry, Juli 1971, S. 111-116, 126 sowie International directory of company histories, Vol. 23, St. James Press, 1998.
- 337 Allen, Bruce T.: Foreign owners and american cement: old cartel hands, or new kids on the block, review of industrial relations 8, 1993, S. 697, 700 sowie Barjot, Dominique: The americanization of the european cement industry: Lafarge in comparative perspective, from fashion to a structural change, in: Business and Economic History online, Bd. 7, 2009, S. 4-5.
- 338 Ebd. 700 sowie Tolksdorf, 1971, S. 146-185.
- 339 U.a. Börsenzeitung Nr. 170, 06.09.1977, HC-Archiv HV 2548/1.
- 340 Zu den Übernahmekandidaten HC-Archiv HV 2540 sowie Allen, 1993, S. 704.

- 341 Börsenzeitung Nr. 170, 06.09.1977, HC-Archiv HV 2548/1.
- 342 Ebd.
- 343 German cement firm submits offer to acquire Lehigh Portland, in: Pit and Quarry, Oktober 1977, S. 17.
- 344 Vortrag von Peter Schuhmacher, 17.07.1980, S. 23, HC-Archiv ZWW 14/1.
- 345 Allen, 1993, S. 703, Barjot, 2009, S. 11.
- 346 Allen, 1993, S. 699.
- 347 Hadley, Earl J.: The magic powder. History of the Universal Atlas Cement Company and the cement industry, New York 1945.
- 348 A new giant in cement, in: Business Week, 03.03.1980, S. 32.
- 349 FTC approves sales of a plant by Lehigh Portland Cement Co., in: Wall Street Journal, 16.11.1981, S. 46.
- 350 Carroll, Brian: Lehigh buyer aims for more, in: Furniture Today, 18.03.1996, S. 1, 18.
- 351 Geschäftsbericht der Heidelberger Zement AG, 1987.
- 352 HZ-Info, H. 5, 1993, HC-Archiv DS 601.
- 353 Dickson, Tim and Gibbens, Robert: Belgian group in \$ 327 Mio. US deal, in: Financial Times, 31.07.1986, S. 30.
- 354 Zement-Jahresbericht 2000-2001 und 2004-2005, BDZ, Köln.
- 355 HZ-Info, H. 3, 1999, HC-Archiv DS 618.
- 356 Cramer, Dietmar: 100 Jahre Zementproduktion im Werk Ennigerloh. Entstehung der Zementindustrie im Gebiet Beckum-Ennigerloh, (Der Heidelberger Portländer. Beiträge zur Unternehmensgeschichte und Unternehmenskultur 4), Heidelberg 2012.

HeidelbergCement AG

Berliner Straße 6
69120 Heidelberg

E-Mail: info@heidelbergcement.com
www.heidelbergcement.com

HEIDELBERGCEMENT